

Abschlussbericht des Projekts

„Ein Jahr wirklich anders leben...?“

Auftraggeber: Jesuitenmission Nürnberg

Projektbearbeitung: Christina Büchl (christina.buechl@hfph.de)
Christian Franke (christian.franke@hfph.de)

Projektleitung: Dr. Thomas Steinforth (thomas.steinforth@hfph.de)

Projektlaufzeit: 01.01.2018 – 31.12.2018

Inhaltsverzeichnis

1) Einleitung.....	1
a) Hintergrund und Ziel des Forschungsprojekts	1
b) Ausweitung der Fragestellung.....	1
c) Aufbau des Abschlussberichts	2
2) Forschungsdesign.....	4
a) Methodologie	4
b) Methoden der Datenerhebung	6
c) Methoden der Datenauswertung	8
d) Sampling, Rekrutierung und Samples	9
e) Forschungsethik.....	12
f) Limitationen.....	14
g) Feldbeschreibung	15
3) Forschungsergebnisse	19
a) Motivation, Erwartungen und Wirkungsansprüche der Freiwilligen.....	19
i) Aufmerksam werden auf/sich angesprochen fühlen durch das Programm.....	19
ii) Motivationen für einen Freiwilligendienst.....	21
iii) Begründete Entscheidung für einen jesuitischen Freiwilligendienst	23
iv) Zweifel und Befürchtungen	25
v) Illegitime Motivationen und fragwürdige Einsätze.....	26
vi) Erwartungen an den Einsatz und Vorstellungen vom Einsatzland.....	26
vii) Ansprüche an das eigene Wirken als Freiwillige_r.....	28
b) Soziale Beziehungen während des Dienstes	29
i) Wichtige Personen(gruppen).....	30
ii) Die Bedeutung des Spracherwerbs	40
iii) Was bedeutet „sich einlassen“ für die Freiwilligen?	42
c) ‚Überraschende Erfahrungen‘ während des Einsatzes.....	44
i) Überraschende Erfahrungen im Kontext von Interkulturalität und ‚Andersartigkeit‘ ..	44
ii) In welchen Bereichen machen die Freiwilligen überraschende Erfahrungen?	45
iii) Umgangsweisen mit überraschenden Erfahrungen	49
d) Reflexion der eigenen Rolle als Freiwillige_r und der erlebten Wirkung	54
i) Als Freiwillige_r vor Ort sein: Rolle und Herausforderungen.....	54
ii) Wahrgenommen werden als „Freiwillige_r“	56
iii) Wie wird das eigene Wirken erlebt?	58
iv) Begrenzte Wirkmächtigkeit	61
e) Erfahrungen in der Zeit nach dem Dienst.....	62

i)	Abreise vom Einsatzort	62
ii)	Ankunft im ‚Heimatland‘	63
iii)	Ungewohnte Gegebenheiten ‚zu Hause‘	63
iv)	Rückmeldungen aus dem Umfeld	64
v)	Schwierigkeiten nach der Rückkehr.....	64
vi)	Verarbeiten der Erfahrungen	65
f)	Langfristige Prägung	67
i)	Beruf, Studium und Arbeit.....	69
ii)	Auswirkungen des Freiwilligendienstes auf Persönlichkeit und Charakter.....	71
iii)	In Verbindung mit dem Programm, anderen Ehemaligen und Jesuiten bleiben.....	74
iv)	Die Bedeutung von Glaube und Spiritualität für ehemalige Freiwillige	75
v)	Individuelle Aushandlungen des „einfaches Lebensstils“	79
vi)	Engagement im persönlichen Nahbereich	83
vii)	Verbindung zum Einsatzland und den Menschen vor Ort.....	86
4)	Ansätze zur weiteren Gestaltung	88
a)	Die vier Grundlinien: Alleinstellungsmerkmal von JEV – und auch von JV?	88
b)	Grundlinie „Leben in Gemeinschaft“	88
c)	Grundlinie “Glaube und Spiritualität” / “Gelebter Glaube”	89
d)	Grenzen des „Sich Einlassens“ und Selbstschutz	90
e)	Übertragung des Perspektivenwechsels auf das Leben in Deutschland	91
f)	Wunsch nach verstärkter Vernetzung der ehemaligen Freiwilligen	91
i)	Sich einbringen	92
ii)	Sich vernetzen	92
g)	Weitere Gestaltungsideen und –wünsche	93
i)	Intensivierung der Betreuung nach der Rückkehr	93
ii)	Re-Etablierung von Einsatzstellen in Deutschland.....	93
iii)	Reverse-Freiwilligendienste.....	93
iv)	Weitere Diversifizierung der JV-Jahrgänge.....	94
5)	Diskussion der Ergebnisse und Fazit	95
a)	Zusammenfassung der Ergebnisse	95
b)	Freiwilligendienste als Bildungserfahrung?	99
c)	Offene und neue Fragen	101
	Literaturverzeichnis	104
	Anhang	105
A.	Leitfaden für Orientierungsgespräche	105
B.	Leitfaden für vertiefende Interviews	109

C. Transkriptionsregeln	115
D. Vorgehen für Gruppendiskussionen	116
E. Codebaum der Analyse in MAXQDA	119
F. Dokumentation zur Online-Umfrage	120

1) Einleitung

a) Hintergrund und Ziel des Forschungsprojekts

Seit mittlerweile mehr als dreißig Jahren werden in wechselnder Trägerschaft jesuitische Freiwilligenprogramme angeboten. Neben den beiden größten, *Jesuit European Volunteers* (JEV, 1986-2011) und *Jesuit Volunteers* (JV, seit 2012)¹ sowie dessen direkten Vorgänger, *Jesuit Mission Volunteers* (JMV, seit 2002), gab es eine Reihe von weiteren, kleineren Programme (*Internationales Netz der Solidarität* [INES], *WeltWeit-Experiment* [WeWeX]) und einzelne Exposure-Programme. Insgesamt haben bis heute mehr als eintausend Personen an einem Einsatz teilgenommen.

Jedes dieser Programme hat ein eigenes Profil in Bezug auf Vor- und Nachbereitungen, Schwerpunktsetzung und Ziele. Dabei konzentriert sich das Forschungsprojekt auf JEV und JV und bezieht partiell JMV als direkten Vorgänger von JV in diesen Fokus ein.

Ziel des vom Zentrum für Globale Fragen (ZGF) im Auftrag der Jesuitenmission (JM) durchgeführten Projekts ist es, herauszufinden, inwiefern sich der Freiwilligeneinsatz langfristig auf das gesellschaftliche Engagement der Teilnehmenden auswirkt. Relevant sind dabei nicht zuletzt die Erfahrungen und subjektiven Einschätzungen der Teilnehmenden – z.B. wie sie mit dem Programm zufrieden waren und an welchen Punkten ihrer Ansicht nach Änderungsbedarf besteht. Im Rahmen der Analyse werden sowohl die persönliche als auch die gesellschaftliche Dimension und deren Verwobenheit betrachtet. Hinsichtlich der persönlichen Dimension stellt sich etwa die Frage, inwiefern sich der Freiwilligeneinsatz auf die Lebensentwürfe, Wertehaltungen und sozialen Beziehungen der Teilnehmenden auswirkt. Bei Betrachtung der gesellschaftlichen Dimension ist insbesondere von Interesse, inwiefern sich aus der Erfahrung des Freiwilligeneinsatzes langfristiges Engagement für gesellschaftlich relevante Prozesse ergibt. Hier ist beispielsweise an ein strukturierteres Engagement in Gruppen, Parteien, Medien oder öffentlichen Foren zu denken, aber auch an eher informelle Formen des Engagements.

b) Ausweitung der Fragestellung

Die Bearbeitung des Projektauftrags haben wir mit der Fragestellung ‚Inwiefern motiviert die Teilnahme an einem jesuitischen Freiwilligendienst zu gesellschaftlichem Engagement?‘² begonnen. In einer Besprechung mit dem Projektpartner im März 2018 ist deutlich geworden, dass dieser Zuschnitt des Projekts zu eng ist, da wichtige Elemente der Wirkung des Dienstes auf die Freiwilligen mit so einer Eingrenzung aus dem Aufmerksamkeitsfokus geraten würden.

Daraus haben sich zwei maßgebliche Veränderungen ergeben. Erstens haben wir den Begriff des Engagements dahingehend erweitert, dass er neben dem engen Verständnis (gesellschafts-)politischer Aktivität auch Tätigkeiten auf lebensweltlicher Ebene einschließt. In anderen Worten verstehen wir nicht nur ehrenamtliche Tätigkeiten und die Teilnahme an

¹ Gelegentlich wird in den programmeigenen Dokumenten „Jesuit Volunteers“ auch als Sammelbegriff für alle Freiwilligen in jesuitischen Freiwilligendiensten gebraucht. Umgekehrt wird von JV-Ehemaligen teilweise die Bezeichnung „JEV“ als Beschreibung für Freiwillige gebraucht. Wir verwenden die Begriffe JEV, JMV und JV lediglich in Bezug auf die Programme und „jesuitische Freiwillige“ als Begriff für die Gesamtheit der Personen, die einen jesuitisch getragenen Freiwilligendienst absolviert haben.

² Im Projektbericht wird mit einfachen und doppelten Anführungszeichen gearbeitet. Einfache Anführungszeichen werden verwendet, wenn wir ein bestimmtes Wort bzw. eine Wortabfolge hervorheben möchten; bei Textstellen mit doppelten Anführungszeichen handelt es sich stets um direkte Zitate von Aussagen, welche Freiwillige im Rahmen des Projekts (in den Gesprächen, Gruppendiskussionen und Freifeldern der Umfrage) geäußert haben.

ereignisbezogenen politischen Veranstaltungen (z.B. Demonstrationen), sondern auch ‚Zivilcourage‘ und Fürsorgetätigkeiten im persönlichen Nahbereich als Ausdruck von Engagement. Zweitens haben wir daraufhin so verstandenes Engagement als eine von mehreren Dimensionen der ‚Prägung durch den Dienst‘ konzeptualisiert und so unseren Forschungsgegenstand auf einer allgemeineren Ebene verortet.

Die angepasste Forschungsfrage, die wir im Laufe des Forschungsprozesses verfolgt haben, lautet dann: *Inwiefern wirkt sich die Teilnahme an einem jesuitischen Freiwilligendienst (JEV, JV) langfristig auf die Freiwilligen aus?*

Die Auswirkungen auf die Freiwilligen haben wir im Projekt auch als Formen der ‚Prägung‘ bezeichnet. Den Begriff der ‚Prägung‘ verstehen wir dabei nicht als ein Einwirken von äußeren Kräften auf ein passives Subjekt und auch nicht als das Ergebnis isolierter Selbstreflexion über eine äußere Welt, sondern als einen medialen Prozess, in dem das Erfahren von Situationen, die Reflexion darüber und die Artikulation des Erlebten (in Handlungen und Äußerungen) ineinandergreifen. Das Forschungsinteresse des Projekts liegt somit auf der Sichtbarmachung der verschiedenen lebensweltlichen Dimensionen (z.B. beruflicher Werdegang, Konsumverhalten, Bedeutung von Spiritualität), in denen ein Geprägt-Sein durch den Freiwilligendienst von den Ehemaligen zur Sprache gebracht wird, dem Herausarbeiten von verschiedenen Intensitäten der Prägung in diesen Dimensionen und der Systematisierung von Zusammenhängen zwischen Faktoren, die den Einsatz charakterisieren (z.B. Programm, Wohnform, Einsatzland). Mit diesem Fokus grenzt sich unsere Fragestellung von anderen Ansprüchen ab. Erstens ist es nicht unser Anspruch, eine Geschichte der Programme und ihrer Entwicklung im Zeitverlauf zu schreiben. Die dafür erforderlichen Dokumente sind uns nur in begrenztem Maße zugänglich und zumindest für den Zeitraum von 1986 bis 2004 liegt eine solche Darstellung bereits vor,³ welche wir in dieser Qualität nicht hätten erstellen können. Zweitens ist eine Evaluation von JV nicht Teil des Projektauftrags und wäre durch das Design einer Querschnitterhebung auch nicht direkt möglich. Allerdings geben die geschilderten Wahrnehmungen von Ehemaligen darüber, inwiefern JV sich von den Vorgängern JMV und JEV unterscheidet, Hinweise darauf, was aus der Sicht dieser Ehemaligen heute anders funktioniert. Drittens zielt die Fragestellung nicht primär auf die zukünftige Gestaltung von JV ab, jedoch haben sich im Forschungsprozess mehrere Ansatzpunkte für die weitere Entwicklung des Programms aufgetan, die wir am Ende dieses Berichts kurz erläutern.

c) Aufbau des Abschlussberichts

Der Bericht gliedert sich in drei Abschnitte. Zuerst wird das Forschungsdesign des Projekts erläutert. In diesem Abschnitt werden die relevanten methodologischen Positionen und methodischen Entscheidungen, die den Forschungsprozess strukturiert haben, vorgestellt und begründet. Dazu gehören die Wahl von Methoden der Datenerhebung und -auswertung, die Sampling-Strategie und forschungsethische Reflexionen. Darüber hinaus werden in diesem Abschnitt die Limitationen des Forschungsprojekts diskutiert. Den Abschluss bildet eine dichte Feldbeschreibung, die unsere Sichtweise auf das Forschungsfeld verdeutlichen soll.

Der zweite und umfangreichste Abschnitt präsentiert die Forschungsergebnisse in thematisch gegliederten Kapiteln. Die ersten fünf Unterkapitel stellen Erfahrungen und Erlebnisse vor, die direkt mit dem Freiwilligendienst verknüpft sind. Dabei werden sowohl Verbindungen zwischen diesen fünf Themen als auch Zusammenhänge mit dem Gegenstand unserer Forschungsfrage

³ In einem Dokument aus dem Jahr 2004, das von der Deutschen Provinz der Jesuiten / Jesuit Volunteers (JV) herausgegeben werden historische Entwicklung und konzeptionelle Ausrichtung von JEV erläutert und zu diesem Zeitpunkt existierende, kleinere Programme vorgestellt. Hierin werden die programmatischen und organisatorischen Verschiebungen, die sich über die ersten knapp 20 Jahre ergeben haben, sichtbar.

herausgearbeitet. Begonnen wird die Darstellung mit den Motivationen, Erwartungen und Wirkungsansprüchen der Freiwilligen, um ein besseres Verständnis dafür zu bekommen, was die Freiwilligen vor ihrem Dienst bewegt. Anschließend werden die sozialen Beziehungen näher betrachtet, die für die Freiwilligen während ihres Dienstes besonders relevant sind. Das dritte Unterkapitel fokussiert ‚überraschende‘ Erfahrungen während des Dienstes. Anschließend geht es darum, wie die Freiwilligen ihre eigene Rolle und ihr Wirken vor Ort wahrnehmen, wobei die damit verbundenen Ansprüche, die eigene Wirkmächtigkeit und die Einschränkungen der eigenen Handlungsfähigkeit stark mit den bereits dargestellten Motivationen zusammenhängen. Da die Zeit unmittelbar nach dem Dienst für viele Freiwillige nochmal eine intensive Phase darstellt, wird diese Zeit gesondert von den langfristigen Auswirkungen des Freiwilligendienstes dargestellt, um die es im letzten Unterkapitel zur langfristigen Prägung geht. Dieses markiert die Schnittstelle der thematischen Linien, die zuvor diskutiert wurden, und entfaltet die Antworten, die sich empirisch auf die Forschungsfrage finden lassen.

Der dritte Abschnitt des Abschlussberichts systematisiert die verschiedenen Rückmeldungen zu den jesuitischen Freiwilligenprogrammen. Dabei ist es nicht unser Anspruch, konkrete Vorschläge und deren Umsetzung nahezulegen, sondern basierend auf den Forschungsergebnissen Fragen zu formulieren und Ansätze anzudeuten, die sich für die weitere Gestaltung von JV ergeben.

Zum Schluss werden die zentralen Erkenntnisse aus der Empirie zusammengefasst, und vor dem Hintergrund theoretischer Überlegungen reflektiert sowie ein Ausblick für weitere empirische und theoretische Arbeiten gegeben.

2) Forschungsdesign

Ausgehend von dem Zuschnitt unseres Forschungsgegenstandes durch die Fragestellung, die wir in diesem Projekt verfolgen, hat sich die Verbindung von verschiedenen Datenquellen (Dokumente, Interviews, Online-Befragung, Gruppendiskussionen) als erkenntnisförderlich erwiesen. Die Grounded Theory Methodologie bietet für diese herausfordernde Kombination von Daten einen hinreichend flexiblen und zugleich in Breite und Tiefe ausgearbeiteten methodologischen Rahmen, welcher zudem der Eigenlogik des Feldes Rechnung trägt. Dadurch ist eine enge Passung zwischen Empirie und methodischem Vorgehen möglich, die aus unserer Sicht der Qualität unseres Forschungsprojekts zuträglich war. Es wurde ein komplexes Forschungsdesign entwickelt, das in den folgenden fünf Unterkapiteln erläutert und begründet werden soll. Das vorletzte Unterkapitel (➤ *Limitationen*) reflektiert die Limitationen, die sich aus dem gewählten Vorgehen ergeben und veranschaulicht, auf welche Fragen unsere Ergebnisse Auskunft geben können und wofür ein anderes Vorgehen nötig wäre. Das letzte Unterkapitel (➤ *Feldbeschreibung*) stellt in verdichteter Form unser Verständnis des Forschungsfeldes dar, wodurch unsere Interpretation des empirischen Materials gerahmt werden soll.

a) Methodologie

In unserem Forschungsvorhaben folgen wir den Ideen der Grounded Theory Methodologie (GTM).⁴ Ausgangspunkt ist dabei ein exploratives Vorgehen, wobei nicht mit einer zu überprüfenden Hypothese in das Feld gegangen wird, sondern ein noch nicht näher bestimmtes Phänomen möglichst offen beforscht wird. Wie erläutert, hat sich der Fokus unserer Fragestellung zu Beginn des Forschungsprozesses verbreitert, ausgehend vom Konzept der ‚Prägung durch den Dienst‘, welches wir als unseren Forschungsgegenstand verstehen. Im weiteren Verlauf haben wir verschiedene Themenbereiche am empirischen Material erarbeiten können, nach denen das nachfolgende Ergebnis-Kapitel gegliedert ist. Dabei haben sich Feld-/Erhebungsphasen mit Phasen der Reflexion und Theoriegenerierung abgewechselt, ein Kernelement der GTM. Mit Voranschreiten der Reflexion haben wir die Fragestellungen der jeweils folgenden Feldphase auf Ambivalentes, offen gebliebene Fragen und die Bestätigung oder Irritation der Zusammenhänge, die wir im Material gefunden haben, fokussiert.

Eine weitere Abstraktion der Ergebnisse hin zu einer umfassenden Theoriegenerierung über den Forschungsgegenstand wurde skizzenhaft vollzogen, da das Forschungsprojekt primär auf Exploration und Anschlussfähigkeit für die weitere Gestaltung von JV angelegt ist.

Die drei Kernelemente einer GTM-basierten Forschung sind das Codieren als Auswertungsmethode, ständiges Vergleichen und theoretisches Sampling. Mit Codieren bezeichnen wir das Verknüpfen einer Textpassage (z.B. ein Wort, ein Satz oder ein ganzer Abschnitt in einem Interview) mit einem theoretischen Konzept, für das diese Textpassage steht (Strübing 2014: 15-17). In einem ersten Schritt, dem offenen Codieren, geht es zuerst darum, die Oberfläche der Daten ‚aufzubrechen‘ und dadurch sichtbar werden zu lassen, wie sich das untersuchte Phänomen im empirischen Material vollzieht. Diese Codes sind häufig nah am empirischen

⁴ Wir orientieren uns dabei an der Version der GTM, wie sie von Strauss und Corbin (1996) formuliert wurde. Dabei sind die Ausführungen der Autor_innen als Information der Haltung der Forschenden zu verstehen und nicht als ein wortgetreu umzusetzendes Methoden-Lehrbuch. Entsprechend Strauss' (2004) Hervorhebungen, übernehmen wir neben dem Wechsel zwischen Datenerhebung und –auswertung die Kernelemente der GTM: die Techniken des Codierens, ständiges Vergleichen und das theoretische Sampling.

Material und nicht selten handelt es sich dabei um indexikalische Ausdrücke,⁵ in denen verschiedene Konzepte zusammenfließen, welche wir unter Verwendung der Sprache der Daten in-vivo codieren, daher wortwörtlich übernehmen. Ein Beispiel dafür ist der Begriff des „einfachen Lebensstils“, der immer wieder in den Interviews angesprochen wird und mit einer Reihe von Bedeutungselementen verbunden ist, die so nach und nach herausgearbeitet werden. Im zweiten Schritt, dem axialen Codieren, werden die zuvor generierten Codes zueinander in Beziehung gesetzt. In unserem Fall passiert das vor allem durch eine thematische Aufteilung, wobei wir auch mehrere Kontextbedingungen identifizieren konnten, die im Zusammenhang mit den berichteten Erfahrungen stehen. Der dritte Schritt, das selektive Codieren, dient der Validierung einer ‚Kernkategorie‘, die als zentral für die Formulierung einer gegenstandsbezogenen Theorie gesehen wird, sowie der Eliminierung von Widersprüchen in den Aussagen über das Phänomen. Von diesem Arbeitsschritt wurde im Forschungsprozess abgewichen, was neben der Komplexität des Forschungsfeldes und den bereits angesprochenen ressourcentechnischen Gründen vor allem auf die Forschungsfrage zurückzuführen ist, welche die langfristigen Auswirkungen des Dienstes auf die Freiwilligen als Kernkategorie vorgibt.

Im Unterschied zu hermeneutischen Verfahren, in denen Texte zunächst als singuläre Fälle analysiert und erst zu einem relativ späten Zeitpunkt in Relation zu anderen Fällen zum Zweck der Typenbildung gesetzt werden, werden verschiedene Daten in der GTM fast von Anfang an in ihren Gemeinsamkeiten und Unterschieden verglichen. Dabei sind die Techniken des maximal kontrastierenden (z.B.: ‚Inwiefern machen ein_e Abiturient_in und ein_e berufstätige_r Freiwillige_r unterschiedliche oder ähnliche Erfahrungen bedingt durch ihre unterschiedliche Lebensphase?‘) und minimal kontrastierenden (z.B. ‚Inwiefern machen zwei sich hinsichtlich Alter, Programm und Einsatzland ähnliche Interviewpartner_innen unterschiedliche oder ähnliche Erfahrungen?‘) Vergleichens zentral. Diese Vergleiche haben wir realisiert durch die frühzeitige vergleichende Diskussion mehrerer Interviews. Im Laufe des Forschungsprozesses konnten wir unsere Codierungen so immer weiter systematisieren und neue Daten gezielt darauf befragen, ob sie dem bisher Gesammelten gleichen oder auf neue Aspekte hinweisen.

Als theoretisches Sampling bezeichnen wir die Auswahl von Forschungsteilnehmenden nach Kriterien theoretischer Repräsentativität. Im Unterschied zu numerischer/statistischer Repräsentativität, die mit Zufallsauswahl oder einer theoretisch begründeten, parametrisierten Auswahl (z.B. geschichtete Stichprobe) operiert und diese häufig a priori definiert,⁶ wird in einem GTM-Forschungsprozess erst im Verlauf der Forschung sichtbar, welche Kriterien von Bedeutung für das Verstehen des untersuchten Phänomens und welche Fälle folglich noch in das Sample einzuschließen sind. Einerseits werden daher sukzessiv weitere Daten erhoben, die diesen Kriterien genügen, andererseits bereits erhobene Daten auf diese Kriterien hin erneut analytisch bearbeitet. Die Stufen unserer Samplingstrategie werden im Unterkapitel ► *Sampling, Rekrutierung und Samples* dargestellt.

⁵ Darunter verstehen wir Begriffe, an die ein Konvolut von Bedeutungen geknüpft ist und die nicht alle ausgeführt werden müssen, um präsent zu sein, sondern durch das eine Wort bereits mit angesprochen werden. Solche Ausdrücke sind häufig an einen partikularen Sprachgebrauch geknüpft (z.B. in gruppenspezifischem Jargon).

⁶ Ein Beispiel zur Verdeutlichung dieser Vorgehensweisen: Nehmen wir an, wir streben an, über die Gesamtheit aller Freiwilligen zu verallgemeinern, verfügen über eine vollständige und korrekte Liste und alle Kontaktierten antworten, dann wäre eine einfache Zufallsauswahl (jede_r Freiwillige wird mit der gleichen Wahrscheinlichkeit ‚gezogen‘) ein praktikables Vorgehen. Behalten wir die Annahmen bei und wissen außerdem, dass die Gesamtheit der Freiwilligen in Ehemalige unterschiedlicher Programme zerfällt und dieses Wissen für unsere Zielvariable ‚Prägung‘ relevant ist, sollte diese Information in der ‚Ziehung‘ genutzt werden (eine *a priori*-Schichtung), weil in der Stichprobe ansonsten Ehemalige größerer Programme über- und Ehemalige kleinerer Programme unterrepräsentiert wären und die Ergebnisse nicht auf alle Freiwilligen verallgemeinert werden könnten. – In unserem explorativen Forschungsprozess ist das Wissen, womit ‚Prägung‘ zusammenhängt aber nicht a priori bekannt und die Zusammenhänge sind komplexer als kategoriale Unterschiede (z.B. Programm, Geschlecht). Dadurch entsteht die Notwendigkeit, im Verlauf weitere Fälle auszuwählen, die unser Wissen über das untersuchte Phänomen validieren oder erweitern.

b) Methoden der Datenerhebung

Im Verlauf des Forschungsprozesses haben wir unterschiedliche Erhebungsmethoden eingesetzt, um verschiedene Datentypen kombinieren zu können. Die nachfolgende Tabelle stellt die Phasen der Datenerhebung ab Projektbeginn im Januar 2018 in ihrem zeitlichen Verlauf dar:

Erhebungsmethode	Zeitraum	Gesammelte/generierte Daten	Funktion im Forschungsprozess
Recherche von Dokumenten zu JEV und JV	Bis Ende März 2018	Konzepte, Leitlinien, Flyer/Werbematerial, vereinzelt Seminarunterlagen	Erster Zugang zum Feld Grundlage für die Entwicklung eines Interview-Leitfadens für die Orientierungsgespräche und des Online-Fragebogens Überblick auf Gemeinsamkeiten und Unterschieden von JEV und JV hinsichtlich Konzept, Aufbau und schematischem Ablauf
6 Orientierungsgespräche (je 60-100min)	Mitte März bis Anfang Mai 2018	Thematisch breite Orientierungsgespräche mit vom Auftraggeber vermittelten Gesprächspartner_innen	Aus den Orientierungsgesprächen gewonnene Erkenntnisse dienen als Ausgangspunkt für die Entwicklung der Online-Umfrage Rekrutierung von Personen für den Pretest der Umfrage Erweiterter Fokus auf Prägungen erweist sich als empirisch reichhaltig und den Erfahrungen der Teilnehmenden angemessen
Online-Befragung	Ende April bis Anfang Juni 2018	301 vollständige, gültige Datensätze	Abbildung von a) Prägungen durch den Dienst, b) Lebensverläufen (Lebensphasen Beruf, Alter etc.), c) die Einstellungen der Ehemaligen (Motive, Werte etc.) und d) Ressourcen für ehrenamtliches Engagement heute (Zeit, finanzielle Sicherheit, Gesundheit, soz. Beziehungen) Rekrutierung von Gesprächspartner_innen für nachfolgende Schritte
7 weitere Interviews, davon 2 mit Paaren (je 60-100min)	Anfang Juli bis Mitte August	Stärker auf die biographische Bedeutung des FWD orientierte Interviews unter Verwendung von Stimuli aus den Umfrageergebnissen	Vertiefung unseres Bildes, wie der Dienst die FW geprägt hat Herausarbeiten, was die Ehemaligen unter Begriffen wie „Einfacher Lebensstil“ verstehen Stärkerer Fokus auf die unmittelbare Zeit nach dem Dienst In-Bezug-Setzen von Erfahrungen des Dienstes mit der erzählten Prägung durch den Dienst Paar-Interviews: Beobachtung von Aushandlungsprozessen
2 Gruppendiskussionen (je 120min)	Ende September bzw. Anfang Oktober	Gruppengespräche, in denen die TN Themen diskutieren, die wir gezielt nach unseren bis dahin generierten Ergebnissen ausgewählt haben (Themenfelder: Motivation, Fremdheitserfahrungen, Zurückkommen, Prägung, Evaluation) sowie ausreichend Möglichkeit haben, weitere Themen einzubringen	Validierung und Vertiefung unserer Ergebnisse Vertiefung im Themenfeld „Zurückkommen“, Problem „Vernetzung der Ehemaligen“ Herausarbeiten von Relevanzsetzungen, die die Teilnehmenden vornehmen

Tab. 1: Methoden der Datenerhebung im zeitlichen Verlauf des Forschungsprojekts

Zu Beginn des Forschungsprojekts haben wir Dokumente gesammelt, um einen Überblick über die jesuitischen Freiwilligenprogramme JEV und JV zu gewinnen. Die Ziele waren dabei, die Konzeption der beiden Programme zu verstehen, ein Gespür für die ‚Sprachspiele‘ des Feldes zu entwickeln und diese ersten Erkenntnisse in der Entwicklung eines Leitfadens für die Orientierungsgespräche nutzen zu können. Die Arbeit an den Dokumenten fließt darüber hinaus in unsere ➤ *Feldbeschreibung* ein.

Bei den Interviews, welche wir in einer ersten Erhebungsphase im März/April 2018 und in einer zweiten im Juli/August 2018 geführt haben, handelt es sich in beiden Phasen um teil-strukturierte Interviews (Flick 2011: 194ff.; Rosenthal 2014: 145ff.). Bis auf die zwei Paar-Interviews handelt es sich dabei um Einzelinterviews (ein_e Interviewer_in, ein_e Interviewte_r). Darin haben wir Leitfäden (➤ *Leitfaden für Orientierungsgespräche* und *Leitfaden für vertiefende Interviews*) verwendet, die eine Reihe von offenen, Erzählungen generierenden Fragen zu den uns relevant erscheinenden Aspekten der jeweiligen Freiwilligendienste und der Zeit danach bis heute enthalten. Diese Leitfäden haben wir kontinuierlich kritisch reflektiert und weiterentwickelt: Welche Fragen ‚funktionieren‘? Welche nicht? Welche Themen tauchen auf, die quer zu den Fragen liegen? Entsprechend sind die Leitfäden im Anhang als Endprodukt dieses Prozesses zu verstehen, wobei Reihenfolge, konkrete Ausformulierung im Gespräch und Umfang der Nachfragen in den Interviews situativ von der Gesprächsdynamik abhängig gemacht wurden. Im Anschluss an die Gespräche haben wir Interviewprotokolle verfasst, in denen die Anberaumung des Gesprächs, das Setting, der Gesprächsverlauf und die Atmosphäre des Gesprächs kurz dargestellt werden und auf welche wir in der Analyse zurückgegriffen haben.

Für die Online-Umfrage haben wir einen standardisierten Fragebogen zum Selbstausfüllen entwickelt (➤ *Dokumentation zur Online-Umfrage*), für den wir bereits validierte Fragen aus früheren Umfragen und selbst formulierte Fragen verwendet haben. Der Fragebogen wurde zunächst im Rahmen des ZGF-Teams diskutiert, anschließend auf der Plattform Soscisurvey (www.soscisurvey.de) programmiert, dann von mehr als 10 Pretester_innen bearbeitet (darunter Interviewpartner_innen aus der ersten Phase, Mitarbeitende des ZGF und Mitarbeitende des Auftraggebers) und dabei sukzessive weiterentwickelt, um die Verständlichkeit und Zweckmäßigkeit der Fragen sicherzustellen. Der Fragebogen besteht größtenteils aus geschlossenen Fragen, beinhaltet aber auch mehrere offene Fragen, deren Antworten wir ebenfalls codiert und ausgewertet haben. Die Umfrage war vom 27.04.2018 bis einschließlich 08.06.2018 online erreichbar. Zusätzlich zur Online-Version konnte auf Wunsch eine Papierversion angefragt werden. Dieses Angebot wurde von 10 Personen genutzt, wovon 9 Personen die Fragebögen ausgefüllt zurückgeschickt haben, welche anschließend von uns übertragen wurden.

Insgesamt wurden 303 vollständige Datensätze erhoben, davon wurden zwei von der Analyse ausgeschlossen (ein doppelt ausgefüllter Fragebogen; eine Person hat angegeben, keinen jesuitischen Freiwilligendienst absolviert zu haben), sodass 301 vollständige und gültige Datensätze für die Analyse zur Verfügung stehen.

Die beiden Gruppendiskussionen, die wir am Ende des Forschungsprozesses geführt haben, sind eng am methodischen Vorgehen orientiert, das Bohnsack (2013) vorschlägt. Durch eine zurückhaltende Moderation, die Themen einführt und offene Fragen an die Gruppe adressiert, soll eine Gesprächssituation geschaffen werden, in der sich die Teilnehmenden selbst als Gruppe wahrnehmen und sich eine Diskussion zwischen den Teilnehmenden entfalten, aus der das gruppenspezifische Wissen (z.B. in der Art und Weise, wie über ein Thema gespro-

chen wird) rekonstruiert werden kann. Eine Modifikation haben wir dahingehend vorgenommen, dass wir mehrere Themen in einer vorher durch uns festgelegten Reihenfolge zur Sprache gebracht und häufig in Verbindung mit Impulsen aus dem empirischen Material eingeleitet haben (➤ *Vorgehen für Gruppendiskussionen*). Die Auswahl der Themenfelder (Motivation, Fremdheitserfahrungen, Zurückkommen, Prägung, Evaluation) beinhaltet a) Themen, die ambivalent in den Interviews erzählt wurden, b) Fragen, die für uns zu diesem Zeitpunkt offen waren und c) Themen, die bis dato nur geringe Berücksichtigung fanden, deren Aufgreifen uns aber wichtig erschien.

Abgesehen von den Dokumenten, die für die Leitfadententwicklung und die Feldbeschreibung herangezogen wurden, besteht unser Datenkorpus aus verbalen (Interviews, Gruppendiskussionen, offene Fragen der Online-Umfrage) und numerischen (geschlossene Fragen der Online-Umfrage) Daten, was uns die Möglichkeit der Triangulation dieser unterschiedlichen Datentypen gibt. Insgesamt können wir in der Analyse auf 13 Interviews, davon 2 mit Paaren, die sich während des Freiwilligendienst kennengelernt haben, und 2 Gruppendiskussionen mit 5 bzw. 7 Teilnehmenden sowie auf die Angaben von 301 gültigen und vollständigen Datensätzen aus der Umfrage zurückgreifen.

c) Methoden der Datenauswertung

Die Kombination der verschiedenen Datentypen, die wir erhoben und gesammelt haben, stellt eine besondere Herausforderung an die Auswertung: Die Erstellung und Auswertung der Umfrage folgen nur bedingt einer explorativen Logik und sind durch unsere Vorannahmen strukturiert, wohingegen die Analyse der verbalen Daten wieder neue Fragen und Hypothesen hervorbringen soll. Durch diese Gegenläufigkeit der Forschungslogiken entsteht das Problem, dass wir einzelne Themen, die sich erst im späteren Verlauf als relevant erwiesen haben, nicht in der Umfrage berücksichtigen konnten und umgekehrt Themen, zu denen wir Fragen in der Umfrage formuliert haben, sich in den Interviews als weniger relevant erwiesen haben.

Die Kombination der verschiedenen Datentypen ist dennoch überaus wertvoll, weil sie zum einen erlaubt, Aussagen über die Gruppe ehemaliger jesuitischer Freiwilliger als Ganze zu machen und zum anderen diese generalisierten Aussagen durch Erzählungen aus den Interviews mit Bedeutungen angereichert und in ihren Differenzierungen ausgeleuchtet werden können. So hat beispielsweise ein großer Teil der Ehemaligen in der Umfrage angegeben, dass aus heutiger Sicht ihr alltägliches Konsumverhalten beeinflusst oder stark beeinflusst wurde. Was diese Beeinflussung hinsichtlich der Wirkungsrichtung, ihrer Intensität und konkreten Handlungen im Alltag bedeutet, wurde in den Interviews und Gruppendiskussionen zum Thema gemacht, wodurch es auch ermöglicht wurde, auf die Aushandlungsprozesse und Schwierigkeiten bei der Umsetzung eines „einfachen Lebensstils“ einzugehen.

Die Auswertung der Daten wurde zunächst getrennt durchgeführt. Die numerischen Daten der Online-Umfrage wurden in R (R Core Team 2018) verarbeitet und analysiert; dabei wurden die tidyverse-Pakete (Wickham 2017) und von diesen ggplot2 (Wickham 2016) zur Datenvisualisierung besonders intensiv genutzt. Die bereinigten Daten und die Analyseskripte (➤ *Dokumentation zur Online-Umfrage*) werden zusammen mit diesem Bericht abgegeben, um die Replikation der Ergebnisse zu vereinfachen. Die verbalen Daten aus den Interviews wurden vor der Analyse zunächst transkribiert. Hierbei ist zu betonen, dass Transkripte immer bereits eine Interpretation der Daten sind, weil gesprochene Sprache und die Gesprächsdynamik eines Interviews nicht den Regeln von Textsprache entspricht (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010: 160ff.). Durch eine möglichst genaue und sorgfältige Transkription soll dabei sichergestellt werden, dass die Transkripte ein möglichst realistisches Abbild der Interviews geben, allerdings wird dieser Anspruch limitiert durch die Unverständlichkeit einzelner Passagen oder das

Missverstehen der Transkribierenden. Die Transkription der Interviewaufnahmen erfolgte nach den Regeln, die orientiert sind an den Vorschlägen von Przyborski und Wohlrab-Sahr (2010: 164ff.) (> *Transkriptionsregeln*).

Die Aufnahmen der Gruppendiskussionen wurden, ausgehend von der thematischen Strukturierung der Gespräche durch die Moderation, ausführlich protokolliert und die Beiträge der Sprechenden entweder möglichst nah paraphrasiert oder in grammatikalisch angepasster Form transkribiert. Auf eine vollständige Transkription wurde verzichtet, weil der dafür erforderliche Aufwand, welcher durch die komplexe Gesprächsdynamik verursacht wird, in einem sehr ungünstigen Verhältnis zum Erkenntnisziel dieser Feldphase gestanden hätte.

Die Interviewtranskripte, Interviewprotokolle und die Antworten auf die drei offenen Fragen am Ende der Online-Umfrage wurden dann in einem MAXQDA-Projekt (VERBI Software 2018, Versionen 12 und 18) eingepflegt und codiert. Insgesamt wurden 3.069 Textstellen codiert. Parallel zur Transkription der Interview-Aufnahmen haben wir ab Anfang April sukzessive die Interviews in interdisziplinären Gruppensitzungen analysiert und die Ergebnisse dieser Interpretationsarbeit systematisch in die weitere Datenerhebung eingebunden. Die Auswertung der Gruppendiskussionen fand größtenteils in den gemeinsamen Analysesitzungen statt. Diese auch in MAXQDA zu codieren, erschien hier nicht sinnvoll, weil das Spezifikum dieses Datentyps darin besteht, dass gruppenbezogene Deutungsmuster erkennbar werden, die sich aus der Reihenfolge von Wortmeldungen und nur über einen längeren Gesprächsabschnitt ausmachen lassen.

d) Sampling, Rekrutierung und Samples

Das Forschungsprojekt adressiert durch seinen Auftrag alle ehemaligen Freiwilligen, die einen jesuitischen Freiwilligendienst absolviert haben. Durch die insgesamt vier Feldphasen (erste Interviewrunde, Online-Umfrage, zweite Interviewrunde, Gruppendiskussionen) während des Forschungsprozesses haben wir zu unterschiedlichen Zeitpunkten unterschiedliche Samplingverfahren und Rekrutierungswege kombiniert, die hier nachgezeichnet werden sollen.

Zu Beginn des Forschungsprojektes hat uns der Auftraggeber die Namen und Kontaktdaten von potenziellen Gesprächspartner_innen zukommen lassen, die für uns leicht erreichbar waren, wobei wir mit einem Teil der vorgeschlagenen Personen erste Gespräche geführt haben. Unsere Befürchtungen, dass diese Ehemaligen alle ein durchweg positives Bild ihres Einsatzes zeichnen, sich durch eine hohe Identifikation mit dem Programm hervortun und durch die Vermittlung über einen Dritten an der Offenheit der Gesprächssituation zweifeln, haben sich nicht bestätigt gefunden. Wie wir auch in den späteren Interviews festgestellt haben, werden Kritik und Probleme sehr differenziert und an verschiedene Akteure geknüpft (z.B. Einsatzstelle, Begleitung vor Ort, Leitung des Programms, Seminarleitung) und mögliche Vorbehalte gegenüber der Vertraulichkeit der Gesprächssituation („Was kann ich jetzt sagen?“) haben keine für uns ersichtliche Rolle gespielt.

Für die Kontaktierung von Ehemaligen zur Teilnahme an der Online-Umfrage haben wir eine vom Auftraggeber bereitgestellte Adressliste genutzt. Dabei wurde an alle Adressen zuerst ein Informationsschreiben, dessen Text durch uns vorbereitet wurde, von Seiten des Auftraggebers verschickt, das auf das neue Forschungsprojekt hinweist und eine vierwöchige Frist für die generelle Verweigerung der Teilnahme setzt. Die Adressliste wurde durch den Auftraggeber aktualisiert (Verweigerungen vermerkt, fehlerhafte Adressen korrigiert oder ausgeschlossen). Nach Entwicklung des Fragebogens wurde an die 992 verbleibenden Adressen eine Einladung zur Umfrageteilnahme im Namen des ZGF per Post bzw. per E-Mail verschickt. Hiervon sind 59 Briefe wegen fehlerhafter Adresse zurückgekommen. Für Post-Rückläufer

wurde, sofern Mail-Adresse vorhanden, ein zweiter Kontaktierungsversuch per E-Mail durchgeführt. Eine Erinnerung an die Umfrage wurde am 17.05.2018 verschickt. Nicht angeschrieben, um an der Umfrage teilzunehmen, wurden die Personen, mit denen wir bereits Interviews geführt und die als Pretester_innen die Umfrage getestet hatten. Insgesamt gehen wir davon aus, dass 933 Personen per Post oder E-Mail erreicht werden konnten (➤ *Limitationen*). Wie bereits erläutert, liegen von diesen 301 vollständige und gültige Datensätze vor. Bezogen auf die gültigen Kontaktdaten liegt die Rücklaufquote somit bei 32 %.

Die folgende Tabelle stellt anhand zentraler Merkmale die Verteilung der Freiwilligen in der Stichprobe (Sample I) dar:

Sample I

Geschlecht	Weiblich	Männlich	Anderes				
Anzahl	206	89	1				Fehlend
Anteil (nur gültige)	70,0%	30,0%	<1,0%				5
Einsatzregion	Afrika	Asien (ohne RU)	D / AT / CH	Latein-/Südamerika	Nordamerika	Restl. Europa (mit RU)	Fehlend
Anzahl	28	22	110	61	2	75	3
Anteil (nur gültige)	9,4%	7,4%	36,9%	20,5%	0,7%	25,1%	
Programm	JEV	JMV	JV	WeWeX	Weiß nicht	Anderes	Fehlend
Anzahl	190	29	57	13	3	6	3
Anteil (nur gültige)	63,8%	9,7%	19,1%	4,4%	1%	2%	
Programm (red.)⁷	JEV	JMV	JV				
Anzahl	190	29	57				
Anteil (nur gültige)	68,8%	10,5%	20,7%				
Alter zum Zeitpunkt der Befragung	Minimum	Median	Mittelwert	Maximum			Fehlend
	20	38	39,33	78			3
Nicht-antizipierte Veränderungen	Einsatz abgebrochen	Einsatzstelle gewechselt					
	21	47					

Tab. 2: Merkmale der Teilnehmenden der Online-Umfrage, n = 301

Begreift man die Adressliste als die Grundgesamtheit der Ehemaligen und nimmt an, dass die Angaben darin korrekt sind, so ist die Stichprobe hinsichtlich der Merkmale Geschlechterverteilung (Anteil männliche vs. weibliche Teilnehmende) repräsentativ. Bezogen auf die Freiwilligenprogramme sind Ehemalige von JV in der Stichprobe überrepräsentiert und JEV-Ehemalige unterrepräsentiert, wohingegen der Anteil der JMV-Teilnehmenden näherungsweise dem in der Grundgesamtheit entspricht.

Die nachfolgende Grafik gibt Aufschluss darüber, dass aus allen Jahrgängen Freiwillige erreicht und zur Teilnahme an der Umfrage gewonnen werden konnten. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Zahl der Ehemaligen ab 2000 insgesamt höher ist (durch die Gleichzeitigkeit verschiedener jesuitischer Freiwilligenangebote) und diese späteren Kohorten stärker vertreten sind.

⁷ Diese Variable zur Reduktion auf die uns interessierenden Dienste wird in der Darstellung von Ergebnissen getrennt nach Programmen verwendet. D.h. diesen liegen – sofern ausgefüllt – die Daten von 276 Teilnehmende zugrunde.

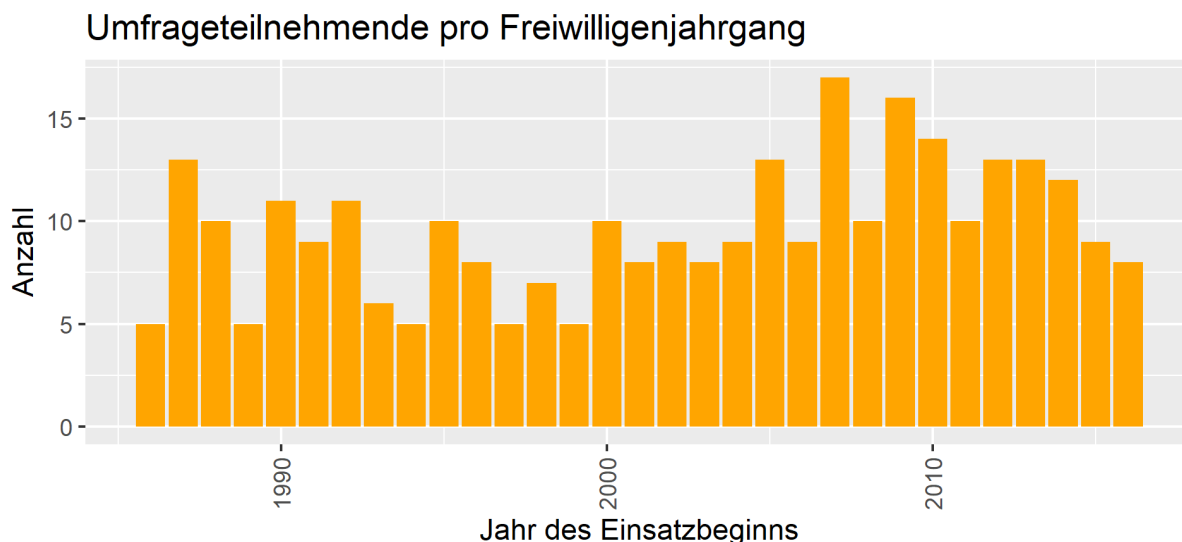


Abb. 1: Umfrageteilnehmende pro Jahrgang

Am Ende der Umfrage wurde die Bereitschaft, an weiteren Interviews bzw. Gruppengesprächen teilzunehmen, erfragt. In Verbindung mit einer E-Mail-Adresse sollten die Interessent_innen auch ihr Einsatzland, das Einsatzjahr und das Programm benennen. Über 160 Personen haben ihre Bereitschaft zu weiteren Gesprächen erklärt. Aufgrund des thematischen Fokus auf JEV und JV haben wir uns entschlossen, von diesen aber nur diejenigen zu berücksichtigen, die das entsprechende Programm angegeben bzw. bei denen aufgrund des Einsatzzeitraums eindeutig ein Programm zugeordnet werden konnte.

Im Zusammenhang mit dem Fortschritt in der Interviewanalyse haben wir uns ausgehend von der nach absolviertem Programm gefilterten Interessent_innen-Liste mit sieben potenzielle Interviewpartner_innen verabredet, die primär nach Alter bei und Jahr des Einsatzbeginns und sekundär nach Einsatzland und aktuellem Wohnort ausgewählt wurden. Eines dieser Interviews wurde am Telefon geführt, da der/die Gesprächspartner_in aktuell in einem anderen europäischen Land lebt. Zwei Gespräche wurden mit heterosexuellen Paaren geführt, die sich während des Einsatzes kennengelernt haben und seitdem eine Beziehung führen.

Die Zusammensetzung der Interview-Sample (Sample II) und der Gruppen der Diskussionen (Sample III) können den nachfolgenden Tabellen entnommen werden. In Gruppe 1 schienen sich zwei der Teilnehmerinnen zu kennen, die anderen waren einander nicht bekannt. In Gruppe 2 kannten drei der Teilnehmenden einander aus dem Freiwilligen-Jahrgang und zwei Teilnehmende sind miteinander verwandt (Kind und Elternteil).

Sample II

Pseudonyme der Interviewpartner_innen: Agathe, Alexandra, Carolin und Simon, Catherine, Frank Thal, Helga, Josefine, Julia, Kozmas, Lea, Markus und Nadine, Olaf, Stefanie

Ge-schlecht	Weiblich 8	Männlich 3	Hetero- sexuelle Paare 2					
Einsatz- land	Argenti- nien 1	Bosnien 2	Deutsch- land 3	Indien 2	Mexiko 1	Öster- reich 1	Rumä- nien 1	Mehrere 2
Programm	JEV 5	JMV 5	JV 3					

Jahr des Einsatzbeginns	vor 1990 0	ab 1990, vor 2000 1	ab 2000, vor 2010 6	seit 2010 5	
Nicht-antizipierte Veränderungen	Einsatzort und Einsatzstelle gewechselt 1	Dienst verlängert 2	vorzeitig beendet 1		
Aktueller Wohnort	Baden-Württemberg 1	Bayern 8	Niedersachsen 2	Russland 1	Schweiz 1

Tab. 3: Merkmale der Interviewpartner_innen; 13 Interviews, davon 2 Paar-Interviews

Sample III

Gruppe 1 (5 Teilnehmende)					Gruppe 2 (7 Teilnehmende)				
Pseudonyme der Teilnehmenden: Agathe, Heike, Karin, Magdalena, Olivia					Pseudonyme der Teilnehmenden: Cordula, Florian, Greta, Heinz, Marion, Miriam, Yvonne				
Geschlecht	Weiblich 5	Männlich 0			Weiblich 5	Männlich 2			
Einsatzland	Deutschland 2	Kolumbien 1	Rumänien 1	Mehrere 1	Deutschland 2	Indien 1	Kosovo 1	Kroatien 1	Rumänien 2
Programm	JEV 3	JMV 1	JV 1		JEV 4	JMV 0	JV 3		
Jahr des Einsatzbeginns	vor 1990 1	ab 1990, vor 2000 2	ab 2000, vor 2010 1	seit 2010 1	vor 1990 1	ab 1990, vor 2000 2	ab 2000, vor 2010 0	seit 2010 4	
Nicht-antizipierte Veränderungen	vorzeitig beendet 1				vorzeitig beendet 2				
Aktueller Wohnort	Baden-Württemberg 1	Bayern 3	Sachsen 1		Baden-Württemberg 1	Bayern 3	Sachsen-Anhalt 1	Hessen 2	

Tab. 4: Merkmale der Teilnehmenden der Gruppendiskussionen

e) Forschungsethik

Ein zentraler Baustein verantwortungsvoller, sozialwissenschaftlicher Forschung ist die Berücksichtigung von ethischen Überlegungen in allen Phasen des Forschungsprojekts. Im Versuch, diesem Anspruch gerecht zu werden, waren die für uns maßgebliche Prinzipien, dass die Forschungsteilnehmenden informiert ihr Einverständnis zur Teilnahme geben, dass eine Schädigung durch die Teilnahme an der Forschung möglichst ausgeschlossen wird und dass personenbezogene Daten mit großer Sensibilität behandelt werden.

In Verbindung mit der Kontaktierung für eine Teilnahme am Forschungsprojekt haben wir den Angeschriebenen grundsätzlich eine der Alltagssprache angenäherte Paraphrasierung unserer Forschungsfrage und der Projektskizze (Link zur [Projekt-Homepage](#)) sowie Informationen über Rahmen, Umfang und Zweck ihrer Teilnahme am Forschungsprojekt zukommen lassen. Auf die Freiwilligkeit der Teilnahme und die Möglichkeit, dass die Absage der Teilnahme oder

die Rücknahme des Einverständnisses jederzeit möglich sind, wurde ausdrücklich hingewiesen. Zu Beginn von vereinbarten Interviewterminen wurde die Zielsetzung des Projekts und des jeweiligen Gespräches wiederholt, die Verarbeitung der erhobenen Daten – insbesondere hinsichtlich der Transkription und Anonymisierung von Audioaufzeichnungen – verdeutlicht und auf dieser Grundlage die Zustimmung zur Teilnahme und zum Anfertigen einer Audioaufzeichnung mündlich eingeholt.⁸ In der Online-Umfrage wurden diese Informationen ebenfalls auf der Startseite angezeigt und explizit darauf hingewiesen, dass ein Fortsetzen der Befragung als Einverständnis gewertet wird. Da nur vollständig bearbeitete Fragebögen in die Auswertung eingehen, sind die Daten von Personen, die möglicherweise ihr Einverständnis mit einem Abbruch der Befragung zurückgezogen haben, gelöscht worden. Bis zum Zeitpunkt der Fertigstellung dieses Berichts hat keine der am Forschungsprozess teilnehmenden Personen den Rückzug ihres Einverständnisses erklärt.

Durch die Fragestellung unseres Forschungsprojektes wird eine Reihe sensibler Erfahrungen angesprochen. Darunter sind möglicherweise auch schmerzhaft Erfahrungen, z.B. Gewalterfahrungen, die man als Dritter beobachtet oder deren Opfer man geworden ist, die für die Betroffenen schwer zu erzählen sind oder die sie schlichtweg nicht teilen wollen. Aus forschungsethischer Sicht ist es geboten, die Interviewten nicht explizit nach solchen Erfahrungen zu fragen, da die Konsequenzen dessen nicht absehbar sind und im Rahmen der Forschungssituation nicht verantwortungsvoll aufgefangen werden können. Aus forschungspragmatischer Sicht ist allerdings eine einseitige Fokussierung auf ‚Schönes‘ ebenfalls nicht erstrebenswert, da so Schwierigkeiten im Umgang mit Erlebnissen während des Dienstes verdeckt werden können. Ein Versuch, diese verschiedenen Anforderungen zu vereinen, war für uns die Formulierung von offenen Fragen, die der_dem jeweiligen Gesprächspartner_in die Möglichkeit geben, selbst die Grenzen dessen zu bestimmen, was erzählt wird.

Den Gesprächspartner_innen wurde außerdem durch die Möglichkeit, den Ort des Gesprächs und in einem gewissen Rahmen auch die Zeit frei zu wählen, zudem die Kontrolle darüber gegeben, eine für sie möglichst angenehme Gesprächsatmosphäre zu schaffen.

Eine aus unserer Sicht notwendige Voraussetzung dafür ist die Zusicherung und Wahrung der Anonymität der Forschungsteilnehmenden, nicht zuletzt deshalb, weil die Teilnehmenden ihre Erfahrungen häufig in Verbindung mit konkreten Personen thematisieren. Diese lässt sich in der Online-Befragung relativ leicht umsetzen, indem in begrenztem Umfang oder in grober Kategorisierung (z.B. Einsatzregion anstelle des Einsatzlandes) persönliche Angaben erhoben und Sitzungsdaten (z.B. IP-Adresse, Zugriffszeitpunkt) gelöscht werden. In den Transkripten und Gesprächsprotokollen haben wir alle Angaben zur eigenen Person und zum Einsatz anonymisiert (z.B. Ortsnamen und konkrete Datumsangaben) und den Gesprächspartner_innen sowie weiteren erwähnten Personen Pseudonyme gegeben. In den Transkripten mussten darüber hinaus Passagen geschwärzt werden, die in Kombination mit anderen Angaben aus dem Interview die Rückführung der Aussagen auf eine bestimmte Person ermöglicht hätten. Eine Herausforderung für uns war, die Möglichkeit einer teilweise anonymen Teilnahme an den Gruppendiskussionen zu geben. Aus unserer Sicht ist es wünschenswert, die Hürden zur Teilnahme möglichst klein zu halten und den Teilnehmer_innen eine möglichst große Kontrolle darüber einzuräumen, in welchem Ausmaß die anderen Teilnehmenden einen selbst kennenlernen. Daher haben wir die Teilnehmenden darüber informiert, dass sie möglicherweise von anderen Teilnehmenden erkannt werden und sich bei diesbezüglichen Vorbehalten mit uns vor der Diskussion in Verbindungen setzen können. Bei Beginn der Diskussionen haben wir

⁸ Auf eine schriftliche Zustimmung wurde verzichtet, um den asymmetrischen Charakter (Forschende_r – Interviewte_r) und die Künstlichkeit der Gesprächssituation nicht noch zu verstärken.

darauf hingewiesen, dass die Möglichkeit besteht, sich mit einem selbst gewählten Pseudonym in der Runde vorzustellen, wovon keine der teilnehmenden Personen Gebrauch gemacht hat.

Zum sensiblen Umgang mit personenbezogenen Daten gehört neben deren sparsamen Erhebung auch deren sichere Speicherung. Dafür wurden alle Daten mit den ‚Klarnamen‘ von (potenziellen) Gesprächspartner_innen passwortgeschützt gespeichert und der Zugriff auf Christina Büchl und Christian Franke begrenzt. Die Audio-Aufzeichnungen der Gespräche wurden nur für die Transkription verwendet. Alle Daten, die Namen und Adressen von Teilnehmenden enthalten, sowie die Gesprächsaufnahmen werden mit Abschluss des Projekts sicher gelöscht.

f) Limitationen

Jedes Forschungsprojekt ist mit Herausforderungen und Limitationen konfrontiert, die eng mit der Fragestellung und den Ressourcen des Projekts verbunden sind und fortwährend reflektiert werden sollten. Drei zentrale Limitationen sollen hier erläutert werden: die Durchführung einer Querschnittserhebung mit Retrospektivfragen, die Gültigkeit und Verifizierung von Adressen sowie die weitgehende Beschränkung auf JEV und JV.

Erstens sind die verschiedenen Daten, welche im Laufe des Forschungsprozesses gesammelt wurden, mit Ausnahme der gesammelten Dokumente alle im Jahr 2018 generiert worden. Insbesondere die Umfragedaten stellen somit einen Querschnitt durch die Population der ehemaligen jesuitischen Freiwilligen zum aktuellen Zeitpunkt dar. In diesem Querschnitt können zwar Retrospektivfragen gestellt werden, diese erlauben aber keine Vorher-Nachher-Vergleiche und in ihrer Interpretation ist mit zunehmenden zeitlichen Abstand des Erlebten eine größere Skepsis hinsichtlich der Gültigkeit der heutigen Aussage über den damaligen Zustand erforderlich. Anders gestaltet sich diese Situation in den Interviews: hier werden Erzählungen generiert, in denen in der Vergangenheit Erlebtes im Prozess des Erzählens zugleich erinnert und erzählt wird. Diese Erinnerungen sind damit in erster Linie nicht mehr oder weniger akkurat, sondern per se eine Aktualisierung von Vergangenem in der Gegenwart⁹ und geben darüber Auskunft, welche Relevanzsetzungen („was wird erzählt?“) und Bewertungen („wie wird etwas erzählt?“) die Ehemaligen aus heutiger Sicht vornehmen. Daraus lässt sich ableiten, welche Bedeutung Erlebnissen, die im Freiwilligendienst gemacht wurden, für die eigene Biographie und für Entscheidungen im Lebensverlauf beigemessen wird und es lassen sich Zusammenhänge zwischen den Bedingungen, unter denen der Einsatz stattfand (z.B. Begleitung durch das Programm, Einsatzort und Wohnsituation während des Einsatzes), herstellen, um so ein Verständnis dafür zu entwickeln, inwiefern der Freiwilligendienst die Teilnehmenden langfristig prägt.

Zweitens stellt die Kontaktierung von potenziellen Forschungsteilnehmenden, die den Dienst vor mittlerweile bis zu drei Jahrzehnten absolviert haben, eine praktische Herausforderung dar. Hierbei ist es trotz den Bemühungen und der weitreichenden Unterstützung von Seiten des Auftraggebers nicht möglich, eine exakte Angabe zu machen, welcher Anteil der zur Verfügung stehenden Adressen gültig ist. Es kann aber angenommen werden, dass aufgrund des sorgfältigen Vorgehens und der Registrierung von Rückläufern ein hoher Anteil der Post-Adressen gültig sein sollte. Bei E-Mail-Adressen, die bei fehlerhaften Post-Adressen auch für einen zweiten Kontaktierungsversuch verwendet wurden, lässt sich keine Aussage über den Anteil der gültigen Adressen machen, da diese möglicherweise noch existent sind, aber nicht mehr genutzt werden. Eine Alternative zum gewählten Vorgehen wäre, dass die Kontaktierten

⁹ Zur Vertiefung siehe Gabriele Rosenthals Diskussion des Zusammenhangs von Erleben, Erinnern und Erzählen (Rosenthal 1995: 70-98).

gebeten werden, sich bei Interesse an einer Teilnahme am Forschungsprojekt per Formular (per Post oder digital) zurückzumelden und damit auch das aktive Einverständnis für eine weitere Kontaktierung einzuholen, um damit aktualisierten Datenschutzauflagen zu entsprechen. Von Vorteil wäre dabei gewesen, dass eine sichere Aussage über die Anzahl gültiger Adressen und die Rücklaufquote möglich gewesen wäre und auch wirklich nur die Personen kontaktiert würden, die ein Interesse am Forschungsprojekt gezeigt haben. Der Nachteil dieses Vorgehens besteht offensichtlich darin, dass die Teilnahmehürden erhöht werden, weil dadurch zusätzlicher Aufwand für die Interessent_innen entsteht. Zudem geht ein solches Vorgehen einher mit einem höheren Administrationsaufwand auf Seite der Forschenden.

Drittens fokussiert unser Forschungsprojekt darauf, Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen JEV und JV hinsichtlich der Prägung ihrer Teilnehmenden herauszuarbeiten. Dadurch tritt JMV eher in den Hintergrund, was sich stellenweise als ungünstig erwiesen hat, da das Programm als direkter Vorgänger von JV viele Ähnlichkeiten aufweist und die Entwicklung als Pendant zu JEV erhellt, welche programmatischen Verschiebungen es im aktuellen Programm gegenüber JEV gegeben hat. Unser Forschungsgegenstand liegt aber nicht auf einer programmatischen, sondern der individuellen Ebene und für die Rahmung der Ergebnisse sollte die nachfolgende Feldbeschreibung ausreichend sein. Die Vernachlässigung der kleineren, anders gelagerten Programme (z.B. WeWeX) stellt für unser Vorhaben kein Erkenntnishindernis dar, da nur ein kleiner Teil (jeweils weniger als 1%) aller Freiwilligen an diesen teilgenommen hat.

g) Feldbeschreibung

Dieses letzte Unterkapitel soll zum einen unseren Zugang zum Feld rekonstruieren und zum anderen unsere Sichtweise darauf in großen Linien umreißen, die für eine Rahmung der Ergebnisse im folgenden Abschnitt erforderlich sind. Durch unseren Zugang als Soziolog_innen haben wir sowohl JEV als auch JV und die anderen jesuitischen Freiwilligendienste nicht aus eigenem Erleben, sondern nur aus Dokumenten und Erzählungen als Forschungsfelder kennengelernt. Zusätzlich wird unser Blick auf die beiden Programme dadurch formiert, dass uns JEV immer als ein Phänomen der Vergangenheit und JV als ein gegenwärtiges existierendes Freiwilligenprogramm entgegengetreten ist. Dadurch hat unsere Annäherung an JEV auch den Weg der Auseinandersetzung mit ‚Legenden‘ und Anekdoten genommen, die sich um den Dienst selbst, um diejenigen, die ihn geleitet, und um jene, die ihn absolviert haben, ranken. Ein erster Unterschied zu JMV/JV ist dabei, dass diese Art von Wissen nur mit JEV verknüpft zu sein scheint. Hierfür kann es unterschiedliche Gründe geben, die wir im Rahmen unseres Projektes nicht rekonstruieren konnten. Eine mögliche Lesart, die hier entwickelt wird, sieht darin trotz aller sonstigen Gemeinsamkeiten einen Ausdruck von unterschiedlichen Orientierungen, die charakteristisch für JEV auf der einen und JV auf der anderen Seite sind: JEV verstehen wir als stärker ‚inwärts‘ und JV als stärker ‚auswärts‘ orientiert, was im Folgenden erläutert werden soll.

Konzeptuell basiert JEV auf vier „Grundlinien“: „Leben in Gemeinschaft“, „Einsatz für Gerechtigkeit“, „Einfacher Lebensstil“ und „Glaube und Spiritualität / Gelebter Glaube“. Diese werden als eine miteinander verbundene Einheit begriffen, die in den ersten Konzepten in einem befreiungstheologischen Kontext formuliert werden. Im Vordergrund steht dabei die Rolle des JEV-Jahres als ein „Experiment“, in dem von den Teilnehmenden „neue Formen des Zusammenlebens“ erprobt und das Gemeinschaftsleben der Freiwilligen in (Freiwilligen-)„Kommunitäten“ gestaltet werden sollen. Außerdem zeichnet sich JEV im Vergleich zu JV durch eine

stärkere Betonung der eigenen Verankerung in ignatianischer Spiritualität aus.¹⁰ So ist in den Anfangsjahren von JEV die Teilnahme an einwöchigen Schweigeexerzitionen verpflichtend, was Mitte der 1990er Jahre in ein freiwilliges Angebot abgeändert wird. Durch dieses zentrale Moment der Selbstreflexion, das von vielen JEV-Ehemaligen als eine wichtige Erfahrung beschrieben wird, erhält der Dienst das, was wir ‚Inwärts‘-Orientierung nennen: die Erlebnisse während des Freiwilligendienstes werden zum Anlass von Selbstreflexion und Kontemplation genommen und sollen als Impulse das zukünftige Handeln der Freiwilligen leiten, die sich auch nach dem Einsatz den Grundlinien und dem Programm eng verbunden fühlen.

Mit dem Wechsel zu JV findet eine maßgebliche konzeptuelle Verschiebung statt. In JEV wird das Leben in der Gemeinschaft betont und damit v.a. das Leben in den Kommunitäten in den Blick genommen. In JV hingegen liegt der Schwerpunkt auf dem Austausch zwischen den Freiwilligen und den ‚Menschen vor Ort‘,¹¹ welcher auf vielen Ebenen stattfinden soll: intergenerationell, interkulturell, intersozial, interreligiös. Im Vordergrund der Zielsetzung für JV-Freiwillige steht das ‚Mit-Leben‘ und ‚Mit-Arbeiten‘ mit den Menschen vor Ort in anderen Ländern und Kulturen, was eine andere Form der Erfahrung von Gemeinschaft ermöglicht als sie in JEV intendiert wurde. Die Inhalte der JEV-Grundlinien finden in der Außendarstellung von JV nach wie vor Anklang, werden aber nicht mehr als solche und auch nicht mehr als Einheit benannt und treten gegenüber der Betonung von Interkulturalität und kulturellem Austausch in den Hintergrund. Zudem verändern sich in JV die Formen der Begleitung aufgrund der höheren Zahl an Einsatzländern: die Vorbereitungsphase wird länger und intensiver, wohingegen es ‚nur‘ mehr ein Zwischenseminar gibt. Die freiwillige Teilnahme an Exerzitionen ist nach wie vor möglich, wird aber eher als ein zusätzliches Angebot gerahmt und nimmt damit eine deutlich weniger bedeutsame Funktion im Jahresablauf ein. Diese Verschiebungen fassen wir zusammen als die ‚Auswärts‘-Orientierung von JV.

Die Charakterisierung von JEV und JV in dieser Form soll keine Gegensätzlichkeit der Programme ausdrücken, sondern die Schwerpunktverschiebungen signalisieren. Dabei sind wir uns auch bewusst, dass beide Orientierungen in beiden Programmen, wenn auch in unterschiedlicher Intensität anzutreffen (gewesen) sind.

Die zeitliche Verlaufsstruktur beider Programme gestaltet sich formal ähnlich zu anderen Freiwilligenprogrammen, die in Deutschland angeboten werden: nach einer Vorbereitungsphase beginnen zwölfmonatige Dienste¹² im August oder September, werden gegliedert durch Zwischenseminare und enden mit einem Abschlusssseminar unmittelbar oder kurz nach Ende des Einsatzzeitraumes. Die Ehemaligen heben unabhängig vom Programm hervor, dass die Begleitung im Rahmen von JEV und JV als sehr gut und qualitativ hochwertig erlebt wurde. In den Gruppendiskussionen wird zwar ein gemischtes Fazit darüber gezogen, inwiefern die Auswahl der Bewerber_innen immer gelingt, aber Einhelligkeit besteht darüber, dass ab dem ersten Kontakt bis zur Verabschiedung das Gefühl besteht, „gut aufgehoben“ (Alexandra) zu sein. Dabei fällt im Vergleich der Programme und in der zeitlichen Entwicklung von JEV auf, dass die Betreuung während des Einsatzes sich in Form und Intensität stark unterscheidet. Tendenziell scheint die Anzahl der Seminare während des Einsatzes über die Jahrgänge eher

¹⁰ In diesem Zusammenhang wird immer wieder die 32. Generalkongregation von 1974/75 als Initialzündung jesuitischer Freiwilligenprogramme benannt, die 1986 zum Start von JEV in Deutschland, orientiert am amerikanischen Jesuit Volunteer Corps, geführt hat.

¹¹ Unter ‚Menschen vor Ort‘ verstehen wir Menschen, die bereits eine längere Zeit vor Ort ihren Lebensmittelpunkt haben und daher mit den ortstypischen Gegebenheiten vertraut sind, wie bspw. Nachbar_innen, Mitarbeitende der Einsatzstelle und Geistliche.

¹² In JEV wurden Auslandseinsätze mit einer Länge von 24 Monaten angeboten und – wenn in Mexiko – empfohlen. Dabei überschneiden sich die Einsatzzeiträume der Auslandsjahrgänge jeweils um ein Jahr, um den Neuankömmlingen den Einstieg zu erleichtern. In JMV variieren die Einsatzzeiträume sehr stark. In JV sind 12 Monate die normale Einsatzdauer. In unserer Stichprobe waren mehr als zwei Drittel aller Teilnehmenden für 12 Monate und ca. 80 % zwischen 10 und 15 Monaten im Einsatz, weswegen wir größere Variationen der Einsatzdauern hier unberücksichtigt lassen.

abgenommen zu haben (mutmaßlich wegen des organisatorischen Aufwands bei einer steigenden Zahl an Einsatzländern), wohingegen die Betreuung durch das JEV-Büro und später das JV-Team intensiver wurde. Zudem hat sich die Betreuung vor Ort in JV gegenüber JEV dahingehend verändert, dass es keine „Kommunitätsbegleitung“ mehr gibt, die an wöchentlich stattfindenden „Kommunitätsabenden“ zu Besuch kommt, mit den Freiwilligen Zeit verbringt, sie zur Reflexion anhält und – so der Anspruch in den frühen JEV-Konzepten – ihr Bewusstsein für die politische Situation vor Ort fördert. Aus den Interviews mit JEV-Freiwilligen geht hervor, dass diese Abende sehr unterschiedlich gestaltet wurden und daher in den Erzählungen funktional eine andere Stellung einzunehmen scheinen, als die, die ihnen aus der pädagogischen Konzeption des Programms beigemessen wurde. In JV erfolgt die Unterbringung der Freiwilligen in einer größeren Variation von Konstellationen, was später noch weiter ausgeführt wird (> *Soziale Beziehungen während des Dienstes*). Die Betreuung vor Ort wird vor allem durch das JV-Team auf unterschiedlichsten Kommunikationswegen (Telefon, WhatsApp, Skype) und in der überwiegenden Zeit des Einsatzes von fern geleistet. Teilweise berichten die JV-Ehemaligen, mit denen wir gesprochen haben, von Ansprechpersonen vor Ort, deren zeitliche Ressource für eine effektive Begleitung der Freiwilligen aber sehr begrenzt waren.

In JEV kann im Laufe der Entwicklung des Programms ein häufiger Wechsel der Partnerländer bzw. Einsatzorte im Ausland beobachtet werden, wohingegen die Kommunitäten, die in Deutschland und Österreich bestehen, über lange Zeiträume erhalten bleiben. Mit der Zusammenlegung von JEV und JMV in JV fallen die letzten Einsatzstellen und Kommunitäten in Deutschland weg, weil zum einen die Bewerber_innen dafür fehlen und zum anderen sich die programmatische Ausrichtung verändert hat. Dadurch werden JV-Freiwillige nur noch an Einsatzorte außerhalb von Deutschland, Österreich und der Schweiz entsandt. Über diesen kürzeren Zeitraum wechseln die Einsatzorte, an die JV-Freiwillige entsandt werden, aber vergleichsweise weniger häufig.

Letztlich unterscheiden sich auch die Zielgruppen der beiden Programme. JEV richtet sich an Erwachsene zwischen 18 (anfänglich 19) und 30 Jahren. Dadurch fällt ein großer Teil der Freiwilligen in den Status der ‚Abiturient_innen‘ bzw. ‚Maturant_innen‘, also junge Erwachsene, die eben erst ihre Schulausbildung abgeschlossen haben. Für „Projekte in der Dritten Welt“ wurde in den ersten Jahrgängen zudem eine abgeschlossene Berufsausbildung oder Studium empfohlen, was nach eigenem Erleben einer Interviewpartnerin kein notwendiges Kriterium war, sich aber in einem relativ hohen Durchschnittsalter der Freiwilligen bei Einsatzbeginn pro Jahrgang zwischen 20 und 22 Jahren niederschlägt. Ab Mitte der 1990er Jahre wurden die Freiwilligen deutlich ‚jünger‘.

Diese Situation ist einer der Gründe zur Initiierung von JMV gewesen: Durch JMV sollte auch älteren Interessent_innen ein Freiwilligendienst im Ausland ermöglicht werden. In JV wird dieser Anspruch fortgesetzt und keine obere Altersgrenze gesetzt. Dies schlägt sich in JV in einer hinsichtlich des Alters und der individuellen Lebensphase heterogeneren Zusammensetzung der Freiwilligen-Jahrgänge nieder. Dadurch wird auch erreicht, dass es innerhalb der Freiwilligen bereits zu intergenerationellem Austausch kommt. In der Online-Befragung haben nur 28 Personen angegeben, dass sie vor dem Freiwilligendienst hauptsächlich erwerbs-/berufstätig waren und nur 6 Personen haben angegeben, vor dem Freiwilligendienst in Rente/Pension gewesen zu sein; ein Bild, das zu der Altersverteilung passt, wie sie sich aus der Adress-Liste ergibt. Damit gelingt einerseits die altersmäßige Diversifizierung der JV-Jahrgänge (sie werden ‚älter‘), andererseits zeigt der zahlenmäßig kleine Anteil von Erwerbs-/Berufstätigen auch, dass es nicht einfach ist, diese Gruppe für die Teilnahme an einem Freiwilligendienst zu gewinnen und hierfür vermutlich hohe Hürden auf Seite der potenziell Interessierten bestehen (Kozmas nennt dafür Verdienstausschlag, Tragbarkeit für die eigene Familie/die_den Partner_in, eigene Gesundheit).

Einhergehend mit der Öffnung für fortgeschrittene Studierende, Berufstätige und Personen, die ihre Erwerbstätigkeit beendet haben, werden in JV stärker auf die Kompetenzen der einzelnen Freiwilligen zugeschnittene Positionen in Einsatzstellen oder konkrete Projekte angeboten. Dadurch verschiebt sich die Rolle der Freiwilligen, die aufgrund ihrer Professionalität einen bestimmten Dienst absolvieren stärker in die Richtung von entwicklungspolitischer Arbeit, was sich auf die Möglichkeiten und Notwendigkeit des „sich Einlassens“ auswirkt (➤ *Was bedeutet „sich einlassen“ für die Freiwilligen?*).

Diese kurze Beschreibung unseres Feldzugangs und die Skizzierung unseres Verständnisses der grundsätzlichen Unterschiede und Gemeinsamkeiten der beiden Programme, auf denen unser Hauptaugenmerk liegt, schließt die Darstellung des Forschungsdesigns ab. Dadurch haben wir versucht, den Prozess, in dem wir die nachfolgenden Ergebnisse generiert haben, offenzulegen und zu erläutern, um es den Leser_innen zu ermöglichen, die Validität unserer Ergebnisse zu bewerten.

3) Forschungsergebnisse

Dieser Abschnitt enthält die Ergebnisse, die wir im Laufe des Forschungsprozesses, geleitet durch unsere Fragestellung „*Inwiefern wirkt sich die Teilnahme an einem jesuitischen Freiwilligendienst (JEV, JV) langfristig auf die Freiwilligen aus?*“ entwickelt haben.

Die ersten fünf Unterkapitel stellen Erfahrungen und Erlebnisse vor, die direkt mit dem Freiwilligendienst verknüpft sind. Dabei werden sowohl Verbindungen zwischen diesen fünf Themen als auch Zusammenhänge mit dem Gegenstand unserer Forschungsfrage herausgearbeitet. Das letzte Unterkapitel zum Thema der langfristigen Prägung markiert die Schnittstelle der thematischen Linien, die zuvor diskutiert wurden und entfaltet die Antworten, die sich empirisch auf die Forschungsfrage finden lassen.

a) Motivation, Erwartungen und Wirkungsansprüche der Freiwilligen

i) Aufmerksam werden auf/sich angesprochen fühlen durch das Programm

Bevor wir die Motivationen, Erwartungen an den Dienst und Wirkungsansprüche der Freiwilligen in diesem Kapitel diskutieren, soll zuerst auf die Fragen eingegangen werden, wie die Interessent_innen auf das jeweilige Programm aufmerksam geworden sind und ob es einen bestimmten ‚Typ‘ von Menschen gibt, die durch die jesuitischen Freiwilligenprogramme angesprochen werden.

In der Umfrage (Frage VF04) haben 108 Teilnehmende angegeben, dass sie bereits vor dem Freiwilligendienst Kontakt zu Jesuiten hatten. Dabei werden häufig die Familie und der Kreis von Freund_innen und Bekannten als Instanzen benannt (Frage VF06), über die der Kontakt zu Jesuiten erstmalig entsteht. Überraschend wenige Personen geben an, dass sie erstmals durch die Schule (25 Nennungen) oder die eigene (Pfarr-)Gemeinde (33 Nennungen) in Kontakt mit Jesuiten gekommen sind. Zudem haben 110 Teilnehmende angegeben, im Rahmen des Bewerbungsprozesses erstmalig mit Jesuiten in Kontakt gekommen zu sein. Daran anschließend stellt sich die Frage, wie die Teilnehmenden erstmals auf das Programm aufmerksam geworden sind.

Die mit deutlichem Abstand häufigsten Wege, über die Teilnehmende auf das Programm aufmerksam werden (Frage VF07), sind eigene Recherche (84 Nennungen), die Empfehlung durch Freund_innen oder Bekannte (77 Nennungen) und der Flyer des Dienstes (63 Nennungen). Darauf folgt die persönliche Empfehlung durch einen Jesuiten (46 Nennungen). Von der Trägerorganisation und Ehemaligen gehaltene Vorträge/Präsentationen werden zusammengekommen nur 22 Mal genannt und sind damit selten die Wege, über die Freiwillige erstmalig auf das Programm aufmerksam werden.

Dieses Bild deckt sich nur teilweise mit den Interviews, aus denen hervorgeht, dass die Freiwilligen häufig durch die Weitergabe eines Flyers oder die persönliche Ansprache und Empfehlung, z.B. durch den jesuitischen Pfarrer der eigenen Gemeinde, aufmerksam werden.

Die damit verknüpfte Frage, ob sich ein bestimmter ‚Typ‘ Mensch durch das Programm angesprochen fühlt, hat sich uns im Laufe des Forschungsprozesses immer wieder gestellt, wurde aber auch von unseren Gesprächspartner_innen im Zusammenhang mit dem Thema „Prägung“ wiederholt zur Sprache gebracht (➤ *Langfristige Prägung*). In den nachfolgenden Abschnitten wird deutlich werden, dass die Ehemaligen sich – sofern zur Sprache gebracht – von kommerziell ausgerichteten Freiwilligenprogrammen oder „Spaßfreiwilligendiensten“ (Stefanie) distanzieren. In unserer zweiten Gruppendiskussion wird zudem wiederholt die Abgrenzung einer Gemeinschaft von „uns Gleichgesinnten“ (Miriam) gegenüber anderen Personen

hergestellt, denen zugeschrieben wird, dass ihnen z.B. das Ideal eines „einfachen Lebensstils“ nicht wichtig ist. Für die Zeit nach dem Freiwilligendienst lassen sich also gemeinsame Werthaltungen und ein Gemeinschaftsgefühl der Ehemaligen beobachten. Dieses vor die Zeit des Freiwilligendienstes zurückzuverfolgen, kann unser Forschungsdesign nicht leisten, aber mit einer Retrospektiv-Frage nach den Werten, die den Freiwilligen vor dem Freiwilligendienst wichtig waren (VF11), lässt sich zumindest ein näherungsweise Bild erstellen, wie ‚die Freiwilligen‘ vor dem Dienst ‚tickten‘.

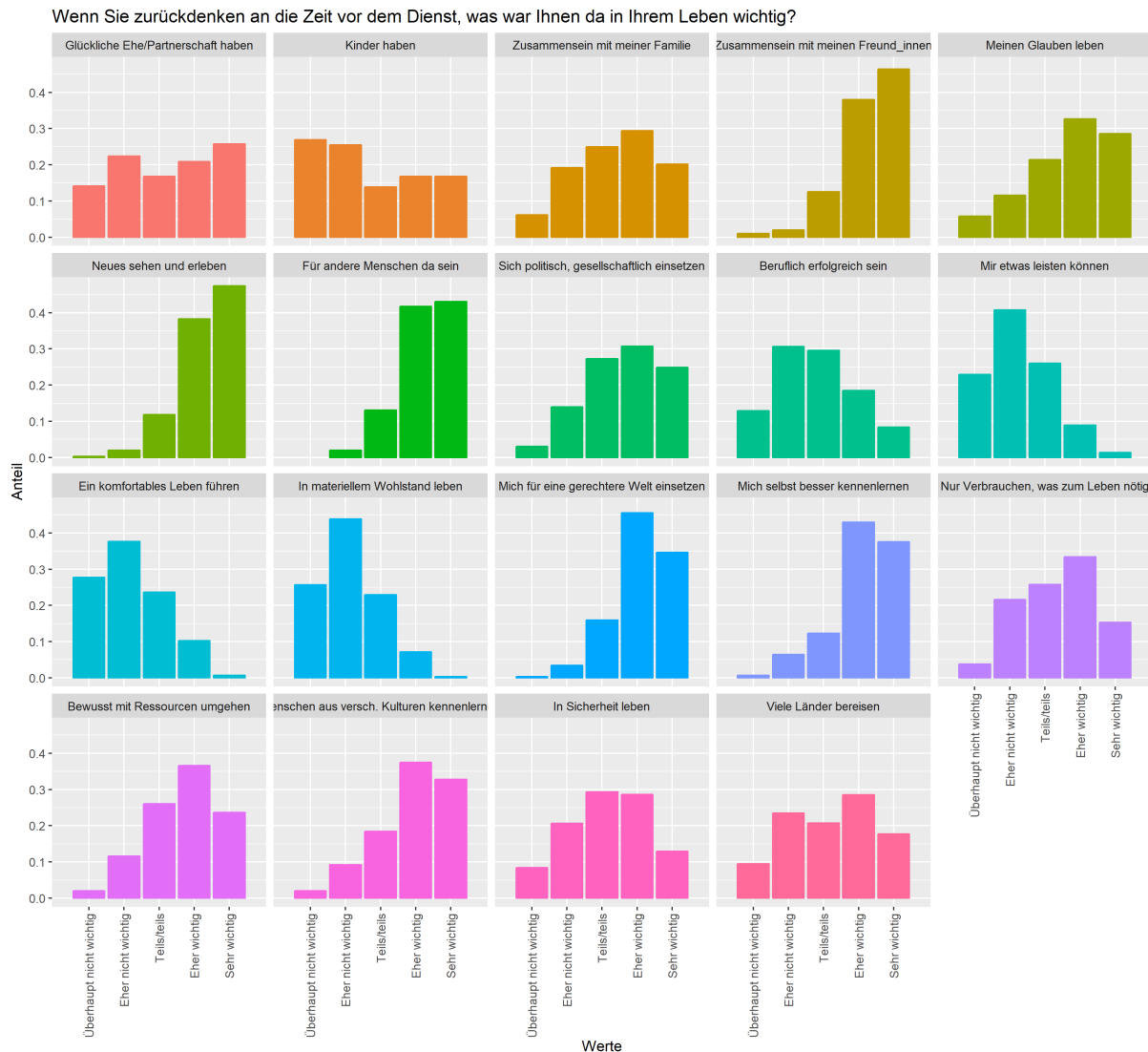


Abb. 2: Werte vor dem Freiwilligendienst

In vielen der Dimensionen zeigt sich ein eher ambivalentes Bild und teilweise die Tendenz zur ausweichenden Antwort ‚Teils/teils‘ („Glückliche Ehe/Partnerschaft haben“, „Kinder haben“, „Zusammensein mit meiner Familie“, „in Sicherheit leben“, „viele Länder bereisen“). Demgegenüber fällt auf, dass insgesamt den Werten „Zusammensein mit meinen Freund_innen“, „Neues sehen und erleben“, „für andere Menschen da sein“, „mich für eine bessere Welt einsetzen“ und „mich selbst besser kennenlernen“ eine hohe Wichtigkeit beigemessen wird. Als unwichtig bewertet werden die Werte, die sich auf persönlichen Konsum, Komfort und Karriere beziehen.

Insgesamt deutet dieses Bild in Verbindung mit dem übrigen empirischen Material darauf hin, in dem immer wieder eine Gemeinschaft von Freiwilligen betont wird (➤ *In Verbindung mit dem Programm, anderen Ehemaligen und Jesuiten bleiben*), dass jesuitische Freiwilligenpro-

gramme für eine sehr spezifische Personengruppe attraktiv sind, die ähnliche Wertvorstellungen teilen (hinsichtlich eines ressourcenschonenden Lebensstils und dem Einsatz für soziale Gerechtigkeit auf zwischenmenschlicher Ebene) und denen Entwicklung im ‚Persönlichen‘ wichtiger ist als Karriere zu machen. Das bringt Carolin auf die prägnante Formel: „Also es sind einfach keine konsumorientierten Menschen, die da irgendwie nach Karriere streben so, ne?“.

ii) Motivationen für einen Freiwilligendienst

In der Umfrage wurde den Teilnehmenden eine Reihe von Motiven, einen Freiwilligendienst zu absolvieren vorgelegt (für die vollständige Itembeschriftungen siehe Frage VF02 in der [Dokumentation zur Online-Umfrage](#)).

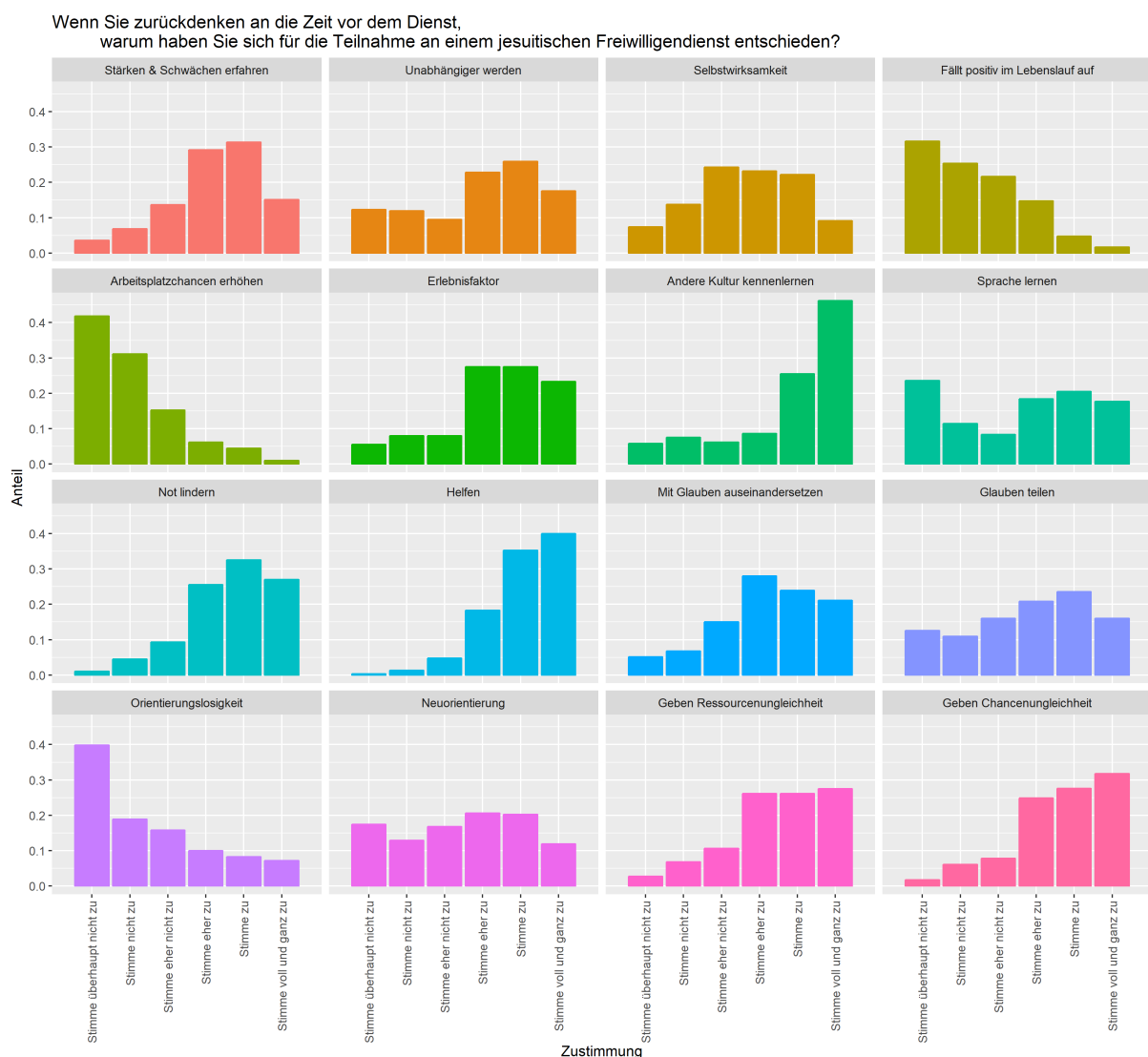


Abb. 3: Motivationen für einen jesuitischen Freiwilligendienst

Dabei fällt auf, dass die Entscheidung für einen Freiwilligendienst nur selten mit einer Optimierung des Lebenslaufs und der Erwartung, dadurch die eigenen Chancen auf einen guten Arbeitsplatz zu erhöhen, in Verbindung gebracht wird. Deutlich höhere Zustimmungswerte erhalten Items, die sich gruppieren lassen als Persönlichkeitsentwicklung („Stärken & Schwä-

chen erfahren“, „Unabhängiger werden“, „Selbstwirksamkeit“), Erlebnisorientierung („Erlebnissfaktor“, „Andere Kultur kennenlernen“) und „altruistische“ Motive („Not lindern“, „Helfen“, „Geben Ressourcenungleichheit“, „Geben Chancenungleichheit“). Überraschend aus unserer Sicht war, dass die Suche nach Orientierung (hinsichtlich Lebens- und beruflichen Entscheidungen) in geringerem Maße als von uns erwartet Zustimmung erfährt. Ein gemischtes Bild zeigt sich in den glaubensbezogenen Dimensionen („Mit Glauben auseinandersetzen“, „Glauben teilen“). Erklärungsbedürftig ist die starke Ablehnung zum Item „Orientierungslosigkeit“ im Vergleich zum Item „Neuorientierung“.

Dieser erste Überblick lässt sich gut durch die Ergebnisse aus den Interviews und Gruppendiskussionen vertiefen. Darin haben wir die Erfahrung gemacht, dass die Freiwilligen teilweise zwischen ihrer Motivation für einen Freiwilligendienst allgemein und der Motivation, speziell einen jesuitischen Freiwilligendienst zu machen, unterscheiden.

Hinsichtlich der Motivation für einen FWD allgemein wird in fast allen Interviews auf eine Orientierungsfunktion des Dienstes verwiesen, allerdings in unterschiedlicher Intensität. Häufig haben die Freiwilligen vor Beginn des Dienstes eine konkrete Vorstellung über künftig anstehende Entscheidungen, häufig in Verbindung mit beruflichen Plänen (z.B. Studienfachwahl, Arbeit als Seelsorger_in/Priester), welche durch den FWD einer „Prüfung“ unterzogen werden soll. Ungefähr gleich häufig wird der diffus bleibende Wunsch formuliert, durch den FWD aus dem Gewohnten „rauszukommen“ oder „was Anderes zu machen“. Nur einmal stellt eine Gesprächspartnerin ihre Situation vor dem FWD so dar, dass sie sich in einer „Sinnkrise“ befand, aus welcher der Dienst ihr einen Weg heraus geöffnet habe.

Ein explizit nicht-touristischer Aufenthalt im Ausland wird – gelegentlich in Verbindung mit dem Wunsch, etwas „Besonderes“ zu erleben – häufig als eine zentrale Dimension benannt. Das Kennenlernen anderer Kulturen wird eng verknüpft mit dem Kennenlernen des Lebens der ‚Menschen vor Ort‘ und dem Wunsch des Mit-Lebens. Eine Teilnehmerin der Gruppendiskussion benennt außerdem die Vertiefung ihrer Sprachkenntnisse als ausschlaggebend. In der Umfrage wurden gelegentlich religiöse Gründe für einen Freiwilligendienst genannt, in den Interviews spielten diese nur in Einzelfällen eine Rolle, etwa bei Frank Thal, der in dem Dienst einen Versuch sieht, sein „Christ-Sein zu leben. Als Christ in der Nächstenliebe in der Tätigkeit, nicht nur gscheid daherreden oder predigen“. Für Josefine ist es wichtig, dass der Dienst von einem christlichen Träger veranstaltet wird, weil sie damit bestimmte Werte verbunden sieht und weil sie selbst eine christliche Schule besucht hat. Zusätzlich spielen in den Interviews, die wir mit jüngeren Ehemaligen geführt haben, Vorbilder, z.B. die große Schwester, die auch einen Freiwilligendienst gemacht hat, im Familien-, Freundes- oder Bekanntenkreis eine wichtige Rolle. Anhand dieser Vorbilder wird es als ‚normal‘ und fast als ‚erwartet‘ bewertet, auch einen Dienst (im Ausland) zu absolvieren.

Im Rahmen der weiteren Recherche und der Vorbereitungsphase des Einsatzes verändern sich oftmals die Gewichtungen der individuellen Motivationen und es kommen weitere Aspekte hinzu (Heinz: da hat man „noch weitere Motivationen gesammelt“). Besonders wichtig ist dabei der Kontakt zu Ehemaligen, die von ihren Erfahrungen auf den Vorbereitungsseminaren erzählen, sowie zu den Freiwilligen, mit denen man am selben Einsatzort sein wird. Anhand der Bedeutung des „Sendungsprinzips“ für die Auslandseinsätze in JEV und generell in JV lässt sich die Veränderung von Motivationen während der Vorbereitungsphase gut verdeutlichen. Anfangs gehen mehrere Freiwillige mit dem Wunsch, den Dienst in einem bestimmten Land zu machen, in die Vorbereitungsphase. Mit zunehmenden Kennenlernen des Programms wird dieser jedoch entkräftet und die Motivation für den Dienst verlagert sich darauf, an dem, wofür das Programm steht, teilzuhaben – „Hauptsache du machst es“ (Lea). Cordula beschreibt es so, dass sie das Gefühl hatte, „man steigt jetzt hier irgendwie in eine Mission oder sowas ein“ und sie sei bereit gewesen, „zu gehen, wohin ihr wollt“. Weniger stark pointiert findet sich diese Entwicklung in mehreren Interviews wieder.

Im Fall von Josefine bestehen nach der Bekanntgabe des Einsatzlandes starke Vorbehalte und es kommt sogar die Überlegung auf, die Teilnahme abzusagen und lieber ein anderes Programm zu machen, das den Wunsch-Einsatzort zusichert. Durch das Gespräch mit den Referent_innen verändert sich für sie die Situation:

„Dann habe ich das Gespräch gesucht mit den Jesuiten, also mit unseren Verantwortlichen und das hat es für mich voll verändert. Also ich habe mich immer noch nicht gefreut. Aber es war für mich mehr dieses so ‚Ja, okay und es ist jetzt so und das ist eine Stelle, wo sie denken, es passt zu mir, die haben Erfahrung, sie werden sich dabei was überlegt haben‘ und haben ein bisschen dieses genommen, was wir alle drei hatten, dieses Gefühl von ‚die nach Osteuropa gehen, sind die, den sie sonst nichts zutrauen würden‘. Und dieses Gefühl trotzdem so wertgeschätzt werden in dem, was dann kommt. Und ja, sich einfach mal drauf einzulassen in dieses ‚Naja, eigentlich geht’s ja nicht darum, wohin ich gehe und es geht nicht darum, was andere darüber denken oder es geht nicht darum, wie außergewöhnlich oder exotisch das ist, sondern es geht wirklich sozusagen, das Hingehen, das, was dabei Lernen.“

iii) Begründete Entscheidung für einen jesuitischen Freiwilligendienst

Die Entscheidung dafür, einen jesuitischen Freiwilligendienst zu machen, ist häufig eng verknüpft mit der Motivation zu einem Freiwilligendienst allgemein. Dennoch werden von den Ehemaligen einzelne Aspekte des Programmes herausgehoben, die ihre Entscheidung dafür gestärkt haben. In den Interviews mit JEV-Freiwilligen und insbesondere in den Gruppendiskussionen wird betont, dass die Grundlinien („Einfacher Lebensstil“, „Einsatz für Gerechtigkeit“, „Gelebter Glaube“ und „Leben in Gemeinschaft“) wesentlich für die Entscheidung waren, genau diesen Dienst machen zu wollen. Die Grundlinien werden dabei vor allem als eine Herausforderung an sich selbst verstanden. Magdalena stellt heraus, dass die Verwendung des Begriffs „Kommunität“ als eine Form des Zusammenlebens, in der diese Ansprüche aufeinander treffen, für ihre Entscheidung ausschlaggebend war.

Zwar finden die einzelnen Grundlinien auch bei den JMV- und JV-Freiwilligen Anklang, aber sie werden weniger prominent und nicht in ihrer Gesamtheit als Motivation platziert. Für eine positive Identifikation mit dem Programm wird vor allem das im Rahmen des ersten Kennenlernens empfundene Gemeinschaftsgefühl als ausschlaggebend für die eigene Entscheidung – teilweise auch gegen andere Programme – betont: eine familiäre Atmosphäre (Alexandra), eine positive Gruppendynamik, durch die alle Teilnehmenden gleichermaßen eingebunden werden (Josefine).

Das ‚Jesuitische‘ des Programms wird dann hauptsächlich in dem hohen Stellenwert von Selbstreflexion und der Gleichzeitigkeit von Weltzugewandtheit¹³ und Spiritualität verortet:

„[...] diese also Jesuiten da in der Großstadt so gefallen hatten, wie die also kritisch sind und so offen gleichzeitig und aber auch so spirituell und so individuell ohne dass sie zu individualistisch sind. Das fand ich halt so gut. Und sowas wollte ich für mein Leben halt auch. Und dann war mir das Programm wichtig.“ (Julia)

Wie gesagt haben 41,7% der Freiwilligen bereits vor dem Dienst Kontakt zu Jesuiten. In den Interviews wird auch deutlich, dass die Freiwilligen, die bereits einen Bezug zu Jesuiten hatten, auch über einen eigenen Zugang zu ignatianischer Spiritualität verfügten, z.B. durch die Schule und verbandliche Jugendarbeit (Helga), durch die Hochschulgemeinde (Julia) oder die ehrenamtliche Tätigkeit in der Gemeinde (Simon und Carolin). In den Fällen, in denen ignatianische Spiritualität zunächst unbekannt ist, wird – in besonderem Maße bei Josefine – das

¹³ Catherine stellt den Vergleich zwischen JEV und anderen christlich getragenen Freiwilligenprogrammen an und kommt zu dem Schluss, dass JEV „bodenständiger“ und „unkompliziert“ sei.

Kennenlernen neuer spiritueller Formen als Öffnung dessen, was man selbst aus der eigenen Gemeinde kennt, erfahren.

Alle genannten Punkte werden jeweils noch dadurch verstärkt, dass die Betreuung und Begleitung in der Vorbereitungsphase als sehr gut wahrgenommen und erlebt werden. Von den Freiwilligen aus späteren Jahrgängen wird zudem die Heterogenität der Teilnehmenden hinsichtlich Alter, Lebenssituation und familiärem Hintergrund positiv hervorgehoben.

Die nachfolgende Grafik (Abb. 4) stellt dar, welche Aspekte retrospektiv aus der jeweils eigenen Sicht als die wichtigsten Anliegen des Freiwilligenprogrammes bewertet werden. Die Aufteilung nach Programmen ergibt sich aus der Selbstzuordnung des eigenen Freiwilligendienstes.

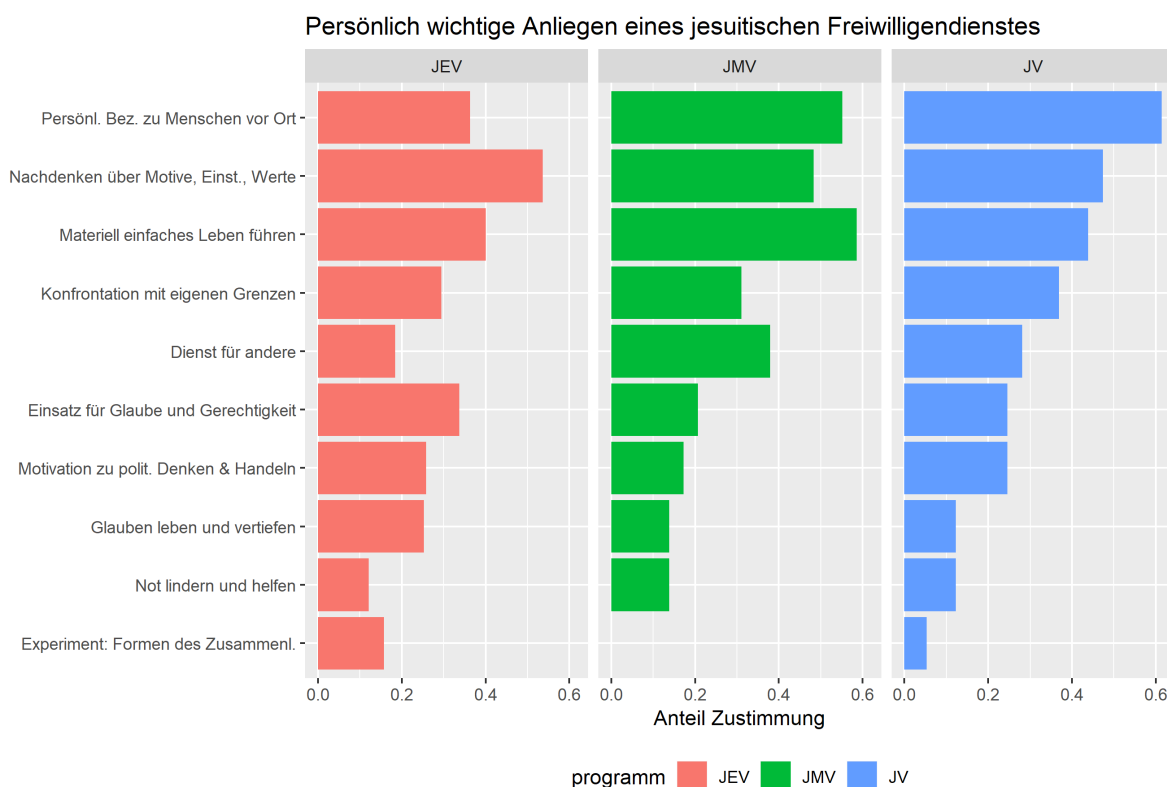


Abb. 4: Persönlich wichtige Anliegen eines jesuitischen Freiwilligendienstes

Dabei fällt im Vergleich von JEV zu JMV und JV auf, dass der Selbstbezug und der Stellenwert von Selbstreflexion von JEV-Ehemaligen häufiger als ein wichtiges Anliegen bewertet wird als in den beiden anderen Programmen. In diesen hingegen werden die sozialen Beziehungen zu den Menschen vor Ort häufiger als wichtiges Anliegen des Dienstes bewertet. An der höheren Zustimmung unter JEV-Ehemaligen zum Item „Einsatz für Glaube und Gerechtigkeit“, welches die Formulierung der Grundlinien von JEV aufgreift, wird ein konzeptioneller Unterschied zwischen JEV und JMV/JV deutlich: der Anspruch, sich mit dem eigenen Handeln gegen globale Ungerechtigkeiten einzusetzen (➤ *Feldbeschreibung*). Überraschend ist, dass „ein materiell einfaches Leben führen“ und einen „Dienst für andere“ zu machen, in JMV relativ zu den anderen Programmen die größte Zustimmung erfahren. Eine mögliche Erklärung dafür liegt in der größeren Nähe von JMV zu entwicklungspolitischen Einsätzen (z.B. Jesuit Worldwide Learning) und die gezielte Ansprache von Berufstätigen. Die JV-Ehemaligen bewerten klar den Punkt der Beziehungen zu den Menschen vor Ort am wichtigsten, was im Zusammenhang mit der ‚Auswärts-Orientierung‘ des Programms steht – im Unterschied zur ‚Inwärts-Orientierung‘ von JEV, wo die Gestaltung des Gemeinschaftslebens der Freiwilligen in den Kommunen einen konzeptuell größeren Stellenwert einnimmt.

Trotz der relativen Unterschiede zwischen den Programmen fällt aber auf, dass insgesamt die drei Anliegen, persönliche Beziehungen zu den Menschen vor Ort aufzubauen, über eigene Motive, Einstellungen und Werte nachzudenken sowie ein materiell einfaches Leben zu führen als die drei wichtigsten Anliegen der jesuitischen Freiwilligendienste identifiziert werden. Rückblickend lässt sich die Frage nicht beantworten, ob diese Relevanzordnung bei den Freiwilligen schon vor dem Dienst bestand oder ob erst das Programm selbst zu ihrer Strukturierung beigetragen hat. Das Material legt aber nahe, dass diese Aspekte bereits in der Entscheidung für das Programm eine maßgebliche Rolle gespielt haben.

iv) Zweifel und Befürchtungen

Die Freiwilligen bringen eine Reihe von Zweifeln und Befürchtungen zur Sprache, mit denen sie sich vor dem Einsatzbeginn auseinandersetzen mussten. Für Freiwillige, die als Berufstätige einen Dienst absolvieren wollen, stellt der Einsatz eine Unterbrechung im Erwerbsleben dar, die mit hohen, vorrangig finanziellen Kosten verbunden ist. Problematisch sind daran weniger die Unterbrechung als vielmehr die Unwägbarkeiten hinsichtlich des Wiedereinstiegs nach dem Dienst. Es wird erwartet, dass der Dienst einen verändert und dass die Art der Veränderung nicht absehbar ist: „Und wer weiß, ob du dann nicht so da im Kopf so verdreht zurückkommst, dass du deinen Beruf gar nicht mehr machen kannst“ (Kozmas).

Zwar sehen viele der Freiwilligen die Konfrontation mit den eigenen Grenzen als einen wichtigen Aspekt des Dienstes an, es werden aber auch Zweifel ob der eigenen Belastbarkeit hinsichtlich der konkreten Tätigkeiten formuliert: z.B. die Konfrontation mit Tod und Sterben in Krankenhäusern, die Unerfahrenheit im Umgang mit Kindern und das direkte Erleben von Armut (z.B. in Suppenküchen). Freiwillige, die in einer Partnerschaft sind, sehen im Freiwilligendienst zudem eine mögliche Belastung für die Beziehung zur_m Partner_in, der_die nicht mit ausreist, durch Schwierigkeiten und persönliche Veränderungen durch den Dienst. Hier berichtet Olivia in der ersten Gruppendiskussion, dass sie zu Beginn des Dienstes in einer Beziehung war und in der Vorbereitungsphase aufgefordert wurde, eine Stellungnahme zu schreiben, inwiefern diese den Belastungen durch den Einsatz gewachsen ist und sie nicht ablenkt.

Im Zusammenhang mit der Entscheidung für das Programm wird von einzelnen Teilnehmenden thematisiert, dass es ihnen wichtig war, „keinen Missionsdienst zu machen“ (Stefanie) und „dass das was Offenes ist und nicht nur Katholiken, sondern dass die auch jeden genommen hätten, unabhängig davon, welcher Konfession oder überhaupt religiös in der Familie dann besteht“ (Julia). Diese Zweifel finden sich durch die tatsächliche Offenheit des Programms nicht bestätigt.

Eine weitere Ursache von Zweifeln bildet das „Sendungsprinzip“: nicht in das Wunschland entsandt zu werden, negative Rückmeldungen vom Umfeld bezüglich eines Dienstes in Europa und die Unsicherheit, sich in einer Sprache verständigen zu müssen, die man noch nicht gelernt hat, lösen nicht selten Überlegungen aus, ob ein Dienst dieser Art die richtige Wahl ist.¹⁴

Die Interviews legen insgesamt nahe, dass die Begleitung in der Vorbereitung effektiv dazu beiträgt, Belastungen zu antizipieren, sich auf mögliche Krisensituationen vorzubereiten und zumindest eine grobe Vorstellung zu entwickeln, worauf man sich „einlässt“.

¹⁴ Die Frage, mit welchen Begründungen Freiwillige noch in der Vorbereitungsphase von dem Dienst zurücktreten, konnten wir im Rahmen des Projektes nicht weiterverfolgen.

v) Illegitime Motivationen und fragwürdige Einsätze

Das obige, längere Zitat aus dem Interview mit Josefine weist zugleich darauf hin, dass es bestimmte Motive für einen Freiwilligendienst gibt, die von den Freiwilligen als legitim angesehen werden, und andere, die als illegitim (z.B. „es geht nicht darum, wie außergewöhnlich oder exotisch das ist“) bewertet werden. Wie bereits erwähnt werden vorrangig ‚voluntouristische‘ (Brot für die Welt 2018) Motivationen seltener als wichtig für die Entscheidung für den Freiwilligendienst bewertet und teilweise explizit zurückgewiesen. Sehr deutlich wird dies an der wiederholten, insbesondere in den Gruppendiskussionen einhellig geteilten Abgrenzung gegenüber Programm von kommerziellen Anbietern: „Schotterleute“, „wo du Geld zahlst und dann auch mal Kinder anlangen darfst“, „absolute Katastrophe“ (Miriam) und „die kassieren dann einen Haufen Geld“ (Agathe). Die Kritik entfacht sich dabei an verschiedenen Aspekten solcher Programme: Eine meist sehr kurze Aufenthaltsdauer (sechs Monate werden als Minimum für einen sinnvollen Dienst angesehen), der mangelnde „wirkliche“ Kontakt zu den Menschen vor Ort (➤ *Was bedeutet „sich einlassen“ für die Freiwilligen?*) und die entweder nicht oder rudimentär vorhandene pädagogische Begleitung. Dabei herrscht die Sichtweise vor, dass solche Dienste globale Strukturen von Ausbeutung reproduzieren und keinerlei Unterstützung der Menschen in den Einsatzländern leisten wollen oder könnten.

Im Umkehrschluss werden jesuitische Freiwilligenprogramme bereits in der Bewerbungsphase als sehr gut begleitet wahrgenommen und der erste Eindruck auf den Vorbereitungsseminaren bestätigt dies. Dennoch werden auch innerhalb des jesuitischen Programms Abstufungen vorgenommen. Skeptisch gesehen werden etwa andere Freiwillige, die laut Markus auf einem „christlichem Helfertrip“ sind. Dabei wird nicht die generelle Absicht des Helfens kritisiert, sondern der zu hoch gesteckte Anspruch an sich selbst in der Rolle als Freiwillige_r. Diese Position findet auch in der ersten Gruppendiskussion Unterstützung: „Not lindern“ ist für Olivia ein zu „viel zu hoher Ansatz“ gewesen, den sie „nicht in Anspruch nehmen konnte“ (vgl. Abb. 3). Als rein egoistisch bewertete Motive hingegen stoßen auf Ablehnung:

„Das ist auch so ein Benützen von Menschen für eine bestimmte Zeit, damit ich meinen Spaß haben und sagen kann ‚Ich bin also sozial engagiert.‘ Kann man natürlich sagen. Ich will das gar nicht mal ganz abreden. Aber das geht nicht. Die Menschen werden und die Kinder werden benützt. Und ich finde das geht nicht.“ (Agathe)

Das Moment der Abgrenzung gegen illegitime Motivationen und negativ bewertete Programme anderer Anbieter ist eine Instanz der Herstellung einer ‚Gemeinschaft der Freiwilligen‘, welche von Bedeutung für die Nach-Wirkung des Erlebten ist (➤ *In Verbindung mit dem Programm, anderen Ehemaligen und Jesuiten bleiben*).

vi) Erwartungen an den Einsatz und Vorstellungen vom Einsatzland

In den Interviews mit JEV-Ehemaligen und in den beiden Gruppendiskussionen werden sehr schnell Wünsche, Erwartungen und Zweifel hinsichtlich des „Lebens in Gemeinschaft“ in der Kommunität zur Sprache gebracht, sobald nach Erwartungen an den Dienst gefragt wird. In den Interviews mit Freiwilligen, die JMV oder JV gemacht haben, tritt dieser Aspekt in den Hintergrund oder kommt gar nicht vor, was als Ergebnis der unterschiedlichen programmatischen Ausrichtung verstanden werden kann. In diesen Interviews werden häufiger Aspekte der Tätigkeit vor Ort und der Einsatzstelle thematisiert (z.B. Ausstattung oder etwas zur Arbeit der Einsatzstelle beitragen können).

Unabhängig vom Programm wird in fast allen Interviews, angesprochen auf konkrete Vorstellungen darüber, wie der Dienst sein würde, geantwortet, man habe sich im Vorfeld kein Bild

machen können. Diese Erwartungsoffenheit wird dabei als Strategie im Umgang mit Unsicherheiten und als Chance, „sich einzulassen“ (➤ *Was bedeutet „sich einlassen“ für die Freiwilligen?*) gerahmt:

„Also ich hatte nicht so viele Erwartungen, das war vor allem darauf bezogen, ‚Wie ist es da, wenn ich ankomme? Mit wem leb ich da zusammen? Wie ist der Ort, an dem wohne? Was werde ich arbeiten? Wie werde ich da aufgenommen?‘, da hatte ich, da habe ich mir tatsächlich wenig Gedanken drüber gemacht, weil ich mir dachte, ich kann es nicht ändern, wenn ich dort bin. Also ich bin da erstmal. Und ich schau einfach, was auf mich zukommt und ich lass das relativ offen. Also, in der Hinsicht.“ (Helga)

Die länderspezifische Vorbereitung spielt in diesem Zusammenhang allgemein eine große Rolle. Insgesamt erzählen die Freiwilligen, die nicht in Deutschland waren, dass sie nur eine sehr begrenzte Vorstellung von Geschichte und Kultur des Einsatzlandes hatten. Der Auftrag der „Selbsterarbeitung“ von Wissen zum Einsatzland wird nur in geringem Umfang umgesetzt, wie es etwa Josefines Erzählung verdeutlicht: „länderspezifisch habe ich, war ich nicht vorbereitet, aber ich glaub, das war auch gar nicht so schlecht.“

Positiv hervorgehoben wird, dass die Seminarleitungen, obwohl sie selbst nicht in den Ländern leben, auf den Vorbereitungsseminaren häufig sehr lebensnah und „mit Fingerspitzengefühl und mit sehr viel Liebe und Achtung für die Menschen“ (Julia) ein Bild des Einsatzlandes zu vermitteln bestrebt sind. Abstraktere Vorträge zum Zweck der Wissensvermittlung scheinen eher einen gegenteiligen Effekt zu bewirken: „und das war halt so ein langweiliger Vortrag, wo ich mir dachte ‚Da möchte ich auf jeden Fall nicht hin‘“ (Josefine).

Eine zweite Seite der Erwartungsoffenheit zeigt sich häufig im weiteren Verlauf der Interviews. Hier tritt diese nicht als Strategie, sondern als Ergebnis eines Nicht-Wissens auf, welches das Aufbauen eines Bezugs zum Einsatzland erschwert: „aber es war für mich so völlig außerhalb des Gefühls für irgendwas. Ich konnte es halt gar nicht einordnen“ (Josefine). Rückblickend wird in mehreren Interviews deutlich, dass das eigene Bild vom Einsatzland hingegen stark durch Vorurteile und Exotisierungen geprägt war: „Würde sagen, ich war überrascht, als ich auf jeden Fall gesehen hab, wie schön das Einsatzland ist. Weil ich dachte, das halt so ein dreckiges Ost-Block-Land“ (Josefine). Der Ursprung dieser Vorurteile wird teilweise in früheren Reisen oder Reise-Erzählungen aus dem Einsatzland oder der Darstellung in den Medien, die man selbst nutzt, verortet:

„Und es hieß immer früher, also alle Backpacker, die du getroffen hast, und ich war viel unterwegs, ‚entweder man liebt dieses Land oder man hasst es‘ und dann habe ich so gedacht ‚okay ich bin wohl in der zweiten Kategorie‘“ (Lea)

„Ich habe das gemacht, ich war dort sechs Wochen unterwegs also ich bin ein bisschen rumgeflogen, mal da und Süden und da und da. Und nachdem ich dann also am Flughafen zurück war so auf dem Rückflug war so dachte ich mir ‚also da komm ich bestimmt nicht wieder‘ also das war mega anstrengend.“ (Kozmas)

„Das war halt so ein Klischee. Von dem Einsatzland hört man, wenn es Überschwemmungen gibt und wenn irgendein Textilgebäude zusammenbricht oder wenn Frauen vergewaltigt werden. Sonst hört man nichts von Indien.“ (Frank Thal)

Der Einsatz vor Ort führt zweifellos dazu, dass sich das eigene Bild des Einsatzlandes verändert (➤ *In welchen Bereichen machen die Freiwilligen überraschende Erfahrungen?*) und im Nachhinein fällt auf, dass die Erwartungsoffenheit der Freiwilligen nicht notwendigerweise mit Unvoreingenommenheit assoziiert ist.

In diesem Sinne werden Reisen ins bzw. frühere Aufenthalte im Einsatzland teilweise auch so verstanden, dass man dadurch einen ganz bestimmten Ausschnitt des Landes kennengelernt

hat und dass es noch eine „andere Seite von diesem Land“ (Carolin) gibt, die man durch den Freiwilligendienst kennenlernen möchte.

vii) Ansprüche an das eigene Wirken als Freiwillige_r

Die eigenen Wirkungsansprüche variieren einerseits nach Programm und andererseits nach dem Alter und der damit einhergehenden Professionalität der Freiwilligen. Die (nicht mehr) berufstätigen Freiwilligen, mit denen wir gesprochen haben, formulierten alle den Anspruch an den Dienst und sich selbst, mit den eigenen professionsspezifischen Kompetenzen den Menschen vor Ort etwas geben zu können. Damit verbunden ist teilweise auch der Wunsch nach Tätig-Sein sowie Anerkennung und Wertschätzung der eigenen Tätigkeit, der besonders von Personen im Ruhestand betont wird. Zugleich ist die berufliche Vorerfahrung ein Maßstab für die realistische Bewertung der eigenen Wirkungsmöglichkeiten. Aufgrund einer vorangegangenen Seelsorger-Tätigkeit formuliert Markus seinen Wirkungsanspruch folgendermaßen:

„Aber ich verstand mich nicht als Retter oder so. Also ich hatte schon genug zu tun an der Pfarrhaustür mit Hilfesuchenden, um zu wissen, dass die nicht unbedingt jetzt kommen, um das große Aufräumen zu beginnen.“ (Markus)

Analog wird von Frank Thal die eigene professionelle Haltung in den Anspruch übersetzt, den Menschen vor Ort mit Rat und Unterstützung beizustehen, ihnen Entscheidungen aber letztlich selbst zu überlassen. Ähnlich greift Agathe in ihrer Tätigkeit als Freiwillige auf Erfahrungen aus dem Berufsleben zurück und stellt viele Ähnlichkeiten fest zwischen den sozialen Problemlagen, mit denen sie am Einsatzort zu tun hat, und denen, die sie aus Deutschland kennt. Damit verschärft sich für sie aber nur ein Dilemma – der „Spagat“ zwischen einer „christlichen Haltung“ und „pragmatischen“ Beschränkungen durch die vorgegebenen Strukturen in der Einsatzstelle. Die Unauflösbarkeit dieses Spannungsverhältnisses, dem sie während des Einsatzes begegnet, ist ihr bekannt aus ihrer beruflichen Tätigkeit, wobei sie auf Techniken der Selbstreflexion zurückgreifen kann und sich eigenständig um eine Supervision durch einen Coach kümmert, was ihr den Umgang damit erleichtert.

Unabhängig davon, ob auf professionsspezifische Kompetenzen zurückgegriffen werden kann, formulieren viele Freiwillige den Anspruch, auf eine spezifische Art und Weise mit den Menschen am Einsatzort (unabhängig davon, ob der Einsatz in Deutschland oder anderswo stattfinden soll) in Interaktion zu treten: „auf Augenhöhe“, sich „Begegnen“, die „Lebenssituation kennenlernen“: „Es geht darum, dass du Menschen auf Augenhöhe begegnest und halt sag ich mal in dem Sinne auch eine Art Dienst am Menschen verrichtest“ (Lea). Dabei fällt auf, dass dieser Anspruch häufig noch durch den Gebrauch von „wirklich“ („wirklich erreichen“ – Carolin) verstärkt wird.

Erstens markiert „Wirklich“ dabei einen Authentizitätsanspruch, der in Opposition zum touristischen Aufenthalt vor Ort oder den Erfahrungen steht, die man im Rahmen eines Auslandssemesters im Studium machen könnte, wie Helga hervorhebt. Es geht den Freiwilligen darum, sich in sozialen Milieus zu bewegen, die abseits der sozialen Position liegen, auf der sie sich in Deutschland oder als Gast in dem Einsatzland bewegen. In Bezug auf einen früheren Aufenthalt im Einsatzland und ihre Motivation für den Freiwilligendienst berichtet Carolin: „Habe total viel von dem Land mitgenommen und war aber in dieser High Society und hab immer wieder in Berührung damit, dass es da halt auch noch was Anderes gibt, ne andere Seite von diesem Land.“

Zweitens macht der Anspruch „sich wirklich zu begegnen“ eine ‚symmetrische‘ Interaktion zur Voraussetzung. Eine paternalistische Haltung gegenüber den Menschen vor Ort gilt es aus Sicht der Freiwilligen also zu vermeiden. Besonders im Kontext von Arbeit wird thematisiert,

dass dies bedeutet, „nicht irgendwelchen Leuten irgendwas aufdrücken“ (Alexandra). Die Widerständigkeit von Routinen in bestehenden Strukturen und Diskrepanz zwischen der Agenda einer_s Freiwilligen und jener der Einsatzstelle wird den Freiwilligen auf den Vorbereitungsseminaren vorgeführt:

„Irgendjemand hat erzählt, wir haben ja dann auch immer so Seminare gehabt, wo dann jemand aus früheren Einsätzen berichtet hat, der hat also ganz groß erzählt, dass er die Mülltrennung wollte er durchsetzen und hat dann Mülleimer gekauft und in denen, keine Ahnung, zehn Monate, elf Monate, wo er da war, hat das auch geklappt. Sein Nachfolger hat dann erzählt ‚wie du weg warst, war alles wieder vorbei‘. Das ist dann nicht ganz einfach auszuhalten.“ (Frank Thal)

Ein in den Interviews wiederkehrendes Problem ist im Zusammenhang mit der „wirklichen Begegnung“ die ‚Als ob‘-Konstellation des Dienstes: Im Bewusstsein der zeitlichen Begrenztheit des Dienstes wird die unvermeidbare Asymmetrie des ‚Mit-Lebens‘ deutlich. Als Konsequenz wird der Anspruch formuliert, vor allem als eine Unterstützung vor Ort zu sein und eben keine eigenen Projekte aufzubauen:¹⁵ „[...] und ich das auch wusste, dass man als Freiwillige irgendwohin geht und man stößt was an und ist da und reißt was auf und dann geht man irgendwann wieder weg“ (Helga).

In Fortsetzung der zuvor erläuterten Zurückweisung des Anspruchs „Not zu lindern“ wird der diffuse Anspruch „irgendwie eine Hilfe sein“ (Stefanie) formuliert. Da dessen Begrenztheit aber immer antizipiert wird, wird dieser Anspruch relativiert und es wird dadurch undeutlich gemacht, worin der Effekt des „Helfens“ besteht (➤ *Reflexion der eigenen Rolle als Freiwillige_r und der erlebten Wirkung*). Entsprechend skeptisch bewertet wird auch das Nach-Wirken der eigenen Tätigkeit: „Wenn ich weggehe, wird der Betrieb weitergehen, ganz klar“ (Frank Thal).

b) Soziale Beziehungen während des Dienstes

¹⁵ Heinz bringt in einer Gruppendiskussion zur Sprache, dass es in seinem Fall den Freiwilligen auch ausdrücklich von Seiten des Trägers der Einsatzstelle untersagt wurde, etwas Neues zu schaffen.

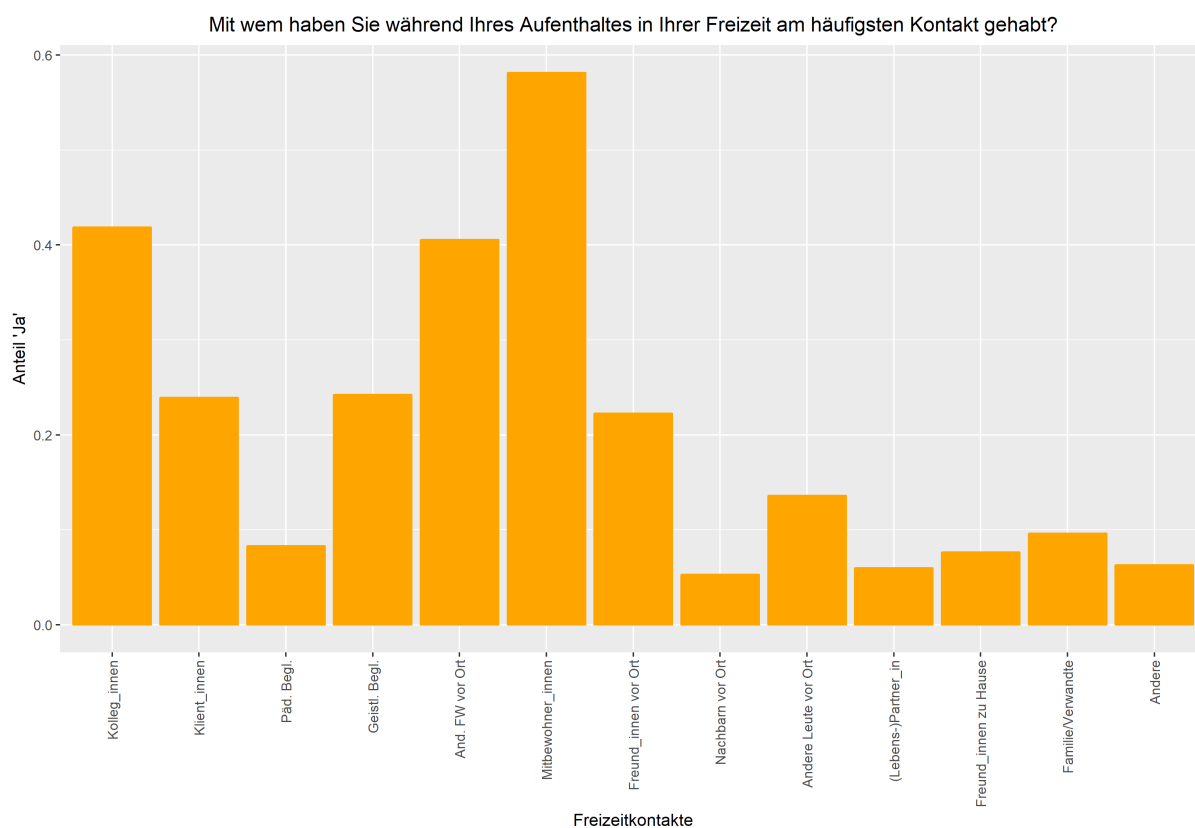


Abb. 5: Häufigste Kontakte in der Freizeit während des Einsatzes, gesamt

Abb. 5 zeigt die Selbstaussagen der Freiwilligen, die in einer Frage mehrere Antwortmöglichkeiten auswählen konnten, mit welchen Personen sie in ihrer Freizeit während dem Einsatz am häufigsten Kontakt hatten. Fast 60% nennen dabei ihre Mitbewohner_innen, etwas mehr als 40% andere Freiwillige vor Ort. Diese Angaben decken sich mit den Erzählungen aus den Interviews und in den Gruppendiskussionen. Was ‚Menschen vor Ort‘ betrifft, verbringen die Freiwilligen ihre Freizeit am häufigsten mit Kolleg_innen aus ihrer Einsatzstelle. Knapp ein Viertel der Freiwilligen hat auch den häufigen Kontakt mit Klient_innen in der Freizeit angegeben. Im Folgenden sollen zunächst die Beziehungen tiefergehend betrachtet werden, die für die Freiwilligen während des Einsatzjahres besonders relevant sind.

i) Wichtige Personen(gruppen)

Mitbewohner_innen und andere Freiwillige

Meist erfolgt die Unterbringung vor Ort gemeinsam mit anderen Freiwilligen, was aber nicht zwingend der Fall ist. Neben der Wohngemeinschaft besteht Kontakt zu anderen Freiwilligen, die in derselben Einsatzstelle arbeiten und durch eine andere Organisation entsendet wurden, oder zu ehemaligen Freiwilligen, die zu Besuch kommen. Freiwillige erzählen darüber hinaus auch von Kontakt (bspw. über Skype) und wechselseitigem Besuch von Freiwilligen, die in andere Landesteile oder benachbarte Einsatzländer entsendet wurden. Freiwillige treffen sich auch auf den Zwischenseminaren, die teilweise eigenständig organisiert und durchgeführt werden, wobei die Hilfe durch die Referent_innen des Programms geschätzt wird. Mehrere Freiwillige haben während des Einsatzjahres eine Partnerschaft miteinander begonnen, die heute immer noch fortbesteht.

Als häufigster Freizeitkontakt wurden die Mitbewohner_innen genannt. Bereits früh im Projekt hat sich gezeigt, dass es in vielen Bereichen einen starken Einfluss hat, ob die Freiwilligen (in der Regel JEV-Freiwillige) in Freiwilligen-Kommunitäten untergebracht sind oder in Freiwilligen-WGs (in der Regel JMV- und JV-Freiwillige).¹⁶ Sehr auffällig ist, dass Interviewpartner_innen, die in Kommunitäten gelebt haben, viel mehr von der Wohnsituation und dem Gemeinschaftsleben berichten, während Freiwillige, die in WGs gewohnt haben, Erzählungen stärker an ihrer Einsatzstelle und den ‚Menschen vor Ort‘ orientieren. Wird bei der Frage nach den häufigsten Kontakten in der Freizeit nach Programm gefiltert (Abb. 6), wird dieser Eindruck bestätigt.

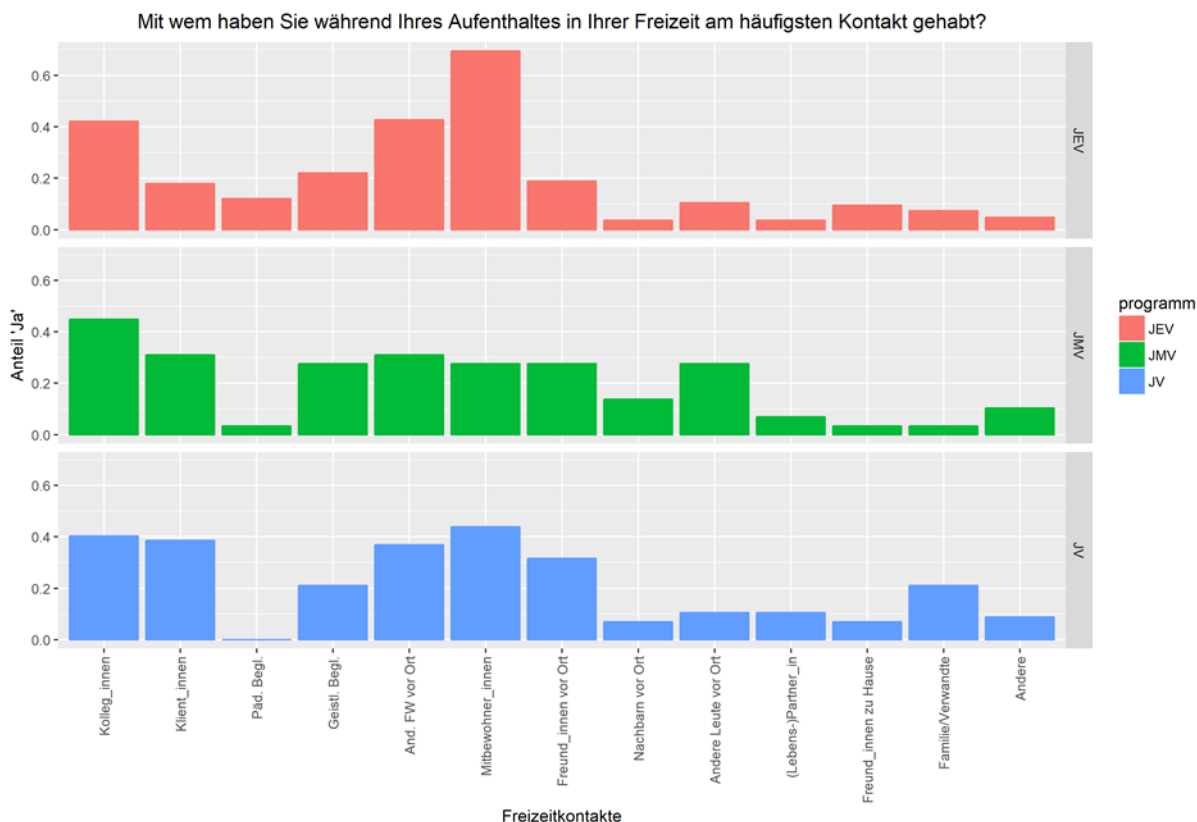


Abb. 6: Häufigste Kontakt in der Freizeit während des Einsatzes, getrennt nach Programm

Vergleicht man die beiden häufigsten Personengruppen – Mitbewohner_innen und Kolleg_innen – zeigt sich, dass JEV-Freiwillige am häufigsten Kontakt mit Mitbewohner_innen haben und an zweiter Stelle mit Kolleg_innen, bei JMV-Freiwilligen ist es umgekehrt und bei JV-Freiwilligen hält es sich in etwa die Waage. Ein Erklärungsansatz für dieses Bild bei JMV-Freiwilligen ist, dass diese häufiger keine Freiwilligen als Mitbewohner_innen haben und mit einer eher professionsspezifischen Motivation an den Dienst herangehen, womit ihr Fokus daher insgesamt stärker auf der Einsatzstelle liegt.

¹⁶ Zunächst scheinen beide Wohnformen identisch zu sein: mehrere Freiwillige des Programms wohnen zusammen in einer Wohnung. Aber die Bezeichnung als „Kommunität“ steht in JEV für einen konzeptuellen Unterschied (➤ *Feldbeschreibung*). Falls wir anders zusammengesetzte Kommunitäten meinen, z.B. Jesuiten- oder Laien-Kommunitäten meinen, spezifizieren wir den Begriff entsprechend.

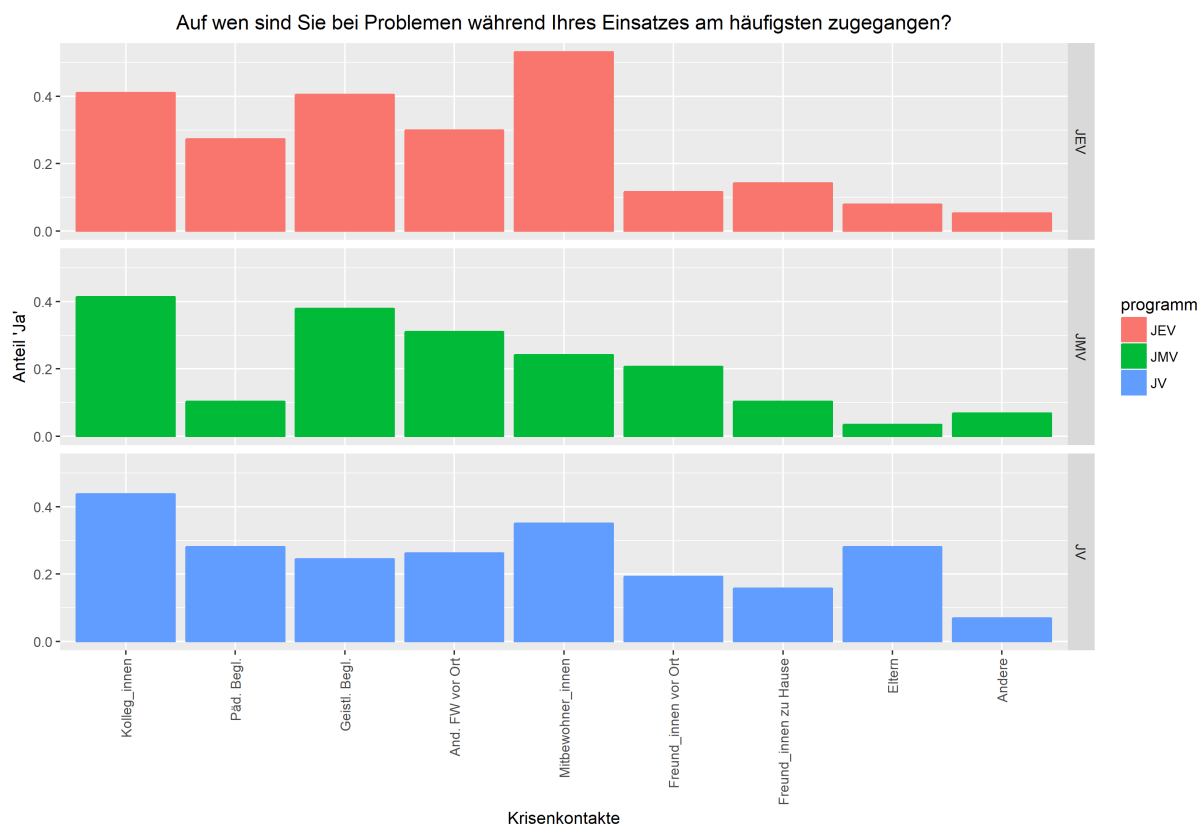


Abb. 7: Häufigste Kontakte bei Problemen während des Einsatzes, getrennt nach Programm

Häufig wird es als positiv beschrieben, dass Freiwillige, die gemeinsam wohnen, in unterschiedlichen Einsatzstellen sind, da dies einen vielseitigeren Austausch fördert. Neben der Altersheterogenität werden auch heterogene Wohngemeinschaften das Herkunftsland und die Religion betreffend als bereichernd empfunden, wie es etwa Helga erzählt, die mit einer spanischen Freiwilligen und venezolanischen Kolleg_innen unterschiedlicher Ethnien (Indigena) und Religionen (einer jüdischen Mitbewohnerin) zusammenwohnt.

Ein zentraler Unterschied zwischen den Programmen JEV und JMV/JV ist also die Art und Weise, wie Freiwillige während des Einsatzes wohnen und welche Bedeutung an diese Wohnformen geknüpft werden. Bei den JEV-Kommunitäten stehen Aushandlungsprozesse zu Formen des Zusammenlebens und der Ausgestaltung der Leitlinien, etwa dem „Leben in Gemeinschaft“ und dem „Einfachen Lebensstil“ im Vordergrund. Der Fokus liegt stark auf den anderen Kommunitätsmitgliedern und der Kommunitätsbegleitung. Konzeptuell scheinen die „Freiwilligen-WGs“ eher unter einem Sicherheitsaspekt (ein_e Freiwillige_r ist nicht allein vor Ort) und einem Praktikabilitätsaspekt (Unterbringungskosten pro Freiwillige_m) zu stehen. Die Unterbringung ohne andere Freiwillige (betrifft JV nur in Einzelfällen, häufiger JMV) wurde eher von älteren Freiwilligen berichtet, die stärker professionsspezifisch angesprochen werden, wobei ihre Kontakte vor Ort teilweise diverser sind. Sind keine Mitfreiwilligen vor Ort, wird das oftmals als Schwierigkeit empfunden. Ob man gemeinsam mit anderen Freiwilligen untergebracht ist oder nicht und wie der Zusammenhalt in der Wohngemeinschaft erlebt wird, ist erwartungsgemäß stark mit der Zufriedenheit mit der Wohnform verbunden und vermutlich der Grund für die vergleichbar geringere Zufriedenheit von JMV-Freiwilligen mit ihrer Unterbringung, die häufiger ohne andere Freiwillige erfolgt ist (Abb. 8).

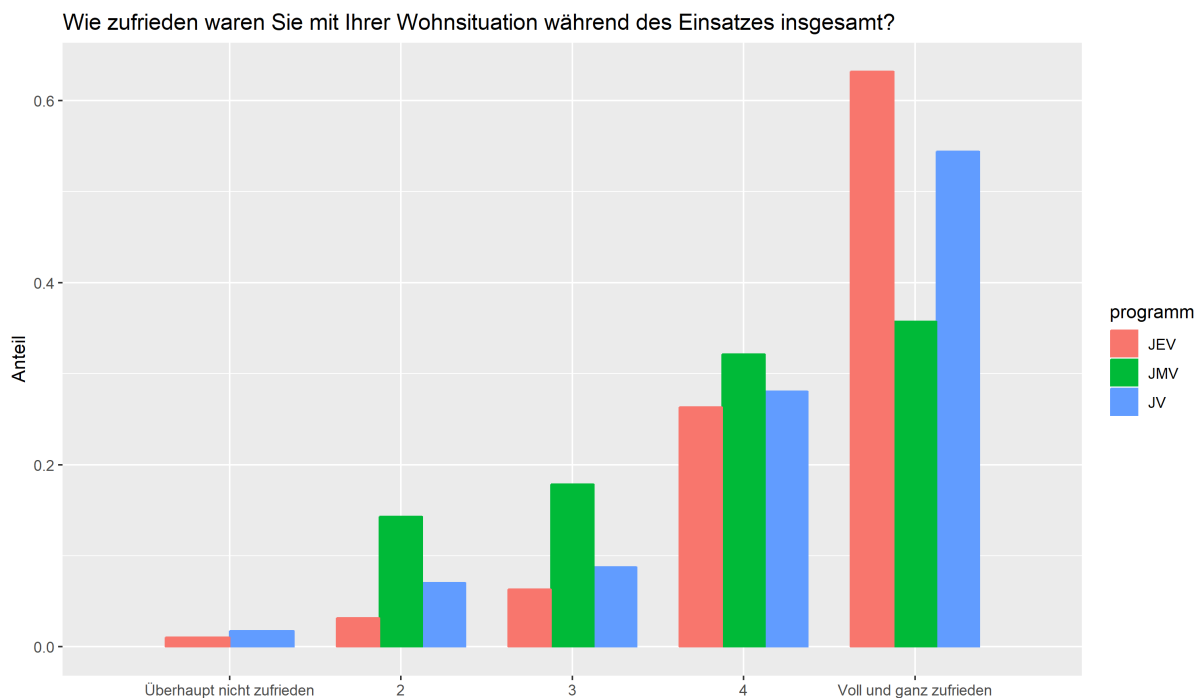


Abb. 8: Zufriedenheit mit der Wohnsituation während des Einsatzes, getrennt nach Programm

Die Wohngemeinschaft in der Kommunität wird sowohl im Rahmen der Umfrage als auch in den Interviews überwiegend als sehr positiv beschrieben. Sie wird meist als erfolgreiche Umsetzung des „Experiments JEV“ erlebt, in dem „neue Formen des Zusammenlebens“ gefunden und erprobt werden sollen. Kommunitätsmitglieder nehmen sich nochmal stärker als WG-Mitglieder oft als eine Art Einheit wahr und erfahren auch eine entsprechende Außenwirkung. So erzählen Markus und Nadine, dass ihre Kommunität, die nicht an eine Einsatzstelle angebunden ist, als „Kuschelgruppe“ bezeichnet wird von einer Wohngemeinschaft, die direkt an eine Einsatzstelle angegliedert ist und nach eigener Wahrnehmung direkter mit den Klient_innen in Kontakt tritt. Das Erfahren der Kommunität als Einheit wird teilweise durch eine Abgrenzung nach außen verstärkt, etwa zu anderen Wohngemeinschaften. Als ambivalent hinsichtlich der zentralen Beziehung zu den Mitbewohner_innen, beschreibt Catherine gewisse „Enge“ des Kommunitätslebens, die nach Dienstende wegfällt. Gemeinsame Unternehmungen reduzieren sich teilweise im Laufe der Zeit und häufig deswegen, weil die Freiwilligen arbeitsmäßig zunehmend eingebunden sind und vermehrt mit ‚Menschen vor Ort‘ in Kontakt treten. Teilweise unterscheiden sich die Bedürfnisse innerhalb einer Wohngemeinschaft auch stark, was den Kontakt ‚nach außen‘ betrifft. So grenzt sich bspw. Julia zunehmend von ihren Kommunitätsmitgliedern ab, weil diese ihr Bedürfnis „rauszugehen“ und das Einsatzland zu entdecken nur in geringerem Maße teilen. Olaf, Catherine und Nadine, die alle drei JEV gemacht haben, beschreiben das Zusammenleben in der Kommunität als so eng, dass deshalb außerhalb der Kommunität keine Freundschaften aufgebaut werden. Ein fester Bestandteil des Kommunitätslebens, der verpflichtenden Charakter hat, ist der wöchentliche Kommunitätsabend. Häufig besuchen die Wohngemeinschaften auch zusammen den Gottesdienst und nehmen gemeinsam ihre Mahlzeiten ein, d.h. auch ohne das Konzept „Kommunität“ finden die Freiwillige Rituale, mit denen sie ihr Zusammenleben gestalten.

Die Freiwilligen-WGs und Kommunitäten geben insbesondere in der ersten Zeit am Einsatzort Rückhalt und wirken stärkend beim „sich Zurechtfinden“ (Julia). Als hilfreich werden der Austausch und Gespräche zwischen mit Mitbewohner_innen empfunden und der stärkende Effekt des positiven Zusammenlebens. Jüngere Freiwillige profitieren mitunter von Tipps, die sie von ihren älteren Freiwilligenkolleg_innen und durch deren „Lebenserfahrung“ erhalten. Durch das

Durchleben ähnlicher Erfahrungen sprechen sich die Freiwilligen wechselseitig mehr Verständnismöglichkeiten zu; diese werden dann oft stärker als Ratgeber_innen herangezogen als bspw. der geistliche Begleiter (vgl. Abb. 7). Entwickeln sich Partnerschaften zwischen Freiwilligen, wirken diese zusätzlich stützend. Dass im Einsatz bestehende Partnerschaften zwischen Freiwilligen ein Grund für Irritation oder eine Konfliktquelle sein können, wurde von keiner Seite berichtet.

Das Zusammenleben mit anderen Freiwilligen wird insgesamt sehr unterschiedlich geschildert; manche verstehen sich gut, manche weniger gut mit ihren Mitbewohner_innen. Dass die Art des Zusammenlebens sehr an die individuelle Zusammensetzung der WG bzw. Kommunität geknüpft ist, wird immer wieder betont. Einige Freiwillige loben in dieser Hinsicht die passende Auswahl der WG-/Kommunitätsmitglieder durch die Jesuitenmission. Zum Teil wurde berichtet, dass die „hohen Erwartungen“ an das Zusammenleben enttäuscht wurden, ohne jedoch die gehegten Erwartungen zu spezifizieren.

Leben in Gemeinschaft

Die Leitlinie „Leben in Gemeinschaft“ wird von den Forschungsteilnehmenden primär mit dem Zusammenleben mit anderen Freiwilligen verbunden, wobei der Gemeinschaftsbegriff nach dem Einsatz häufig umfassender gerahmt wird, etwa als „Jesuit Spirit“ oder „Geist der Jesuiten“ (➤ *In Verbindung mit dem Programm, anderen Ehemaligen und Jesuiten bleiben*). Lediglich im Gespräch mit Julia entsteht der Eindruck, dass sich für sie „in Gemeinschaft leben“ viel mehr auf eine Gemeinschaft mit den Menschen bezieht, die sie im Einsatzland kennenlernt und mit denen sie sich anfreundet, als das Ausprobieren von Formen des Zusammenlebens in der Kommunität. Dies ist womöglich auch damit verbunden, dass die Kommunität ihrer Wahrnehmung nach nur sehr geringe Begleitung erfahren hat und sie dem wöchentlichen Kommunitätsabend keine große Bedeutung beizumessen scheint.

Nach den Motiven für die Teilnahme am Freiwilligendienst gefragt (➤ *Motivation, Erwartungen und Wirkungsansprüche der Freiwilligen*), sprechen einige gezielt das „Leben in Gemeinschaft“ im Sinne des Zusammenlebens mit anderen Freiwilligen an. Die Beschreibungen dieser Erfahrung reichen von einer „Ansammlung von Individuen“ (Agathe) mit geringer Gemeinschaftserfahrung bis hin zu einer Art verschworenen Gemeinschaft, wobei „es klar war, dass man das macht, was die Komm macht.“ (Magdalena) Im Vergleich zu den Einzelinterviews ist der hohe Stellenwert von „in Gemeinschaft leben“ in den Gruppendiskussionen auffallend. Das Kommunitätsleben nimmt auch in den Interviews viel Raum ein, wobei in den Gruppendiskussionen deutlich wird, dass die Gemeinschaftserfahrung gleichzeitig ein Moment der Stärkung der Freiwilligen als ‚Wir‘-Gruppe ist und mutmaßlich einen zentralen Aspekt der in der Gruppe als intersubjektiv geteilt angenommenen Erfahrung darstellt. Heinz bringt das auf die Formel „Wenn es nicht gemeinschaftlich ist, dann ist es kein JEV“.

Das „Leben in Gemeinschaft“ wurde in den Interviews häufig als besonders prägende Erfahrung beschrieben, insbesondere von JEV-Freiwilligen, die während ihres Einsatzes in Kommunitäten gelebt haben. Betont werden dabei insbesondere die bereits angesprochenen Aushandlungsprozesse, etwa hinsichtlich der Umsetzung der Grundlinien oder des Umgangs mit unterschiedlichen Vorstellungen von Ordnung und gemeinschaftlichen Erfahrungen beim gemeinsamen Gebet oder durch das Führen einer gemeinsamen Haushaltskasse. So betont etwa Catherine die „stark bindende Qualität“ des gemeinsamen Umgangs mit Geld. Die Organisation des Alltags mit begrenzten finanziellen Ressourcen erfordert viel Abstimmung untereinander, was insbesondere auch mit dem Umgang mit der Leitlinie des einfachen Lebensstils

verbunden ist. Auseinandersetzungen in den Wohngemeinschaften werden von vielen Freiwilligen retrospektiv als hilfreich angesehen und als förderlich für das Lernen, mit Unterschiedlichkeit umzugehen (➤ *Langfristige Prägung*).

Menschen vor Ort

Wie eng das Zusammenleben in einer Freiwilligen-WG/ Kommunität ist, hat auch Einfluss darauf, inwiefern Kontakt mit ‚Menschen vor Ort‘ aufgenommen wird. Je enger der Kontakt in/mit der Wohngemeinschaft ist (z. B. der Austausch und gemeinsame Aktivitäten in der Wohnung etc.), desto weniger ist man darauf angewiesen, außerhalb dieses Rahmens Kontakte zu knüpfen. Dahingegen erzählen Freiwillige, die nicht mit anderen Freiwilligen zusammengelebt haben, von der verstärkten Notwendigkeit, mit ‚Menschen vor Ort‘ in Kontakt zu treten. Die Vermutung liegt nahe, dass die Hemmschwelle von außen dann ebenfalls niedriger ist und man verstärkt einbezogen und eingeladen wird. Die Wohnform während des Freiwilligendienstes beeinflusst das Eingehen von sozialen Beziehungen dementsprechend stark. Dass JEV-Kommunitäten deutlich seltener an die Einsatzstelle angegliedert waren als Freiwilligen-WGs oder Wohnformen ohne andere Freiwillige (Abb. 9), kann als weiterer Grund für den starken Fokus von JEV-Freiwilligen auf das Kommunitätsleben gesehen werden und als Grund, warum JMV- und JV-Freiwillige im Vergleich häufiger und stärker von der Einsatzstelle berichten. Wenn die Unterkunft an die Einsatzstelle angegliedert ist, ist es für die Freiwilligen schwieriger „rauszukommen“, weswegen sich manche der Freiwilligen zusätzliche Projekte suchen und dann an mehreren Einsatzstellen tätig sind.

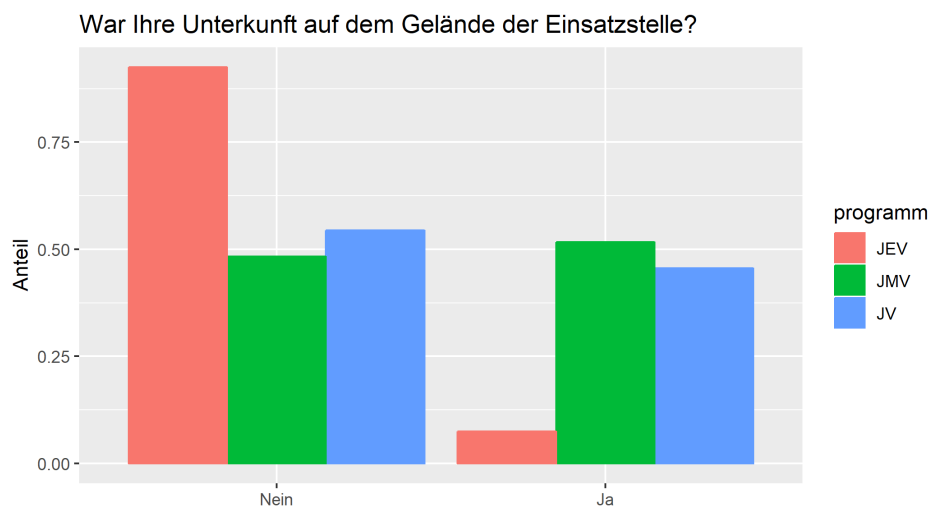


Abb. 9: Unterbringung in der Einsatzstelle, getrennt nach Programmen

Es wird also deutlich, dass die Wohngemeinschaft der Freiwilligen auch einen gewissen Schließungseffekt bewirken kann. Neben ihrer verstärkten Notwendigkeit, selbst aktiv den Kontakt zu ‚Menschen vor Ort‘ zu suchen, werden allein untergebrachte Freiwillige, wie Lea, die als einzige Freiwillige bei Jesuiten lebt, eher eingeladen. Dabei ist jedoch auch der kulturelle Kontext zu beachten, wobei Lea in diesem stark religiösen Umfeld womöglich als eine Art ‚Quasi-Ordensschwester‘ wahrgenommen wird, der auch besondere Rechte und Schutz zugesprochen werden.

Dass kaum Beziehungen zu ‚Menschen vor Ort‘ bestehen, die arbeits- und programmunabhängig sind, wird von Nadine und Catherine mit der Intensität des Kommunitätslebens begründet. Indes berichten sowohl JEV- als auch JV-Freiwillige von dem Einladen von ‚Menschen vor Ort‘ in ihre Kommunität bzw. WG.

Insgesamt werden unterschiedliche Arten dargestellt, wie die Freiwilligen mit ‚Menschen vor Ort‘ in Kontakt kommen. Ein häufiger Ort, an dem Kontakte entstehen, ist die Einsatzstelle. Außerdem werden kulturelle Angebote wahrgenommen, wie bspw. Tanzgruppen oder die Teilnahme an Gottesdienst und Chor sowie gemeinsames Musizieren oder bestimmte Anlässe und Feste. Alexandra etwa besucht Treffen der Couchsurfing-Community, die internationalen Austausch fördern sollen. Manche der Freiwilligen berichten durch häufige Einladungen zu den ‚Menschen vor Ort‘ nach Hause (und das bereits sehr früh nach der Ankunft am Einsatzort), was in der Regel mit Essen und Trinken verbunden ist. Manche Freiwilligen-WGs und Kommunitäten laden eher als Gemeinschaft zu sich ein, was teilweise auch auf die geringeren platztechnischen Möglichkeiten der ‚Menschen vor Ort‘ zurückgeführt wird. Wenn Freiwillige bestimmte Personen vor Ort kennenlernen, lernen sie häufig auch deren Familie kennen. Simon beispielsweise spielt während seines Einsatzes in einer Band mit, wobei eine intensive Freundschaft zum Gitarristen entsteht. Schließlich lernt er auch dessen Familie kennen, isst bei seiner Mutter teilweise mit und bringt ihr gelegentlich Essen aus der Lebensmittelbank. Durch die Band und die daraus entstehende Anbindung ist er „in diese Gesellschaft reingewachsen, in dieses Milieu“ und hat sich dort „sehr heimisch“ gefühlt.

Manche Freiwillige gehen ganz gezielt auf Leute zu, um in Kontakt zu kommen. So spricht Julia in einer Bar mehrere Frauen an, die ihr sympathisch sind und mit denen sie eine Freundschaft aufbauen möchte. Ein intensiverer Kontakt führt bei manchen Freiwilligen dazu, dass sie sich zunehmend von ihrer Wohngemeinschaft emanzipieren und sich teilweise auch der Kontakt ‚nach Hause‘ etwas reduziert. In den Interviews zeigt sich gelegentlich eine Familiarisierung der Beziehungen zu Menschen vor Ort, etwa wenn Lea ihren Betreuer vor Ort als „Daddy“ bezeichnet oder sich Alexandra gegenüber den Kindern im Waisenhaus in der Rolle einer „Schwester“ sieht.

Als Herausforderung im Kontakt mit ‚Menschen vor Ort‘ beschreiben mehrere Freiwillige ihre zu starke Sonderstellung und Bevormundung etwa hinsichtlich der Nutzung von Sitzgelegenheiten oder der Verpflegung. Eine Überfürsorglichkeit im Zusammenhang mit Sicherheitsaspekten wirkt teilweise einengend, bspw., wenn Lea ungefragt ein Auto hinterhergeschickt wird, um sie von einer Einladung abzuholen. Seltener wird in den Interviews über einen Mangel an Wertschätzung gesprochen oder einen unfreundlichen Umgang mit Freiwilligen, etwa durch unangemessene Witze. In Bezug auf Vorgesetzte in den Einsatzstellen berichtet einige Teilnehmende der Umfrage von fehlender Wertschätzung bis hin zu gezielter Herabsetzung (Mobbing).

Als unterstützend und positiv wird es beschrieben, wenn ‚Menschen vor Ort‘ den Freiwilligen zuhören und sie einbeziehen. Teilweise berichten Freiwillige auch von Versuchen, sie zu schützen, etwa vor aufdringlichen Klient_innen, dem Sicherstellen, dass der_die Freiwillige angesichts der hohen Gewaltkriminalität „nicht verloren geht“ (Helga) oder schlichtweg bei der räumlichen Orientierung am Einsatzort. Außerdem erzählt Lea, wie sie von ‚Menschen vor Ort‘ gepflegt wurde, als sie krank war. Agathe erzählt von der Unterstützung bei der Wohnungssuche; auch von kleinen Gefallen wird berichtet, wie etwa dem Beschaffen von Bier, wenn ein Fußballspiel im Fernsehen läuft.

Wird in den Interviews nach besonders intensiven Erfahrungen während des Einsatzes gefragt, werden neben dem Zusammenwohnen mit anderen Freiwilligen häufig Situationen geschildert, in denen man zwischenmenschlich im Kontakt und dem Alltag mit ‚Menschen vor Ort‘ stark berührt wurde. Das kann eine Betroffenheit von der Perspektivlosigkeit und Armut der Menschen vor Ort sein, das Mitgefühl bei Erzählungen von Kriegs- und Gewalterfahrungen, der Kontakt mit schwerkranken Menschen oder Wut über Arbeitsbedingungen vor Ort. Häufig wird die unterschiedliche Qualität von Betroffenheit betont, direkt mit Ungerechtigkeiten und Leid direkt konfrontiert zu werden, im Vergleich dazu, vermittelt über Informationsmedien darüber etwas zu erfahren. Das direkte Erleben in der Praxis und das emotionale Berührt- und

Involviertwerden ist ein wichtiger Einfluss auf die ➤ *Langfristige Prägung*. Als intensiv und berührend beschreiben viele Freiwillige auch die Herzlichkeit, Gastfreundschaft und Wertschätzung der ‚Menschen vor Ort‘ und das Kennenlernen unterschiedlicher Formen, wie Spiritualität und Religion im Alltag gelebt wird.

Mitarbeitende der Einsatzstelle

Der Kontakt zu Mitarbeitenden der Einsatzstelle wird sowohl in den Interviews als auch in den Gruppendiskussionen und im Rahmen der Umfrage auffallend wenig thematisiert. Arbeitsbezogen wird positiv bemerkt, wenn die Freiwilligen das Gefühl haben, dass ihre Kolleg_innen ihnen vertrauen und ihre Arbeit wertschätzen. Als Grund, warum wenig Kontakt außerhalb der Arbeit besteht, betont etwa Alexandra, dass die Menschen an der Einsatzstelle, mit denen man institutionalisierten/professionell gerahmten Kontakt hat, meist in einer anderen Lebensphase sind und daher eher nicht für Aktivitäten außerhalb der Arbeit in Frage kommen. Der Kontakt zu Kolleg_innen wird in den Gruppendiskussionen unterschiedlich, aber nur am Rande und in Verbindung mit anderen Themenkomplexen angesprochen. So berichtet etwa Olivia von der guten Begleitung, da die Einsatzstelle Supervision anbietet, Cordula spricht von Mobbing am Arbeitsplatz als großer Belastung während des Einsatzes. Yvonne beschreibt als Teil der Selbst-reflexion das Bewusstwerden ihrer eigenen Perspektivverschiebung dadurch, dass sie zu Beginn des Einsatzes in einem Roma-Dorf gewohnt hat und dass dies zu ihrer Normalität vor Ort wurde, was als Kontrast zur Angst der Kolleg_innen empfunden wird, die nur zur Arbeit dorthin kommen. In den Interviews berichtet Carolin von ihrem „guten Chef“, der Gespräche gesucht hat, und führt knapp den Kontakt zu Kolleg_innen an; Josefine bemerkt zu diesem Thema lediglich, einmal Kaffee getrunken und „geratscht“ zu haben.

Klient_innen

Inwiefern mit Klient_innen in Kontakt gekommen wird, ist stark mit der Art der Einsatzstelle und den damit einhergehenden Tätigkeiten verbunden. Als für den Kontakt förderlich wird manchmal die Arbeit in unterschiedlichen Projekten gesehen, die mit einem höheren Mobilitätsgrad und dem Zusammentreffen mit mehr Menschen einhergeht. Die Kontaktintensität ist in der Regel dann höher, wenn es sich um eine Einsatzstelle mit gleichbleibendem Klient_innenstamm handelt, wie einer (Hoch-)Schule oder einem Kindergarten. Im Gegensatz zu Einsatzstellen, die stark auf einem Wechsel der Klient_innen basieren, ist es kontaktförderlich, wenn es (un-)regelmäßig wiederkehrende Gäste gibt (z.B. Wohnungslose in einer Suppenküche). In Einsatzstellen, in denen das Publikum schnell und häufig wechselt (z.B. in der Bahnhofsmission), beschränken sich die Beziehungen zu den Gästen häufig auf institutionell vorgegebene Interaktionen (z.B. beim Umsteigen helfen).

In den Interviews wird es teilweise stark von dem Klient_innentypus abhängig gemacht, welche und wie viele Leute kennengelernt und inwiefern Freundschaftsbeziehungen aufgebaut werden. Die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen lässt bspw. häufig auch das Kennenlernen von deren Familien zu.

Einige Freiwillige erzählen von positiven Kontakten und Gesprächen mit Klient_innen, bspw. in der Suppenküche. Klient_innen vertrauen manchmal Persönliches an, was eher bei Kindern und Jugendlichen der Fall ist, welche die Freiwilligen auch eher nach Hause einladen, wie bspw. bei Carolin und Lea. Zum Teil entwickeln sich auch Freundschaften und Freiwillige

lernen die Familie der Klient_innen kennen. Lea beispielsweise hat intensiveren Kontakt zu einer Familie entwickelt von der mehrere Kinder bei ihr den Englischunterricht besuchen. Sie wird zum Essen eingeladen, nimmt an der Feldarbeit oder gemeinsamen Ausflügen teil. Einige Freiwillige haben gar keinen Kontakt zu Klient_innen außerhalb der Einsatzstelle. Als Gründe werden hier etwa die Notwendigkeit eines Schutzraumes genannt, problematische Geschlechterdiskriminierung an der Einsatzstelle, der unterschiedliche Habitus und Bildungsstatus, der Mangel an gemeinsamen Gesprächsthemen, Sprachbarrieren, ein großer Altersunterschied oder der starke Fokus auf das Kommunitätsleben.

Betreuungs-/ Begleitpersonen

Hinsichtlich Jesuiten und Geistlichen als Ansprechpartner vor Ort, erzählen die Freiwilligen vom Kontakt zum Pfarrer, Ordensschwwestern sowie Novizen, wobei die Kontakte programmgebunden, durch die Anbindung an die Kirchengemeinde, durch eine entsprechende Angliederung der Freiwilligen-Unterkunft oder die Arbeit an der Einsatzstelle entstehen.

Als sehr zentraler sozialer Kontakt wird von mehreren JEV-Freiwilligen der Kommunitätsbegleiter genannt. Weitere programmspezifische Begleitpersonen vor Ort werden seltener zum Thema gemacht. Im Rahmen des Kontinuität bietenden Kommunitätsabends werden unterschiedliche Aktivitäten wie Gespräche, gemeinsames Essen, Beten, Filme schauen oder „auf der Terrasse sitzen“ sowie die Einladung in die Kommunität des „Kommbegleiters“ benannt. Auch hinsichtlich dieser Begleitperson ist bereits das Wissen um Erreichbarkeit und Verfügbarkeit bei Fragen eine wichtige Stütze. Eine Freiwillige betont dabei, dass sie darauf eher bei organisatorischen Fragen, etwa zu Reisen, Urlaub, Finanzen oder Arbeitsaufgaben zurückgreift und diese Ansprechperson als unpassend bei informellen persönlichen Angelegenheiten betrachtet. Mehrere Freiwillige erzählen von der Möglichkeit, Erwartungen, Rollenvorstellungen und Wünsche gemeinsam mit dem Kommunitätsbegleiter zu reflektieren. Wirkung zeigt der Kommunitätsbegleiter bei seiner Mediation von Aushandlungsprozessen in der Kommunität, wobei er dabei hilft, in Konfliktfällen gemeinsam Umgangsformen zu entwickeln. Dies erzählt etwa Olaf im Hinblick auf das Streitthema des Einladens von Klient_innen, was stark mit dem Thema des „sich Einlassens“ verbunden ist, das im weiteren Verlauf noch genauer betrachtet wird.

Neben dem Kommunitätsbegleiter erzählen einige Freiwillige auch von einem geistlichen/spirituellem Begleiter, welcher teilweise als „Mentor“ bezeichnet wird. In der Umfrage zählten fast 40% der Teilnehmenden diese Begleitperson als Ansprechpartner in Problemsituation (vgl. Abb. 10). An dieser Stelle wurde aber nicht der Kommunitätsbegleiter explizit aufgeführt, weswegen anzunehmen ist, dass dieser hier mitgemeint ist. Carolin erzählt, wie der geistliche Begleiter ihr geholfen hat, die Entscheidung, ob sie ihren Einsatz verlängert, eigenständig zu treffen, wobei sie seine Tipps zur Entscheidungsfindung bis heute anwendet.

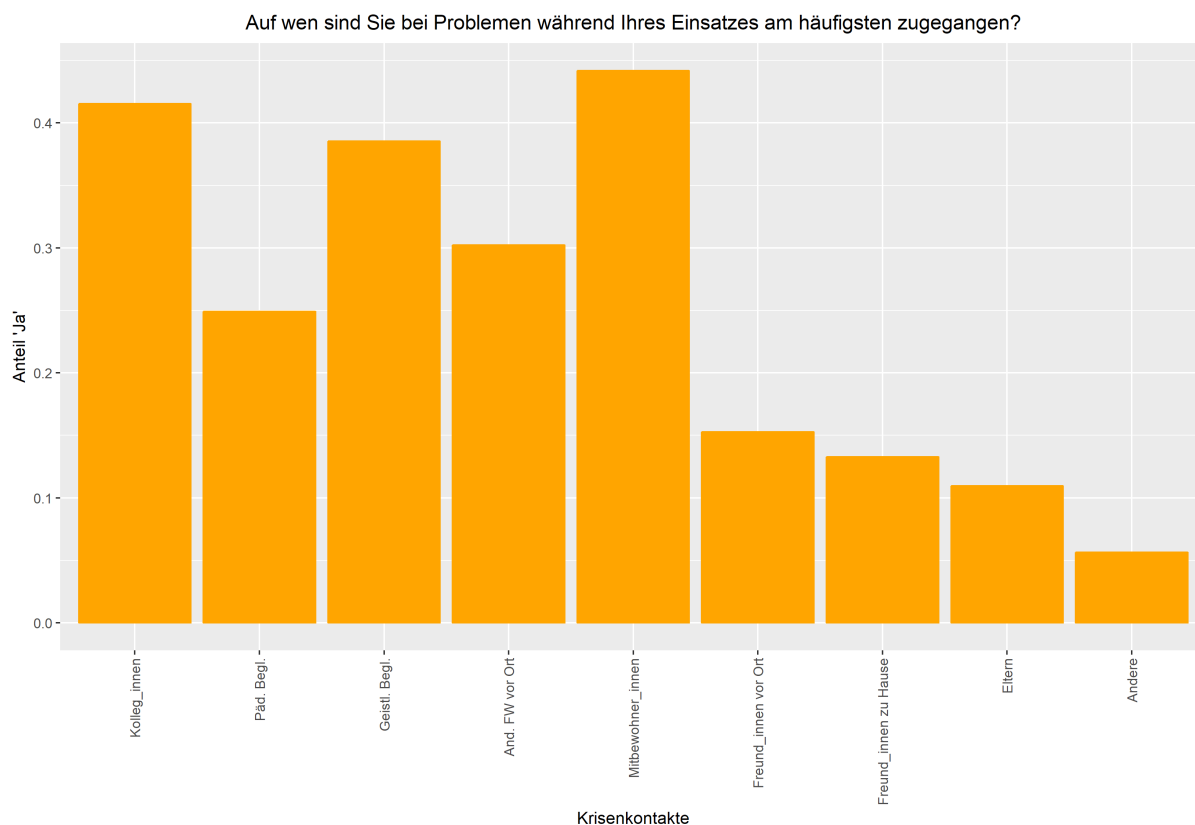


Abb. 10: Häufigste Kontakte bei Problemen während des Einsatzes, gesamt

Neben dem Kommunitäts- und dem geistlichen/spirituellen Begleiter wird gelegentlich die Betreuung durch die Arbeitsstelle als hilfreich angesprochen, eine umfassende Einarbeitung, Supervisionsmöglichkeiten und ein_e an Konfliktlösung interessierte_r Chef_in.

Auffallend ist, dass von einem pädagogischen Begleiter kaum die Rede ist und wenn, dann im Zusammenhang mit der geringen Kontaktintensität.

Als sehr gut wird mehrmals das Eingehen auf die individuellen Betreuungsbedürfnisse der Freiwilligen benannt, was als positiv unaufdringlich erfahren wird. So fragt etwa ein Betreuer der Jesuitenmission einen Freiwilligen, ob für ihn eine bestimmte Kontakthäufigkeit okay ist und ein als nicht geeignet empfundener geistlicher Begleiter vor Ort kann problemlos abgelehnt werden. So wechselt etwa Nadine ihren geistlichen Begleiter, da sie es als unpassend empfindet, dass ihr angedachter geistlicher Begleiter zugleich der Kommunitätsbegleiter ist.

Hinsichtlich der Betreuung durch das Team des Freiwilligeneinsatzes während des Einsatzes wird mehrmals die Notwendigkeit des eigeninitiativen Kontaktsuchens angesprochen; doch ebenfalls, dass bereits das Wissen um Erreichbarkeit als hilfreich empfunden wird. Wie oft jemand darauf zurückgreifen muss, führen mehrere Freiwillige auf die vorhandenen eigenen Vorerfahrungen und das Alter zurück. Von Zwischenseminaren mit Mitarbeitenden der Entsendeorganisation wird auffallend wenig erzählt; öfter ist dahingegen der Besuch durch bestimmte Mitarbeitende Thema. Catherine betont das gute Verhältnis zu Kommunitätsbegleiter und Einsatzstelle. Daher ist für sie keine weitere Betreuung aus München (wo das JEV-Büro war) erforderlich. Nur in formalen Fragen wendet man sich an diese Stelle, die gefühlsmäßig „weit weg“ ist. Eine gute Betreuung vor Ort kann also der Grund dafür sein, dass der Kontakt zum Team des Freiwilligendienstes via Skype, Telefon und E-Mail eher bei formalen Fragen genutzt wird (etwa der, ob man in Nachtschicht arbeiten darf). Josefine erzählt dahingegen, in Skype-Gesprächen mit ihrer Betreuerin sehr viel besprochen zu haben, was umso wichtiger war, weil für sie die Betreuung vor Ort eher unzureichend war.

Geht es um Probleme mit der Einsatzstelle, betonen mehrere Freiwillige die eingeschränkten Möglichkeiten der Entsendeorganisation aufgrund der räumlichen Distanz.

Als problematisch hinsichtlich der Begleitperson vor Ort werden schlechte Erreichbarkeit und zeitliche Verfügbarkeit sowie Kommunikationsschwierigkeiten erlebt. Eine Schwierigkeit zeigt sich bei Josefine und Nadine direkt nach ihrer Ankunft, wenn die Begleitung nicht erreichbar ist („keiner hat sich für uns interessiert“), sie lediglich provisorisch ist oder es während der Einsatzzeit einen personellen Wechsel gibt.

Kontakt ‚nach Hause‘

Fast alle der Gesprächspartner_innen erzählen von Besuchen von Familie und Freund_innen während des Einsatzjahres. Deutschlandeinsätze im Rahmen von JEV betreffend wird in einer Gruppendiskussion das Thema „Wochenendheimfahrer_innen“ sehr kontrovers diskutiert. Manche betonen die positiven Aspekte der von der Jesuitenmission vorgegebenen Besuchssperre in den ersten Monaten, auch wenn ihr Sinn anfangs zum Teil bezweifelt wird. Magdalena sieht die Sperre als hilfreich an, um vor Ort anzukommen und mit dem Verweis auf diese Regelung selbst nicht in die Lage zu kommen, Besuch ‚von zuhause‘ abwehren zu müssen, was eine gewisse Distanzierung ermöglicht, ohne jemanden zurückweisen und sich rechtfertigen zu müssen. Frank Thal betont, dass er viel zu lang Heimweh gehabt hätte, wenn er früher von seiner Familie besucht worden wäre. Zu dem Zeitpunkt, an dem er dann Besuch erhalten hat, war seine Rückkehr zeitlich absehbarer und der Umgang mit Heimweh dadurch einfacher. Die Besuche durch Freund_innen und Familie sind ein wichtiger Aspekt für viele Freiwillige, um einen Einblick in die ‚Welt‘ zu vermitteln, die sie vor Ort kennengelernt haben.

Insgesamt wird der Kontakt ‚nach Hause‘ von den meisten Freiwilligen als sehr wichtig angesehen. In der ersten Gruppendiskussion werden dabei die Auswirkungen der technischen Entwicklung betont: Kommunikation in Echtzeit sei heute viel leichter und selbstverständlicher, der bewusste Verzicht auf ein Telefon (oder Internet) in vielen JEV-Kommunitäten sei daher heute nahezu unvorstellbar. Durch das Schreiben eines Blogs können Familie und Freund_innen die Geschehnisse während des Einsatzes nachverfolgen. In einer Gruppendiskussion wurde betont, dass die Aufrechterhaltung des Kontakts zu eigenen „Ankern“ sich nach dem Dienst als sehr hilfreich herausgestellt hat, weil dadurch nach der Rückkehr mehr Verständnis von Seiten der Daheimgebliebenen erfahren wurde.

ii) Die Bedeutung des Spracherwerbs

Wichtig für den Kontakt mit ‚Menschen vor Ort‘ und einem tatsächlichen „Sich-Einlassen“ wird von den meisten Freiwilligen in den Interviews das Erlernen der Sprache des Einsatzlandes genannt. Auf basaler Ebene geht es dabei um die Möglichkeit der Verständigung, wenn nicht auf eine andere gemeinsame Sprache ausgewichen werden kann.

Für das eigene Gefühl scheint es einen bedeutenden Unterschied zu machen, inwiefern man die Sprache des Einsatzlandes beherrscht. Wenn in der Anfangszeit aufgrund der fehlenden Sprachkenntnisse viel geschwiegen wird, wirkt sich das mitunter stark darauf aus, wie man wahrgenommen zu werden meint „Wenn du nicht redest denken alle du wärst komisch.“ (Josefine). Julia berichtet, wie sie von einem Jungen in ihrer Einsatzstelle gefragt wurde: „sag mal bist, bist du dumm, weil du kannst ja gar nicht sprechen?“ Aus Angst davor, in „Fettnäpfchen“ zu treten, weil man Fehler macht, sagen manche Freiwillige lieber erst mal „gar nichts“.

Dahingegen erleben die Freiwilligen eine Stärkung der Selbstsicherheit, wenn sie besser sprechen können, bewegen sich sicherer und treten vermehrt in Kontakt, partizipieren stärker an

Aktivitäten vor Ort. Zu merken, dass man verstanden wird, wird als „Erfolgserebnis“ beschrieben. Sich verständigen zu können führt auch dazu, verbal stärker für sich einstehen und sich bspw. gegen sexuelle Anspielungen besser wehren zu können.

Die soziokulturelle Dimension der Sprache hat ebenfalls starken Einfluss. So macht etwa Helga die Erfahrung, „dieselbe und doch nicht dieselbe Sprache sprechen“, wenn sie beobachtet, dass das Spanisch, das in Spanien gesprochen wird, sich von dem Spanisch, das in ihrem südamerikanischen Einsatzland gesprochen wird, deutlich unterscheidet. Cathrine erzählt von Verständnisproblemen aufgrund von Dialekten. Simon betont, dass er sich zu dem Zeitpunkt vor Ort „angekommen“ gefühlt hat, als er „Gossenspanisch“ sprach, dass er sich im Kontakt mit ‚Menschen vor Ort‘ angeeignet hat.

Da Freiwillige nicht nur selbst ihre Wohngemeinschaft als eine Einheit wahrnehmen, sondern diese Sicht in ihrer Wahrnehmung auch ‚Menschen vor Ort‘ einnehmen und den Freiwilligen daher zum Teil eine Art ‚kollektiver Ruf‘ anhaftet, werfen das Verhalten und die Leistung eines_einer Mitbewohnenden mitunter Licht auf die ganze Wohngemeinschaft, was ein Grund dafür ist, warum als unpassend erlebtes Verhalten einer Person deutliche Konflikte auslösen kann. So ist der Unwille einzelner Freiwilliger, die Fremdsprache zu lernen, ein Streitpunkt in Wohngemeinschaften.

Sprachkenntnisse werden auch als wichtig beschrieben, um Eindrücke verarbeiten und Leitlinien umsetzen zu können. Dass sie helfen können, die politische Situation und Vorkommnisse vor Ort besser zu verstehen und einzuordnen, wird auffallend selten angeführt. Helga etwa erzählt davon, wie mit ihrer zunehmenden sprachlichen Möglichkeit, die Zeitung vor Ort zu lesen, ihr Bewusstsein für die Gefährlichkeit ihres Einsatzortes steigt.

Stefanie würde sich als Voraussetzung für den Dienst wünschen, dass Minimalkenntnisse der Sprache des Ziellands gefordert werden. Dies erweist sich jedoch wahrscheinlich nicht immer als praktikabel und durchführbar, etwa bei Einsatzländern mit einer großen Vielfalt an Regionalsprachen. Ebenso ist von Sprachkursen nicht zu erwarten, dass sie die soziokulturelle Dimension der Sprache umfassend berücksichtigen (können). Manchmal, etwa beim Erlernen von Tamil, ist es auch nicht oder nur sehr schwer möglich, in Deutschland eine Person zu finden, welche die entsprechende Sprache beherrscht und unterrichten kann. Zudem berichten einzelne Freiwillige, dass sich ihre Einsatzstelle vor der Ausreise mehrmals geändert hat und sie damit auch in einen anderen Landesteil mit einer anderen Sprache entsandt wurden, als ursprünglich geplant.

Freiwillige beschreiben die eingeschränkte Ausdrucks- und Verständnisfähigkeit bis hin zur Sprachlosigkeit als die Erfahrung „ein Analphabet zu sein“ sowie als „Armutserfahrung“, wobei die Sprachbarrieren manchmal „wie ein Gefängnis“ wirken. Die Gemeinschaft der Freiwilligen vor Ort ist demnach auch wichtig, weil hier oftmals keine Sprachbarrieren bestehen und man gemeinsam einen Weg finden kann, alltägliche, aber unbekanntere Situationen zu meistern. Dass in der Regel gemeinsam auf Deutsch gesprochen wird, sehen manche der Freiwilligen aber auch als hinderlich für das Erlernen der Landessprache. Erleichternd wirkt es dann, wenn man sich mit bestimmten ‚Menschen vor Ort‘ auf Deutsch verständigen kann, wie es etwa Josefine mit den Kindern ihrer Vermieterin, die in Deutschland leben, möglich ist. Helga, die in einer internationalen Freiwilligen-WG gewohnt hat, erzählt, dass die ähnliche „kulturelle Prägung“ (bspw. hinsichtlich des Humors) zwischen ihr und ihrer Mitbewohnerin den Austausch über die Erfahrungen, die man vor Ort macht, erleichtert hat. Die vor Ort übliche Sprache zu sprechen, gehört für viele Freiwillige zum „sich einlassen“ dazu. Dies wird auch als Grund dafür genannt, warum man mindestens ein halbes Jahr vor Ort sein sollte. Während das Können der Sprache des Einsatzlandes und die damit verbundene Möglichkeit, die Menschen vor Ort und ihre Erzählungen zu verstehen, als Gefühl des „Angekommen-Seins“ beschrieben wird,

wird die Erfahrung, sich durch unzureichende Sprachkenntnisse kaum verständigen zu können, als möglicher Abbruchgrund gesehen.

iii) Was bedeutet „sich einlassen“ für die Freiwilligen?

Wie bereits dargestellt wurde ist das Kennenlernen von ‚Menschen vor Ort‘, deren Kultur und Lebenswelten, meist eine wichtige Motivation für den Freiwilligendienst (➤ *Motivationen für einen Freiwilligendienst*). Häufig wird dabei der Wunsch geäußert, „wirklich“ in Kontakt zu treten und sich „auf Augenhöhe“ zu begegnen. Im Rahmen des Projekts ist dabei immer wieder die Thematik des ‚Sich-Einlassens‘ relevant geworden, weswegen in den letzten Interviews und den Gruppendiskussionen verstärkt versucht wurde herauszufinden, was die Freiwilligen damit verbinden. Wie zeigen sich das Bedürfnis und der Versuch „sich wirklich einzulassen“ auf der Ebene der Sozialbeziehungen? Häufig vermitteln Freiwillige den Wunsch, mitzugestalten ohne zu bestimmen oder zu behaupten, es besser zu wissen. Im Rahmen des Projekts sind wir in dieser Hinsicht wiederholt paternalismuskritischen Aussagen in unterschiedlicher Formulierung begegnet. So wird in mehreren Interviews die Erkenntnis geäußert, dass es im Einsatzland „eigene Strukturen“ gibt und die Personen vor Ort auf die Freiwilligen nicht angewiesen sind. Stattdessen geht es darum, zusammen Zeit zu verbringen und sich auszutauschen. Wichtig ist der Aspekt der Wechselseitigkeit im Gegensatz zur Vorstellung, dass die Freiwilligen bei etwas helfen, was die Personen vor Ort nicht alleine schaffen würden. Eine solche Herangehensweise ist für viele Freiwillige ein Spezifikum des Programms der Jesuitenmission und ein Grund für ihre kritische Abgrenzungen gegenüber anderen Anbietern (➤ *Illegitime Motivationen und fragwürdige Einsätze*).

Es werden unterschiedliche Voraussetzungen formuliert, damit ein „sich einlassen“ auf ‚Menschen vor Ort‘ möglich ist. Ein wichtiger Punkt ist dabei der Umgang mit Kontakten ‚nach Hause‘ im Sinne einer Einhaltung der Besuchssperre und ‚Heimatbesuch‘ nur in Ausnahmefällen. Einen starken Einfluss auf die Intensität des Sich-Einlassens hat auch die Aufenthaltsdauer der Freiwilligen. Fast alle Gesprächspartner_innen betonen in den Interviews von sich aus, dass sie einen Einsatz, der nur ein paar Monate dauert, für nicht geeignet halten; oftmals wird dabei mindestens ein halbes Jahr als Grenze genannt. Die häufigste Begründung dafür ist eben jene fehlende Möglichkeit, sich tatsächlich einzulassen, wenn man den Einsatzort nach ein paar Monaten bereits wieder verlässt; was auch als mögliche Negativerfahrung für die ‚Menschen vor Ort‘ eingeschätzt wird.

In den Gruppendiskussionen wird das Thema ‚sich einlassen‘ stark mit dem Komplex ‚sozialer Druck – moralische Vorstellungen – Anspruch an sich selbst‘ gerahmt und in einem Kontinuum von Offenheit und Abgrenzung als Folge bzw. zur Vermeidung persönlicher Belastungsgrenzen verortet. Einigkeit besteht weitestgehend darin, dass Klient_innen nur nach Absprache in die Wohnung eingeladen werden sollten. Dennoch wird sowohl in der Gruppendiskussion als auch in den Interviews davon berichtet, wie sich einzelne Freiwillige der Abmachung widersetzt haben, von der Einladung von Klient_innen abzusehen. Verbunden ist das Thema „sich einlassen“ dabei auch mit der Erkenntnis, dass die Einsatzstelle ein spezifischer Raum ist, der nur einen Ausschnitt des Lebens der Klient_innen darstellt. So macht es einen bedeutenden Unterschied, ob ein_e Freiwillige_e einem wohnungslosen Menschen in der Suppenküche begegnet, in der es institutionell vorstrukturierte Rollen und Verhaltensweisen gibt, oder unter der Brücke, wobei der_die Freiwillige nicht als Vertreter_in einer Institution erscheint, sondern stärker als Privatperson involviert ist.

In beiden Gruppendiskussionen wird ausgehend von den von uns eingebrachten Zitaten die Problematik von Offenheit und Grenzziehungen als Selbstschutz diskutiert, wie sie bereits zuvor auch in Interviews thematisiert wurde. Außerhalb der Einsatzstelle zu leben hat für manche

Freiwillige viel mit Sicherheit und dem Vorhandensein eines Rückzugsorts zu tun, etwa für Heike, die davon berichtet, dass nach Arbeitsende die „Schotten dicht“ gemacht wurden. Sie äußert die Vermutung, dass der besondere Stellenwert der Kommunität vorab neben den Freiwilligen auch den ‚Menschen vor Ort‘ vermittelt wurde, was sie auch durch die Sicherheitslage vor Ort begründet sieht.

Deutliche Grenzen des sich-Einlassens zeigen sich bei Gewalterfahrungen der Teilnehmenden und Maßnahmen zum Selbstschutz. So berichtet eine Interviewpartnerin von der sexuellen Übergriffigkeit eines Gastes in der Suppenküche, welcher von einem anderen Gast zurechtgewiesen wird. In der Lage zu sein, Grenzen zu ziehen, hat auch stark mit dem bereits dargestellten sprachlichen Ausdrucksvermögen zu tun, etwa inwiefern es einem möglich ist, auf herabsetzende Witze verbal zu reagieren. Josefine berichtet von einer „lustig gemeintem“ Bedrängt-Werden durch gleichaltrige Kollegen - „wir zwei könnten ja eigentlich heiraten“ – und bewertet das für sich selbst so, dass es den beiden lediglich um ihren Pass geht.

Die Frage, was „sich einlassen“ bedeutet, stellt sich auch auf Seiten des Trägers immer wieder (neu). Damit sind etwa folgende Fragen und Reflexionsaspekte verbunden: Welche Erwartungen, Wünsche und Ansprüche an die Beziehungen der Freiwilligen zu ‚Menschen vor Ort‘ werden von der Jesuitenmission vertreten? Was heißt es konkret, wenn in den Richtlinien des Programms steht, dass die Freiwilligen „am Leben der Menschen vor Ort teilhaben“ sollen? Wo sieht die Jesuitenmission Grenzen des sich Einlassens – etwa im Umgang mit Klient_innen? Wie verhält sich das „echte Einlassen“ etwa zu einem Schutzraum der Freiwilligen oder zu Standards von Professionalität – wie wird es bspw. gesehen, wenn bestimmte Klient_innen während des Einsatzes priorisiert werden oder nach dem Einsatz individuell gefördert werden? Wie sind sexuelle Kontakte der Freiwilligen mit ‚Menschen vor Ort‘ zu bewerten und inwiefern wird dieses Thema von Programmseite aus angesprochen? Herr Thal etwa äußert, dass auf dem Vorbereitungsseminar allen Freiwilligen ein „Keuschheitsgürtel“ für die Zeit des Einsatzes umgelegt wurde. In mehreren Interviews und auch in Kommentaren der Umfrage war von ungewollten Schwangerschaften in der Einsatzzeit die Rede.

Wichtig ist, dass das Thema ‚sich einlassen‘ für die Freiwilligen nicht auf die sozialen Beziehungen während dem Einsatz beschränkt ist, sondern auch auf die Art, wie sie vor Ort leben, inwiefern sie sich auf das „Experiment“ des Einsatzes einlassen. Der am häufigsten angesprochene Punkt ist dabei der „einfache Lebensstil“. Dies ist auch ein häufiges Thema bei Aushandlungsprozessen in den Wohngemeinschaften, etwa bei Diskussionen darüber, ob ein Fernseher als „okay“ zu betrachten ist oder ob es passend ist, an bestimmten Veranstaltungen teilzunehmen. Alexandras Erzählung zeigt, dass sich der Wunsch, möglichst viel vom Einsatzland kennenzulernen und das Bestreben einfach zu leben, dabei teilweise entgegenstehen:

„Wir waren auf einem wundervollen Künstler-Festival auch, da war so die Sache ‚Nehmen wir das jetzt wahr oder sagen wir so >>Nee, andere Leute können sich das nicht leisten<<, gehen wir lieber nicht hin‘. Ja, wir sind dann hingegangen. Also meine Mitfreiwillige hatte da halt gar keine Probleme mit. Die war so ‚Ja, das nutzen wir, das ist halt das Leben da, wir wollen auch was von der Stadt so mitbekommen“ und ich war so ‚Hmm naja, darf ich mir das gönnen?“

Hilfreich dabei, sich auf einen einfachen Lebensstil einlassen zu können, ist für viele das Wissen um die zeitliche Begrenztheit des Einsatzes und die Abbruchmöglichkeit. Manche der Freiwilligen stellen auch fest, dass ihre Unterbringung vor Ort die Möglichkeit einfach zu leben einschränkt, beispielweise wenn sie ein Einzelzimmer mit eigenem Bad haben oder weil die Seminargebäude eher prunkvoll aussehen. Dass die Leitlinie ‚einfacher Lebensstil‘ häufig so verstanden wird, sich möglichst dem Lebensstandard der ‚Menschen vor Ort‘ anzupassen wird deutlich, wenn die eigenen Privilegien bewusst werden und dem Einlassen auf den einfachen Lebensstil entgegenstehen. So stellt etwa Helga starke Ungleichheit fest, wenn sie betont,

dass die Menschen vor Ort ein halbes Jahr auf ihren Pass warten oder gar keinen bekommen und sie selbst einfach nach Hause fahren kann, wenn sie es möchte.

c) ‚Überraschende Erfahrungen‘ während des Einsatzes

i) Überraschende Erfahrungen im Kontext von Interkulturalität und ‚Andersartigkeit‘

In den Gesprächen mit ehemaligen Freiwilligen haben wir die Frage danach gestellt, in welchen Situationen sie während ihres Einsatzes verwundert oder überrascht waren. Die geschilderten Erlebnisse und Beobachtungen der Freiwilligen zeichnen sich dadurch aus, dass dabei etwas ‚anders‘ war, als sie es gewohnt sind oder angenommen haben. Gerahmt werden die Erzählungen häufig interkulturell, wobei kulturelle Unterschiede stark an Ländergrenzen geknüpft werden und die Intensität der „Kultursprünge“ – im Sinne kultureller Unterschiede – an die Entfernung des Landes vom eigenen Herkunftsland. Bei der Thematisierung kultureller Unterschiede reagiert Marion dementsprechend mit einem „Ich war ja in Deutschland“. Auf die Rückfrage hin, warum Frank Thal einen Freiwilligendienst nahelegt, der mindestens drei bis sechs Monate lang ist, erklärt er das mit der notwendigen Zeitdauer, um sich vor Ort „einzuleben“, was er auch mit Kulturunterschieden begründet.

„Ich würde mal so sagen, die Jesuiten gehen ja auch viel in Kosovo, in Bulgarien, Rumänien, da ist es- gut, wenn sie bei den Roma sind, dann sind die ist es sicher auch eine andere Kultur, aber da sag ich jetzt subjektiv, da ist der Kulturunterschied nicht so groß, da könnte es vielleicht ein bisschen gehen. Aber Afrika oder Südamerika oder Mittelamerika oder Asien“ (Thal)

Bei Erfahrungen, die außerhalb Deutschlands gemacht werden, ist „Kultur“ also eine Brille, durch die ‚Andersartigkeit‘/‚Fremdheit‘ gelesen wird. Freiwillige, die in Deutschland waren, sprechen weniger von Kulturen, sondern eher von unterschiedlichen Lebensweisen, zum Beispiel von obdachlosen Menschen. Verbunden wird damit die Möglichkeit, im ‚eigenen Land‘ die Perspektive zu wechseln. So erzählt etwa Olaf, der seinen Einsatz in Deutschland gemacht hat: „Es war für uns war alles einerseits sehr spannend, ne? So Leute kennenzulernen, die auf der Straße leben oder eben Straßenmusiker oder Flüchtlinge aus Äthiopien und alle möglichen Leute.“ Der Begriff der unterschiedlichen „Lebensentwürfe“ wird in der ersten Gruppendiskussion kritisch diskutiert, insofern dieser zu einseitig eine Wahlmöglichkeit betone und die Einschränkung von Handlungsfähigkeit in Notlagen möglicherweise verdeckt. In der zweiten Gruppendiskussion wird zudem die Schwierigkeit des „nicht Nivellierens“ verhandelt: um sich wirklich zu begegnen, müssten beide „Biographien“ symmetrisch „miteinander kommunizieren“. Aus dieser Perspektive könne aber wiederum kein „Kampf gegen Strukturen“ geführt werden, so Yvonne.

Überraschende Erfahrungen stellen die Freiwilligen häufig mittels Kontrastierungen dar, etwa im Gegensatz zur eigenen „behüteten Kindheit“; dem Aufwachsen „auf dem Dorf“ und den Privilegien, die man in Deutschland hat. Erzählen die Freiwilligen von überraschenden Erfahrungen, zeigt sich oft die Ambivalenz im Sinne einer Gleichzeitigkeit von Bedrohung und Faszination, was sich auch in dem Begriff „Freaks“ widerspiegelt, die laut Olaf von seiner Mitbewohnerin in die Kommunität eingeladen wurden. Neben Erfahrungen von ‚Fremdheit‘ und ‚Andersartigkeit‘ erzählen Freiwillige immer wieder von Analogien, die sie während ihres Einsatzes festgestellt haben, etwa hinsichtlich sozialer Problemlagen und struktureller sozialer Ungleichheit. Agathe spitzt dies mit der Frage zu: „Was ist anders in Argentinien als in Deutschland?“

Der Stellenwert von überraschenden Erfahrungen erweist sich als besonders, insofern diese in gewisser Weise stets auf (implizit) vorhandene Vorannahmen verweisen und das Bewusst-

sein für die eigenen Gewohnheiten und das einem bisher Bekannte stärken. Um entsprechende Erfahrungen näher zu betrachten, sollen zunächst verschiedene Bereiche vorgestellt werden, in denen Freiwillige überraschende Erfahrungen machen und ‚Andersartigkeit‘ erleben. In einem zweiten Schritt werden die Umgangsformen mit solchen Erfahrungen näher betrachtet.

ii) In welchen Bereichen machen die Freiwilligen überraschende Erfahrungen?

Charaktereigenschaften und Kompetenzen der Menschen sowie (alltägliche) Lebensverhältnisse vor Ort

Fast alle der Freiwilligen erzählen vom Kennenlernen unterschiedlicher besonderer Menschen und Personengruppen. Ein Bereich, in denen Freiwillige überraschende Erfahrungen machen betrifft die (Charakter-)Eigenschaften der Menschen vor Ort. Julia bewundert dabei etwa die vielfältigen Sprachkenntnisse der Menschen: „Die sprechen oft sehr gut Englisch oder Deutsch oder Türkisch. Also die sprechen viele Sprachen, toll.“ Catherine erzählt von einem Klienten: „total runtergekommen, halt schon sehr lange auf der Straße lebt und sehr sehr ungepflegt und wo man auch sehr schnell meint, er kann nichts und er weiß nichts, der hat aber fließend Englisch mit mir gesprochen. Das hat mich auch zum Staunen gebracht.“

Auffallend ist für viele Freiwillige die Offenheit, Wärme und Gastfreundschaft der Menschen in ihrem Einsatzland.

„Was mich auch immer wieder überrascht hat, was, glaub ich, eigentlich Menschen nicht überraschen sollte, aber, weil eigentlich so jeder handeln sollte, so diese Gastfreundlichkeit, und ja, Offenheit. Also wenn man jemand kennengelernt hat, dann wurdest du halt sofort meistens da nach Hause eingeladen und dann, wenn du halt da hingekommen bist, dann wurde halt groß aufgetischt, egal, wie viel Geld die hatten.“ (Alexandra)

Auch die Beziehung der Menschen zu ihrem Land ist für die Freiwilligen besonders. Alexandra und Julia sprechen dabei von einer ausgeprägten „Liebe“ der Menschen zu ihrem Land, die sie überrascht hat. Öfter werden die positiven Einstellungen und Gefühlsäußerungen der Menschen vor Ort verstärkt wahrgenommen, indem sie vor dem Hintergrund der geringeren materiellen Versorgung gesehen werden. So erzählt etwa Alexandra von dem „Stolz“ ihres Kollegen auf seine Häuser, die ihrer Ansicht nach so klein sind, dass sie nicht wüsste, wie sie darin leben sollten. „Aber er war trotzdem total stolz auf sein Haus.“

Ungewohnt sind für nahezu alle Freiwilligen die alltäglichen Lebensverhältnisse vor Ort, die sie mitunter als „völlig verändert“ (Agathe), „ganz andere Welt“ (Frank Thal) und im Vergleich zu Deutschland „wie zwei Welten“ (Lea) beschreiben. Dass ein Erleben von einer solch starken ‚Andersartigkeit‘ auch in Deutschland möglich ist, zeigt sich, wenn für Olaf die Hospitation an einer Einsatzstelle, die sich um Obdachlose kümmert, ein „Realitätsschock“ gewesen ist. Bei Einsatzstellen in Deutschland erzählen die Freiwilligen von dem Kontakt mit für sie vorher unbekanntem Sozialräumen, wie etwa einer „sehr offenen Schwulenszene“ oder einem „Straßenstrich“ (Catherine)

Überraschend ist für manche Freiwillige das geringe Niveau sozialer Sicherung vor Ort. So berichtet etwa Josefine über das Fehlen einer Sozialversicherung in ihrem Einsatzland und die geringen Unterstützungsleistungen, welche die Mutter eines Kindes mit Behinderung erfährt. „Das hat mich immer wieder überrascht. Also zum Beispiel finanzielle Sachen, wie viel man bekommt, wenn man ein behindertes Kind hat, wieviel man bekommt, wenn man sich scheiden lässt. Überhaupt so, Sozialversicherung und solche Sachen haben mich überrascht.“ Eine intensive Erfahrung ist die direkte Konfrontation mit materieller Armut, die Stefanie als „Ausnahmesituation“ im Vergleich zur eigenen Lebenswirklichkeit rahmt. Diese Armut kann sich am

Fehlen von sanitären Einrichtungen und der Absenz fließenden Wassers zeigen, an mangelhaften Straßenzuständen oder etwa am Zusammenleben auf sehr engen Raum. Bei Einsatzstellen in Deutschland wird die materielle Armut primär im Kontakt mit Klient_innen erlebt. Entsprechend berichtet Alexandra:

„Hab halt dann sozusagen immer halt Suppe ausgeteilt an die Obdachlosen oder Ärmere, die halt da immer gekommen sind. Und da ab und zu mal auch mit denen geredet, war eine interessante Erfahrung. Am Anfang hat ich so meine Probleme mit, ich war n bisschen schockiert. Keine Ahnung, weil so das, diese Form von Armut und wie sich die Leute halt dann auch verhalten und reden.“

Die ärmlichen Lebensverhältnisse werden für Frank Thal beispielsweise dadurch sichtbar, dass im Einsatzland geringere Hygienestandards als in Deutschland herrschen, was er anhand der Häufigkeit des Handschuhwechsels von medizinischem Personal vergleicht oder dadurch, dass gelegentlich Patient_innen aus dem Krankenhaus gewiesen werden müssen, da sie dort aufgrund der Verpflegung und Unterbringungsform länger bleiben wollen.

Eine unbekannte Erfahrung kann dabei auch die Gefährlichkeit des Einsatzortes sein; die mitunter auch Menschen, die im Einsatzland leben, hervorheben. Helga berichtet von dem Viertel, in dem ihre Einsatzstelle war:

„Also die Leute, die kenne, die in dieser Großstadt gelebt haben oder leben, und die eher zur Mittel- oder zur Oberschicht gehören, die haben mir gesagt ‚da würde ich ja niemals hingehen, da war ich auch noch nie‘. Also da gab es eine junge Frau, die ich später kennengelernt hab, die hat mich einmal mit dem Auto in mein Viertel gebracht, in dem ich gewohnt hab, und ist untere Mittelklasse gewesen und da war die noch nie vorher mit dem Auto und ihre Schwester hat gesagt ‚Wie? Da fährst du mit dem Auto rein?‘“

Wie ungewohnt die Sicherheitslage vor Ort für Helga war, zeigt sich auch daran, dass sie abgefeuerte Schüsse in der Gegend zunächst für Feuerwerkskörper hielt. Der Situation wird begegnet, indem es klar ist, dass man bei Dunkelheit zu Hause ist und die Fahrt mit dem Auto dem öffentlichen Verkehr vorgezogen wird, wobei sie von Kolleg_innen vor der Haustür abgeholt und wieder dort abgesetzt wurde.

Auch das Miterleben von Gewalt ist eine Erfahrung, mit der manche Freiwillige konfrontiert werden. Dies betrifft insbesondere Gewalt gegenüber Frauen, meist in der Form familiärer Gewalt, ausgeübt durch die Ehemänner. „Und ich mein, mich hatte das auch schon umgehauen, also was so Frauen angetan wird von ihren Männern.“ (Alexandra)

Politische Situation

Von der politischen Situation im Einsatzland berichten die Freiwilligen meist nicht detaillierter. Alexandra betont ihre Überraschung über die Vielzahl an Geflüchteten in ihrem Einsatzland und das friedliche Zusammenleben verschiedener Ethnien: „Was mich überrascht hat, war, die unglaublich diverse Geschichte Rumäniens und die verschiedenen Ethnien, die da größtenteils friedlich miteinander leben, was ich nie gedacht hätte, möglich wäre.“ Julia und Josefine betonen, wie die Einflüsse des letzten Krieges im Einsatzland zu bemerken sind, wobei sie hauptsächlich auf entsprechende Erzählungen von Menschen vor Ort eingehen.

Ein Thema, das in den Interviews häufiger vorkommt, sind die Geschlechterverhältnisse im Einsatzland. So berichtet etwa Herr Thal von eher restriktiven Kleidungsnormen für Frauen und einer Sexualität, welche nicht an den Bedürfnissen von Frauen orientiert ist, wobei der Frauenkörper insgesamt komplett dem Ehemann vorbehalten ist. In seiner pflegerischen Tätigkeit versucht er immer wieder zu zeigen, dass ein Mann dazu in der Lage ist, eine Frau „in

Würde“ zu pflegen, wobei die starke Geschlechtertrennung ihm häufig beim Ausführen entsprechender Arbeiten im Weg steht. Er selbst empfindet es als „unfassbar“, wenn Frauen nicht von Männern behandelt werden dürfen und daher schwer krank unbehandelt bleiben. Auch bei dem Besuch einer Hochzeit ist die starke Geschlechtertrennung für ihn auffällig.

„Also was mich immer wieder beschäftigt hat die Traditionen, wie fest die- und die Strukturen von Familie und Männer und Frauen und des wusste ich kognitiv aber des jetzt dann nochmal zu erleben. Dann war halt einer also der Jesuit, der war direkt da an der Schule und da hat eine seiner ehemaligen Schülerinnen hat geheiratet, da war er auf der Hochzeit eingeladen und da hat er gefragt, ob ich mitgehe, natürlich bin ich mitgegangen. Sitzen die Männer in einem Raum und essen und trinken und die Frauen sitzen im andern Raum.“ (Frank Thal)

Auch Freiwillige berichten von der Konfrontation mit einem sehr starren „traditionellen Frauenbild“. Für Lea und einen der Jesuiten, bei denen sie während ihres Einsatzes lebt, ist dies ein fortwährendes Diskussionsthema. Auch Helga erlebt, wie sich das „Männer-Frauen-Bild“ vor Ort mit ihrem eigenen im Konflikt steht.

„Das war so ein Punkt, Männer-Frauen-Bild. Also mein Einsatzland ist ein sehr machistisches Land. Ich habe mein Leben ganz selbstbewusst und eigensinnig gestaltet bis dahin. Und dann komm ich in ein Land, wo irgendwie Männer ganz oft am Ende das Sagen haben. Oder wo alleinstehende Frauen sich minderwertig fühlen oder mit einem Kind meinetwegen auch noch, weil sie keinen Partner haben. Und ich mir denke ‚So what? Also du bist eine großartige Frau; du hast einen Job; du hast ein Kind, das du alleine großziehst; du bist toll; du hast auch noch ein Auto; du hast nur keinen Mann. Und also da diese kulturellen Unterschiede wahrzunehmen und damit irgendwie zurechtzukommen, wie ich da gesehen werde.“ (Helga)

Freiwillige, die in ein Einsatzland mit starken Hierarchisierungen innerhalb der Bevölkerung entsendet wurden, beklagen neben dem Geschlechterbild insbesondere die religiös begründeten hierarchischen Aufteilungen der Bevölkerungsgruppen im jeweiligen Land. Dabei entwickeln sie durchaus einen differenzierten Blick auf die Situation des Einsatzlandes, was sich etwa daran zeigt, wenn sie von Divergenzen zwischen verschiedenen Landesteilen oder sozialen Schichten berichten. Manche Freiwillige erzählen explizit von der Auseinandersetzung mit der Geschichte des Einsatzlandes, wie etwa Alexandra, die von der „unglaublich diversen Geschichte“ ihres Einsatzlandes überrascht ist, wobei ihre diesbezügliche emotionale Betroffenheit auch ihr Bewusstsein für ihre eigene Familiengeschichte steigert. Dass die politische Situation des Einsatzlandes durch die Freiwilligen teilweise durchaus in einen größeren Rahmen eingeordnet wird, zeigt sich etwa, wenn Julia erzählt, wie sie erfahren hat, dass sich ihr europäisches Einsatzland zu anderen europäischen Ländern konstituiert. Ähnlich berichtet Alexandra: „Es ist interessant, wie Europa so aus verschiedenen Ländern gesehen wird.“

Was potentielle Veränderungen der politischen Zustände betrifft, äußern mehrere Freiwillige ihr Bedauern über die Trägheit entsprechender Zustände und das geringe Gefühl der Bevölkerung, etwas daran ändern zu können. Teilweise werden recht allgemein „Strukturen vor Ort“ als Hindernis für Verbesserungen betont, was Herr Thal beispielsweise bemerkt, wenn für viel Geld ein Krankenhaus gebaut wird, wobei es nach dem Aufbau kein Personal gibt, um es zu betreiben.

Bildungssystem und Arbeitsmarkt

Untrennbar vom politischen System vor Ort sind auch das Bildungssystem und der Arbeitsmarkt im Einsatzland, womit ebenfalls überraschende Erfahrungen gemacht werden. Lea berichtet davon, dass es mehr um „Schönschrift“ als um „ordentlichen Satzbau“ geht und Kozmas berichtet von der Relevanz des „auswendig lernen“ im Gegensatz zu „selbstständigem Denken“. Auch Korruption im Bildungssystem und auf dem Arbeitsmarkt ist für die Freiwilligen ein Thema. So berichtet etwa Kozmas: „Lehrerberuf ist Wirtschaftsgut, das heißt also wenn man sowas haben will muss man ziemlich viel Schmiergeld zahlen [...] und dann sehen manche

nicht ein, warum soll ich noch unterrichten also wenn ich schon so viel gezahlt habe.“ Dass mit dem Ausüben eines bestimmten Berufs nicht unbedingt eine entsprechende Ausbildung einhergeht, erlebt auch Lea, wenn sie von ärztlichem Personal in ihrem Einsatzland erzählt: „Also nur weil jemand Arzt da stehen hat heißt das nicht, dass er überhaupt mal einen Hörsaal betreten hat.“

Neben dem mangelhaften Schulsystem und Korruption auf dem Arbeitsmarkt, beklagen mehrere Freiwillige die Begrenztheit von beruflichen Optionen trotz eines absolvierten Studiums beziehungsweise einer Ausbildung. So war etwa Stefanie „sehr beeindruckend, dass jemand, der quasi eigentlich eine Ausbildung machen konnte und so weiter so einfach lebt und dass dann so mitzubekommen, wie wenig Optionen das so gab für die Personen, ja.“ Entsprechend erzählen auch Josefine und Julia von der Perspektivlosigkeit insbesondere junger Menschen vor Ort und damit verbundenen Abwanderungsbewegungen. Bleiben junge Menschen im Einsatzland, teilweise gezielt mit dem Vorhaben, dort die Strukturen zu verbessern, wird das von mehreren Freiwilligen positiv hervorgehoben. So erinnert sich bspw. Carolin an einen späteren Besuch an ihrem Einsatzort davon, wie sich ihre ehemaligen Englischschüler_innen beruflich weiterentwickelt haben.

„Also so zu sehen, wie sie sich so entwickeln und diese Pläne schmieden, was sie halt machen können und arbeiten können dann irgendwie später, um ihr eigenes Land zu-halt nicht das, was alle machen, eben in die USA flüchten und da halt irgendwie dann Geld verdienen, sondern halt gucken ‚was haben wir für Perspektiven hier im Land‘?“

Kirche und Religion im Einsatzland

Als Teilnehmende eines jesuitischen Dienstes beschäftigen sich viele Freiwillige während ihres Einsatzes verstärkt mit religiösen Themen, etwa durch das Kennenlernen der Rituale und religiösen Handlungen vor Ort, den Glaubensstätten oder bestimmten Feierlichkeiten. Als positiv werden häufig interreligiöse Erfahrungen vorgehoben, etwa im Rahmen der Arbeit, der Wohngemeinschaft oder dem Kontakt mit Menschen vor Ort. „Ich hatte christliche Studenten, ich hatte muslimische Studenten. Ich habe natürlich viel hinduistische Studenten gehabt, die haben mich auf alle möglichen Feste mitgeschleppt. Die Inder feiern sehr gerne, ja? Hatte da unglaublich viele Eindrücke.“ (Lea) Manche Freiwillige, wie etwa Josefine, haben während ihres Freiwilligendienstes erstmalig direkten Kontakt mit Muslimen und Muslima. Julia berichtet, im Einsatz einen „europäischen und vielfältigen Islam“ kennengelernt zu haben.

Als positiv erleben mehrere Freiwillige die Verankerung von Religion und Glauben im Alltag der Menschen vor Ort. Julia erfährt dadurch verstärkte Motivation zum Beten, „weil die mich inspiriert haben zu beten und mich inspiriert haben, dass das was Normales ist. Und nicht irgendwie superintellektuell erstmal entschuldigt werden muss.“ Auch Simon gefällt der größere Platz, den Glaube im Alltag vor Ort hat und bewundert die Kraft, die Menschen in schwierigen Lebenslagen, wie etwa drogenabhängige Klient_innen in seiner Einsatzstelle, aus Religion gewinnen können.

Manche der Freiwilligen berichten, wie Menschen vor Ort sie in ihre Glaubensstätten eingeladen haben. Um möglichst unterschiedliche Eindrücke zu gewinnen, betreibt Catherine, die ihren Dienst in Deutschland gemacht hat, mit ihren Mitbewohner_innen „Kirchen-Hopping“. „Wir haben zumindest echt alles Mögliche ausprobiert. Also Jesus Freaks und International Church und ach, Anglikaner und diverse katholische Kirchen.“

Julia hat sich aufgrund der nationalistischen Ausrichtung in den katholischen Gottesdienst vor Ort nicht wohlgefühlt, woraufhin ihr der Imam mit großer Offenheit begegnet.

„Und dann habe ich das dem Imam in unserem Stadtteil erzählt und der meinte ‚weißt du Julia, du kannst auch bei uns alles machen, was du machen willst. Du kannst ja in unsere Moschee gehen und da nimmst du dir dein Rosenkranz und machst das.“ Also die sind so süß also haben auch jetzt niemanden erniedrigt und gesagt ‚das ist ja schlecht‘, sondern die haben dann gesagt "nee dann kommst du halt zu uns".“ (Julia)

Das Kennenlernen unterschiedlicher Religionen und Glaubenspraktiken hat viele Freiwillige langfristig geprägt (➤ *Die Bedeutung von Glaube und Spiritualität für ehemalige Freiwillige*).

iii) Umgangsweisen mit überraschenden Erfahrungen

Gewöhnungseffekt und zunehmender Austausch mit Menschen vor Ort

Der Großteil der Freiwilligen gewöhnt sich zunehmend an die ungewohnten Begebenheiten vor Ort und gewinnt auch in der Einsatzstelle „etwas Routine einfach auch. Ja, dass man sich dran gewöhnt und dass es nicht mehr so unheimlich ist.“ (Catherine) Entsprechend erlebt Cathrine „Tag eins ist ein bisschen unheimlich, Tag zwei ist ein bisschen weniger unheimlich, Tag drei versucht man mit dem ein oder andern in Kontakt zu kommen.“ Das anfängliche fremde wird dabei zunehmend in den eigenen Alltag integriert und Identifikationsprozesse verlaufen, die sich beispielsweise bei Josefine auch durch das Hören landestypischer Musik und Kochen von nationalen Gerichten des Einsatzlandes zeigt.

Bereits im Hinblick auf soziale Beziehungen wurde auf den zunehmenden Kontakt mit Menschen vor Ort verwiesen (➤ *Wichtige Personen(gruppen)*). Die dargestellte Bedeutung des Spracherwerbs (➤ *Die Bedeutung des Spracherwerbs*) wird hier nochmal ersichtlich, insofern der Moment, in dem die Freiwilligen ‚zu sprechen beginnen‘ und in Austauschprozesse treten, auch das zunehmende Verständnis von fremden und unbekanntem Situationen fördert. Als bedeutend haben sich dabei auch das Stellen von Fragen und das Zuhören erwiesen, wenn Menschen vor Ort von ihren Erfahrungen erzählen. So stellt etwa Frank Thal den Menschen auffallend viel Fragen, z.B. hinsichtlich des Umgangs mit Sexualität; warum Männer bestimmte Arbeiten nicht verrichten sollen oder warum Menschen vor Ort getrennt von ihren Gästen essen. Der dadurch entstehende Austausch hilft ihm, bestimmte Erlebnisse besser einordnen und nachvollziehen zu können. Josefine betont wiederholt den Wert von Erzählungen und ist beeindruckt, wenn Menschen vor Ort ihr vom Krieg berichten oder eine Mutter auf ihre Nachfrage hin vom Leben mit einem Kind mit Behinderung erzählt. Auch Alexandra und Julia berichten von Erzählungen über persönliche Schicksale, was Julia als Unterschied zu Deutschland sieht, wo es ihrer Wahrnehmung nach „so eine krasse Distanz zwischen den Menschen“ gibt.

Der Imperativ nicht zu bewerten

Sehr auffallend im Laufe des Forschungsprojekts war die Existenz einer Art unausgesprochenen Imperativs und Selbstanspruchs der Freiwilligen, möglichst wenig zu bewerten. Dabei werden teilweise auch getätigte Aussagen korrigiert, etwa, wenn Frank Thal zunächst äußert, dass in seinem Einsatzland besonders viele Vergewaltigungen stattfinden und dann sofort mit einem „Nein, nicht besonders. Das darf ich nicht sagen.“ betont, dass Vergewaltigungen dort *auch* stattfinden. Was die Strukturen vor Ort betrifft, verdeutlicht er ebenfalls, wie wichtig es ist, ein paternalistisches Auftreten zu vermeiden: „Das ist diese Kultur und die muss ich dann akzeptieren. Da kann ich jetzt nicht als der was weiß ich was herkommen und sagen ‚Nee ihr müsst das so machen‘.“ Auch auf sprachlicher Ebene reflektiert Frank Thal unrechtmäßige Bewertungen und Zuschreibungen.

„Also ,jetzt bin ich da und jetzt leb ich hier und ich will jetzt hier nicht alles umkrempeln und will alles anders machen. Ich will das, was ich vorfinde, mitgestalten, wo ich das Gefühl hab ein klein bisschen vielleicht, wenn ich eine Idee hab, wie man es anders-, ob man es besser-, ist schon so ein Punkt. Ist das besser, was ich weiß als was die wissen? Oder ist es anders? Also besser, komparativ, das habe ich mir dann schon irgendwann mal abgewöhnt. Dass ich das da besser weiß oder besser kann.“

Das Vermeiden wertender Äußerungen zeigt sich auch an implizit an neutralen Berichten über bestimmte Gegebenheiten im Einsatzland, etwa, wenn Lea sehr nüchtern von „arranged marriages“ berichtet. Insgesamt fällt bei Lea auf, dass sie sehr viel von kulturellen Unterschieden erzählt, diese aber nicht bewertet. Alexandra betont am Beispiel des Verhaltens ihrer Kolleg_innen gegenüber den Kindern in der Einsatzstelle, dass die das nicht-urteilen bzw. nicht zu schnell urteilen, als dezidiertes Lernziel des Einsatzes sieht.

„Sie haben das halt so gesehen, das funktioniert, wenn sie die Kinder vielleicht mal heftig anbrüllen oder grob packen und da rumzerren, und dann ist das vielleicht einfacher als irgendwas anderes. [...]. Man darf halt auch nicht urteilen. Das sollte man auch in dem Auslandsjahr lernen, dass man nicht, also zumindest nicht zu schnell urteilt, sondern versteht, die Beweggründe, warum Leute was machen.“

Der Imperativ des ‚Nicht-Urteilens‘, der auch in den Gruppendiskussionen als zentrale Strategie im Umgang mit (kulturell markierter) Andersartigkeit fungiert, kann dabei auch stark komplexitätsreduzierend wirken. So wird etwa von Alexandra die Beobachtung und teilweise Selbsterfahrung von sexueller Belästigung im Einsatzland nicht verurteilt und stattdessen als soziokulturelles Problem erzählt. Die damit einhergehende Reduktion eines komplexen Problems allein auf die Dimension kultureller Unterschiede (z.B. dass Männer im Einsatzland von kleinauf so erzogen werden) verhindert dabei eine vertiefte Auseinandersetzung damit, wie sexualisierte Gewalt hier kulturell codiert wird und im Konflikt zu eigenen – ebenso kulturell codierten – Überzeugungen und Werten stehen kann. Die Reflexion auf die eigene Person und die Notwendigkeit des Umgehens mit Unterschieden wird so etwas verdeckt. Im schlimmsten Fall werden dadurch strukturelle Ungleichheiten ausgeblendet. So resümiert Alexandra ihren Besuch in einem Roma-Dorf mit den Worten: „Sie kenn es halt nicht anders, aber ich wüsste nicht, wie ich da leben könnte, da drin, also, ja.“ Dabei wird ebenfalls die aus unserer Sicht vorstellbare Problematik deutlich, dass bei einem (vermeintlichen) Nicht-Urteilen stehen geblieben wird, wodurch Veränderungsmöglichkeiten verdeckt („das ist da halt so“) und bestehende Machtverhältnisse reproduziert werden können.

Rationalisierungsprozesse: Aneignung theoretischen Wissens und sozialwissenschaftliche Begründungsversuche

Insbesondere bei Herrn Thal fällt auf, wie er sich insbesondere mittels Zeitschriftenartikeln und Fernsehbeiträgen theoretisches Wissen über sein Einsatzland aneignet, was er bereits beginnt, als er erfährt, wohin er entsendet wird. So gibt er etwa die genaue Bevölkerungsgröße und das erwartete Bevölkerungswachstum seines an sowie den prozentualen Anteil der Einwohner_innen, die ohne sanitäre Anlagen, fließendes Wasser und Strom leben müssen. Er selbst sagt explizit, dass er pragmatisch und sehr über seine „Ratio“ Umgangsformen gefunden hat, etwa indem er bewusst differenziert hat: „jetzt bin ich im Einsatzland und jetzt leb ich da‘ und ‚jetzt bin ich wieder zuhause und jetzt ist anders‘.

Ein rationalisierender Umgang zeigt sich auch, wenn Freiwillige auf sozial-/kulturwissenschaftliches Wissen zurückgreifen, um für sich selbst Vorgänge vor Ort verstehbar zu machen und uns darzustellen. Soziale Unterschiede, insbesondere das Geschlechterverhältnis, werden dabei etwa durch entsprechende Sozialisationsprozesse erklärt. So erzählt Alexandra hinsichtlich aufdringlicher Klienten: „Ich mein, sie haben einfach einen andren Habitus oder eine andre

Erziehung und da ist halt noch so klar ‚Frauen sind hübsch, baggerst du an, egal, was geht‘. Wird den halt irgendwie auch so beigebracht von kleinauf an, habe ich auch bei den Kindern gemerkt in meinem Projekt.“ Fraglich ist, inwieweit bei solchen Erklärungsmodellen vermeintlich homogene soziale Entitäten hergestellt werden.

Interkulturelles Lernen: Vergleichen und Übersetzen

Eine sehr häufige Reaktion auf überraschende Erfahrungen ist das Anstellen von Vergleichen. „Man kommt ja dann ganz gut klar und kann Kulturen auch vergleichen. Es gibt Dinge, die find die find ich dort auch besser.“ (Lea) Leas Vergleiche zeigen dabei ihr Bewusstsein für die Kontingenz¹⁷ von Strukturen und Umgangsweisen und ebenso dafür, dass man die gleichen Situationen auf sehr unterschiedliche Weisen wahrnehmen kann.

„Ich kenn keine Kultur, die so unterschiedlich ist, wie die deutsche und die meines Einsatzlandes. Wobei also klar gibt es immer viel kulturelle Unterschiede, aber so wie die Deutschen so für sich immer bleiben und sehr strukturiert, dort ist das wie so eine riesige Maschine und egal was also die rollt einfach weiter, egal was drunter läuft, ne? [...]. Dort zählt ein Menschenleben nicht viel. Also im positiven Sinne sag ich jetzt ‚es ist laut, es ist bunt, ist schwitzig, es ist mitreißend‘, ja? Aber die sind unglaubliche Improvisierer also Arbeitssicherheit, Schweißen also ja oder Kinderarbeit, also Hauptsache es muss halt jetzt gemacht werden und wenn der Chef sagt das muss jetzt gemacht werden, dann arbeiten die halt dann nochmal bis fünf Uhr morgens irgendwas, auch wenn was anders dafür liegenbleibt, das ist dann egal. Und Deutsche sind ja schon sehr so sehr strikt, sehr orientiert, dafür sind die Menschen im Einsatzland sehr offen. Aber auf der anderen Seite zählt da ein Menschenleben nicht viel.“ (Lea)

Lea entwickelt dabei eine differenzierte Sichtweise auf die Vor- und Nachteile von ihrem Einsatzland und Deutschland und kommt zu der Erkenntnis, dass beide Länder gute und schlechte Seiten haben: „Es gibt Dinge, die finde ich dort auch besser. Der Familienzusammenhalt ist viel enger, sowas zum Beispiel oder die Gastfreundschaft, ja, das ist einfach bewundernswert. Gibt auch Dinge, die find ich hier besser. Ist auch so. Sozialsysteme, Freiheit, die Stellung der Frauen.“

Alltägliche Vergleiche der Freiwilligen zeigen etwa, dass „das Leben“ im Einsatzland aufgrund der Hitze eher nachts stattfindet (Stefanie), dass körperliche Berührungen einen ganz anderen Stellenwert haben als in Deutschland (Frank Thal), dass die Führerscheinklasse „keine Sau“ interessiert (Kozmas) oder dass Entfernungen eher in Stunden als in Kilometern anzugeben sind (Frank Thal). Julia lernt, dass der Besitz eines Hauses in ihrem Einsatzland kein Indikator für eine bessere finanzielle Lage ist, als eine Wohnung zu mieten, sondern genau das Gegenteil der Fall ist. Sie vergleicht den einfachen Lebensstil der Menschen im Einsatzland mit denen in Deutschland: „Und leben so einfach, ne? Die haben im Vergleich zu Deutschen ein so einfaches Leben wenig Sicherheit und teilen das, was sie haben, gern und das ist einfach beeindruckend.“

Freiwillige gewinnen während ihres Einsatzes zunehmend Verständnis für Situationen, die ihnen zunächst irritierend erscheinen, wodurch sie auch das Bewusstsein für ihre eigene Sichtweise steigern können. So geht es etwa Helga bei der Gestaltung von Weihnachtskarten in ihrer Einsatzstelle.

„Und das rauszufinden, dass es vielleicht irgendwo gar nicht zielführend ist und nicht erfolgversprechend ist, wenn ich eine Weihnachtskarte gestalte und die irgendwie kreativ und anders mache, niemand wollte sie anders haben. Dann hat das irgendwie seine Kreise gezogen und

¹⁷ Unter Kontingenz verstehen wir, dass ein bestimmtes Phänomen nicht zwangsläufig ist, wie es ist, jedoch auch nicht zufällig. Damit markiert der Begriff sowohl die Persistenz als auch die Fragilität bestimmter Phänomene.

dann sah sie minimal anders aus als die Weihnachtskarte des Jahres vorher, aber ich habe es einfach erst nicht begriffen. Also das hat einfach eine ganze Weile gedauert und da irgendwie so ein Gefühl dafür zu kriegen, da vielleicht auch genauer hinzuhören, wie es sich jemand wünscht und da die eigenen Ideen zurückzustellen, weil das ist zwar meins und meine deutsche, europäische, individuelle Sicht, aber das sollte vielleicht einfach trotzdem so sein, wie man es immer gemacht hat und ich wusste das aber halt noch nicht. So das hat ne Weile gedauert. Des waren keine offen ausgetragene Konflikte in dem Moment, sondern wo ich irgendwie für mich festgestellt habe ‚Ahja, das läuft hier irgendwie anders‘.“

Bei Helga zeigt sich ein solcher Lernprozess auch an ihrer Sensibilisierung hinsichtlich ihres eigenen Kommunikationsverhaltens, wobei sie feststellt, dass dieses „unglaublich“ direkt ist im Vergleich dazu, wie es in ihrem Einsatzland üblich ist, wo es vor allem darum geht „das Gesicht zu wahren“ und Konflikte nicht offen ausgetragen werden. Bereits während ihres Einsatzes freut sich Helga auf das höhere Maß an Bewegungsfreiheit in Deutschland und Europa insgesamt, die sie mit der unterschiedlichen „Gefahrensituation“ begründet. Alexandra vergleicht das in der Bevölkerung vorhandene Verantwortungsbewusstsein, als sie von einem Klienten geschützt wird, der den Eindruck hatte, dass sie von einem weiteren Klienten belästigt wird:

„Da war halt eher so ein, ja so ein Bekanntenverhältnis halt, deswegen, aber ich fand das schön, dass halt trotzdem da so eine solidarische, ja, Gemeinschaft war, weil ich meine, wenn er böse gewesen wäre, was er nicht war, wäre halt trotzdem jemand da gewesen, der gesagt hätte ‚ich beschütze dich jetzt‘. Und ich mein, in Deutschland, weiß ich nicht, ob das so passiert wäre. Also ich mein, hier merkt man ja meistens, dass so das Verantwortungsbewusstsein gar nicht mehr da ist.“

Von einigen Freiwilligen wird geäußert, dass sie während des Dienstes gelernt haben, mit Unterschiedlichkeit umzugehen (➤ *Auswirkungen des Freiwilligendienstes auf Persönlichkeit und Charakter*). Positiv ist festzustellen, dass man sich trotz unterschiedlichen Voraussetzungen gut verstehen kann. „Da denk ich hatte man so einige Erlebnisse, wo man so gemerkt hat, dass man sich total gut versteht und gleichzeitig wie unterschiedlich die Leben und die Voraussetzungen sind, die man so im Leben hat, das war schon sehr sehr eindrücklich.“ (Stefanie)

Übersetzungsprozesse, bei denen ein Bewusstsein für Kontingenz entsteht und erkannt wird, dass unterschiedliche Phänomene ähnliche Funktionen erfüllen können, sind Indikatoren für Entwicklungs- und Lernprozesse der Freiwilligen.

„Also Dreikönigswasser sagt Ihnen das was? In der katholischen Kirche wird an Drei König wird Weihwasser geweiht, das Dreikönigswasser; das hat also eine besondere Bedeutung sagen sie. Und das nimmt man mit, nimmt man nach Hause und für Kreuzzeichen, für die Kinder oder für wen auch immer. Und dasselbe gibt es auch im Einsatzland. Die haben Früchte mitgebracht, die haben die Früchte besprengt mit dem Wasser. Ich habe gesehen die haben so Gefäße gehabt, wo sie das Wasser mit nach Hause genommen haben. Habe ich gedacht ‚wo ist denn da der Unterschied?‘“

Lea erkennt, dass Essen in ihrem Einsatzland stark mit Wertschätzung verbunden ist. „Ich musste jedes Mal so viel essen, als ob es jedes Mal ein Weihnachtsessen gewesen wäre. Die lassen dich, das ist ein Zeichen von Wertschätzung, die lassen dich vorher auch nicht gehen, dann sind die beleidigt.“

Relativierungsprozesse und Distanzierungen

Eine Reaktionsweise von Freiwilligen auf eher negative überraschende Erfahrungen sind Distanzierungen. Diese erfolgen dabei unter anderem auf der Basis ‚Das ist nicht mein Land‘.

„Auch von der Geschichte habe ich viel mitbekommen, was da halt alles abgelaufen ist und fand das schon, also irgendwie, richtig heftig, aber auf der anderen Seite konnte ich mich also es ist ja nicht mein eigenes Land gewesen und ich habe das ja nicht erlebt, deswegen konnte ich da schon eine gewisse Distanz wahren.“ (Alexandra)

So bemerkt etwa Frank Thal hinsichtlich der massiven sozialen Kontrolle vor Ort: „Da kann ich dann Gott sei Dank sagen ‚In Deutschland wäre es anders‘“. Eine ähnliche Reaktion zeigt Agathe, wenn sie davon erzählt, dass sie manche Menschen in ihrem Einsatzland als unzuverlässig wahrgenommen hat. „Manche sind dann halt unzuverlässig oder machen Zusagen und halten sie nicht ein und also das wird bei uns erstens nicht so stattfinden und wenn und es passiert dann im Verlauf irgendetwas, da wird man dann schon anders reagieren.“ Näher zu betrachten wäre an dieser Stelle, wann solche Reaktionen primär mit Distanzierungen einhergehen und wann daraus ein verstärktes Bewusstsein für die eigenen Privilegien hervorgeht.

Teilweise sind zusammenhängend mit Formen der Distanzierung auch Relativierungen als Reaktion auf unbekannte und teilweise emotional berührende Erlebnisse zu beobachten. Dies wird deutlich, wenn Freiwillige in ihren Erzählungen über entsprechende Erfahrungen in gewisser Weise bei dem Fokus auf einen starren Zustand ‚gestoppt‘ sind ohne diesen weiter zu hinterfragen. So äußert Helga hinsichtlich des geschlechterstereotypen Denkens in ihrem Einsatzland: „Also manchmal hat es mich vor den Kopf gestoßen und ich habe mir gedacht so ‚warum reagiert jetzt jemand grad so?‘ Ja, aber es war dann halt einfach so.“ In den Augen der Freiwilligen schwierige Umstände vor Ort werden dabei damit relativiert, dass die Menschen vor Ort, daran gewöhnt sind.

„Ich hatte auch mal bei meinem bei meiner Einsatzstelle, das waren ja Roma-Kinder, bin ich mal mit denen sozusagen in ihr Roma-Dorf gegangen; also das war halt so am Rande des Dorfes, nochmal so eine eigene Siedlung. Und da hatte ich dann auch gesehen, da habe ich auch einmal in eines der Häuser reingeschaut und das war halt, waren nicht viele Räume. Da dachte ich mir so ‚Nee, das- Ja, würde ich- Ich weiß nicht, wie sie das- Sie kennen es halt nicht anders‘“ (Alexandra)

Eine interessante Frage ist, wo sich Grenzen zeigen, die dazu führen, dass Freiwillige statt eher wertfreien Beobachtungen und ‚Übersetzungsprozessen‘ deutliche Wertungen vornehmen. Für Lea markiert deutlich sexuelle Gewalt eine solche Grenze. Entsprechend erzählt sie von ihrer Empfindung, als sie sich die hohe Vergewaltigungsrate im Einsatzland bewusst gemacht hat: „Du läufst jetzt durch das Dorf und denk mir so ‚Okay, wer von euch? Und welches Arschloch war es?‘ Aber das ist halt das ist bei denen so, ja.“ Kozmas äußert sich wertend, wenn es um einen Menschen geht, der soziale Gelder veruntreut hat.

„Und dann haben die rausgekriegt und dann reden die mit dem beim Tee, also so ganz gemütlich, ob er denn eventuell nicht überlegen könnte, dass er das wieder herausrückt. Normalerweise gehört der Mann ins Gefängnis. Das war einfach Betrug. Weißt du so, an den einfachsten Leuten, einfach. Auch gegen die Gesetze.“ (Kozmas)

Insgesamt zeigt sich bei den Erzählungen der Freiwilligen teilweise etwas, was man als eine Art ‚Oszillieren zwischen Verständnis und Othering‘ beschreiben könnte. Die Freiwilligen gewinnen dabei ein zunehmendes Verständnis für die Strukturen und Handlungsweisen der Menschen vor Ort. Dabei steigert sich mitunter das Bewusstsein für ihre eigene Situiertheit und sie erkennen, dass Phänomene im Einsatzland, die sie zunächst als Kontrast zu ihren Erfahrungen sehen, mitunter gleiche ‚Funktionen‘ erfüllen können wie anders anmutende Phänomene in Deutschland. Relativierungen und stereotype Erklärungen zeigen, dass sich die Rahmung von ‚Andersartigkeit‘ erwartungsgemäß nicht ganz aufheben lässt. Dass keine frei von Generalisierungen ist, wird dabei zum Teil jedoch auch bewusst reflektiert, etwa von Agathe, wenn sie bewusst betont, dass ihre Wahrnehmung bestimmter Eigenschaften der Menschen vor Ort sie nicht „statistisch irgendwie nachweisen“ kann, sondern dabei auch einen Gefühlsausdruck von ihr mitschwingt.

d) Reflexion der eigenen Rolle als Freiwillige_r und der erlebten Wirkung

i) Als Freiwillige_r vor Ort sein: Rolle und Herausforderungen

Im Kontrast dazu, dass die Freiwilligen sich selbst gegenüber ihre Ansprüche an das eigene Wirken vor Ort benennen können, erleben sie teilweise die Situation, dass sie zunächst nicht ohne weiteres den Menschen vor Ort gegenüber die Gründe ihres Aufenthaltes explizieren können. Josefine führt an, dass sie auf die Frage nach dem Motiv ihres Aufenthaltes im Einsatzland keine passende Antwort geben kann. Erst im Laufe des Dienstes wird es den Freiwilligen möglich, hierauf eine für andere verständliche Antwort zu finden.

Alexandra betont, dass man zunächst als Gast in das Einsatzland kommt und „versuch[t], sich zu integrieren“. Diese Dimension von „Sich Einlassen“ als ein Mit-Leben vor Ort steht in Kontrast zu touristischen Aufenthalten in „Spaßfreiwilligendiensten“ (Stefanie). Die Absenz oder der bewusste Nicht-Gebrauch von Handlungsoptionen, die Tourist_innen meist zur Verfügung stehen (z.B. in einem Hotel wohnen, Taxifahrer_innen nach dem Weg fragen), stellt sich als Versuch des ‚going native‘¹⁸ in mehreren Fällen schnell als eine Konfrontation mit den eigenen Grenzen heraus: Julia fühlt sich anfänglich überfordert angesichts der vielen Eindrücke, Josefine fühlt sich fehl am Platz, weil sie die Sprache nicht versteht, ständig „in Fettnäpfchen tritt“ und wegen Urlaubszeiten weder die Begleitung vor Ort noch diejenige in der Jesuitenmission verlässlich erreichbar ist. Catherine, die ihren Einsatz in Deutschland macht, aber aus einem englischsprachigen Land kommt, versteht die Sprache, findet die ungewohnte Umgebung der Einsatzstelle und das ihr nicht verständliche Verhalten der Klient_innen anfangs jedoch gänzlich „unheimlich“ (➤ *Überraschende Erfahrungen im Kontext von Interkulturalität und ‚Andersartigkeit‘*).

In der Online-Umfrage haben wir eine Frage nach den größten Belastungen für die Freiwilligen gestellt (Frage Nr. WF12):

¹⁸ Dieser Begriff bezeichnet in der ethnographischen Feldforschung die Haltung einer_s Forschenden, alles Gewohnte abzustreifen und sich in die untersuchten Lebenswelten hineinzubegeben, als ob man selbst nahtlos ein Teil davon werden könnte. Da in ethnographischer Forschung und dem dargestellten Freiwilligenaufenthalt Analogien bestehen und analoge Dilemma auftauchen (z.B. das „sich Einlassen“ vor dem Hintergrund der zeitlichen Begrenztheit des Aufenthaltes), haben wir den Begriff als Vergleich bemüht, um die Charakteristika der Rolle des_r Freiwilligen am Einsatzort herauszuarbeiten.

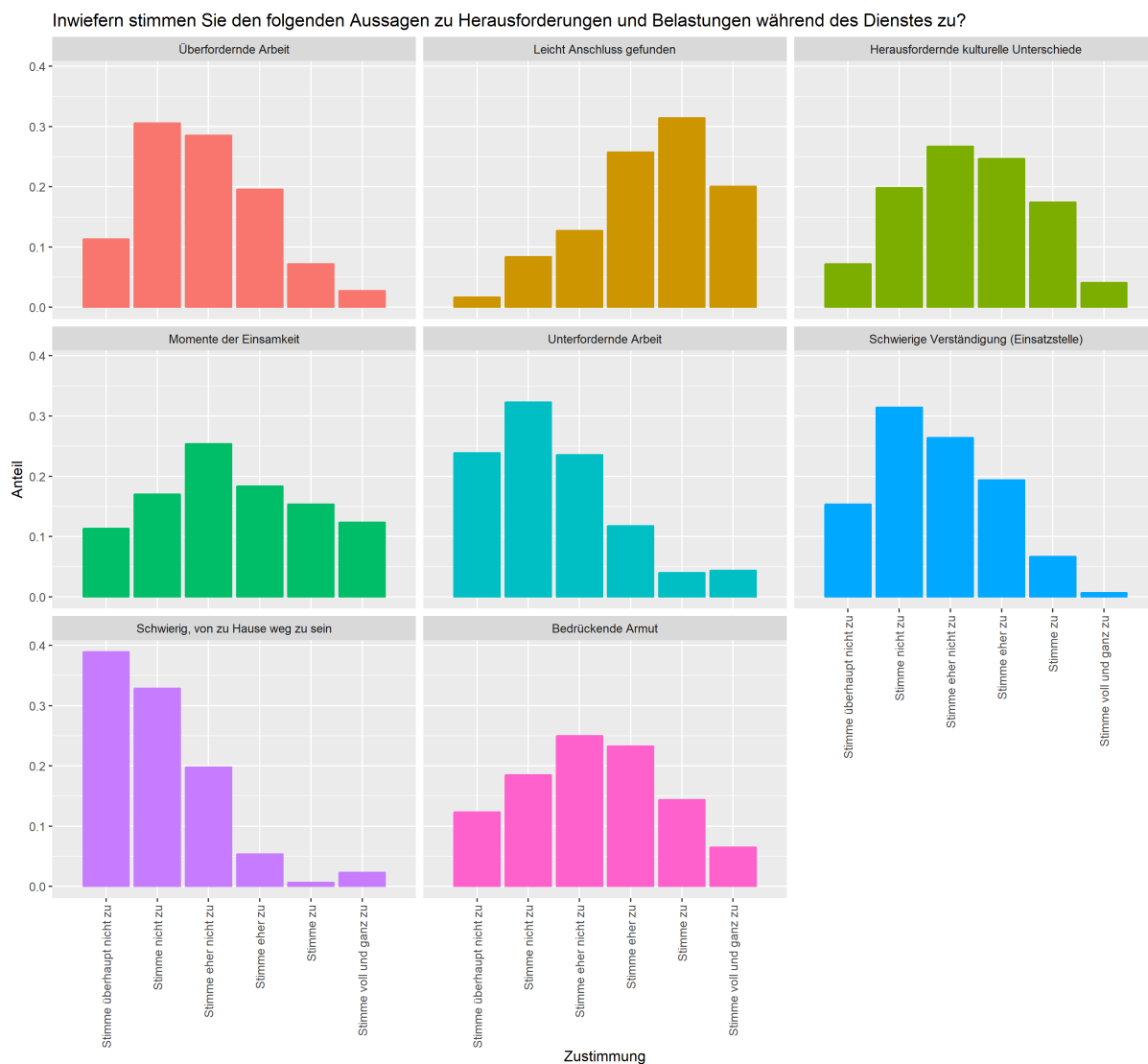


Abb. 11: Herausforderungen während des Einsatzes

Anhand der Grafik wird deutlich, dass der Großteil der Freiwilligen sich nicht von der Arbeit an der Einsatzstelle unter- oder überfordert hat und die Verständigung im Rahmen dieser Tätigkeiten nicht besonders schwierig war. Bemerkenswert ist die starke Ablehnung der Aussage „Weg von zu Hause zu sein, war für mich sehr schwierig“ und die sehr starke Zustimmung zu dem Item „Es ist mir leicht gefallen, Anschluss zu den Menschen zu finden, die an meinem Einsatzort leben“, was zusammengenommen dafür spricht, dass es einem großen Teil der Freiwilligen gelingt, sich auf die Situation vor Ort „einzulassen“ (➤ *Was bedeutet „sich einlassen“ für die Freiwilligen?*) und sich nicht in ‚Heimweh‘ vom Einsatzort zurückzuziehen. Das uneindeutige Bild zum Erleben von Einsamkeit während des Einsatzes lässt sich durch die verschiedenen Unterbringungsformen von Freiwilligen und die unterschiedlichen Möglichkeiten, Kontakt ‚nach Hause‘ oder zu anderen Freiwilligen im selben Einsatzland zu halten, erklären. Ebenfalls in der Empfindung als Belastung ambivalent, aber für die Rolle als Freiwillige_r relevant, ist die Konfrontation mit kulturellen Unterschieden und Armut.

So schildern die Ehemaligen häufig, dass sie zu Beginn des Einsatzes von der neuen Umgebung verunsichert und teilweise überfordert sind. In Reaktion auf diese Emotionen zeigen sie unterschiedliche Herangehensweise (➤ *Umgangsweisen mit überraschenden Erfahrungen*). Für Catherine sind es hauptsächlich Gewöhnung und Routine, die ihr Sicherheit geben. Josefine begreift sich als passive Beobachterin, da sie sich aufgrund ihres geringen Wissens über

das Einsatzland und die Menschen sowie ihrer mangelnden Sprachkenntnisse nur schwer verständlich machen kann. Alexandra, die sich mit dem Lernen der neuen Sprache leichter tut, bringt ihre Haltung auf den Punkt als „erstmal stillhalten und beobachten“.

Ein entscheidender Wendepunkt für jene Freiwillige, die sich in einer anfangs neuen Sprache verständigen müssen, ist der Moment des „zu sprechen anfangen“ (Julia, Josefine; ➤ *Die Bedeutung des Spracherwerbs*). Dadurch eröffnen sich den Freiwilligen neue Möglichkeiten, auf die Zuschreibungen von anderen an sie selbst zu reagieren und ihre eigene Rolle vor Ort selbst aktiv zu definieren.

Alexandra, die vor allem mit Kindern arbeitet, beschreibt, dass sie von den Kindern als „ältere Schwester“ gesehen und dadurch von ihnen respektiert und ernst genommen wurde. Ähnlich bemerkt Frank Thal, dass nach einer anfänglichen Bewährungsphase die Kolleg_innen an der Einsatzstelle erkennen, dass er mit „mit Herz und Verstand“ bei der Arbeit ist und über umfangreiche berufliche Erfahrungen verfügt, was zur Folge hat, dass er in Diskussionen eingebunden wird und die Leitung der Einsatzstelle in Entscheidungssituationen beraten kann.

Ein weiterer Aspekt der Rolle der Freiwilligen, den wir in mehreren Interviews angetroffen haben, ist der Wunsch, tätig sein zu wollen. Für Agathe gerät in ihrem zweiten Einsatz die Unterbeschäftigung („Die haben nix zu tun gehabt für mich“) und der ausbleibende Erfolg bei der Suche nach Tätigkeiten, durch die sie ihre Kompetenzen einbringen kann, zum Prisma, durch das sie eine ganze Reihe von Problemen mit dem Aufenthalt sieht. Eine ähnliche Situation erlebt Josefine: Sie begibt sich auf die Suche nach einer weiteren Beschäftigung, weil in ihrer Einsatzstelle nur wenig Arbeit für sie anfällt, hat damit aber nur begrenzt Erfolg. Gleichzeitig erlebt sie sich aber auch als nur beschränkt in der Lage, etwas Nützliches zu tun, weil sie an sich selbst als Person, die frisch von der Schule kommt, kaum Fähigkeiten sieht, die sie vor Ort fruchtbar machen könnte. Dadurch ist die Unterbeschäftigung weniger problematisch als für die Freiwilligen, die berufstätig, beruflich gebildet oder im Studium sind, und sich verstärkt in ihren Kompetenzen wahrnehmen, die sie zum Nutzen der Menschen einbringen wollen: „Man bringt natürlich auch Kenntnisse und Fähigkeiten mit, die dort nicht alltäglich sind“ (Stefanie). Dabei geht es den meisten nicht um die Umsetzung eigener Projektideen, sondern pragmatisch darum, zu „machen, was gebraucht wird“ (Helga).

In Einzelfällen scheint es die Vorstellung zu geben, dass die Entfernung des Einsatzlandes vom Entsendeland in einem direkt proportionalen Verhältnis zur Andersartigkeit des Einsatzlandes (➤ *Überraschende Erfahrungen im Kontext von Interkulturalität und ‚Andersartigkeit‘*), der Sinnhaftigkeit des Einsatzes und den Möglichkeiten, die man als Freiwillige_r hat, stünde. Entsprechend groß ist die Frustration, wenn die Entsendung nach Europa erfolgt, man doch aber eigentlich lieber nach Südamerika oder Indien gewollt hätte: „das ist gar nichts, wenn ich dahin gehe“ (Josefine). Wie bereits früher angesprochen, werden diese Einwände aber im Laufe der Vorbereitung häufig entkräftet.

ii) Wahrgenommen werden als „Freiwillige_r“

Das Bild, das die Ehemaligen von ihrer eigenen Rolle vor Ort und ihrem Freiwilligendienst haben, lässt sich nicht losgelöst davon verstehen, wie die Freiwilligen selbst zum Objekt von Zuschreibungen durch die Menschen vor Ort gemacht werden und wie auf sie reagiert wird. Dabei fällt auf, dass die Freiwilligen, die ihren Einsatz in Deutschland gemacht haben, zwar auch mit Zuschreibungen konfrontiert werden, diese in den Interviews aber sehr selten zur

Sprache gebracht und unter Bezugnahme auf soziale Unterschiede gerahmt werden (➤ *Umgangsweisen mit überraschenden Erfahrungen*): z.B. der regelmäßig zu Besuch kommende, wandernde Straßenmusiker, der das Gemeinschaftsleben in Olafs Kommunität „aufmischt“.

Bei Einsätzen außerhalb Deutschlands finden sich die Freiwilligen viel stärker mit Fremdwahrnehmungen und Zuschreibungen konfrontiert, für die sie eine Reihe von Deutungen anbringen: ‚Auffallen‘ als Fremde_r, Geschlechterstereotype und über die Differenz von Herkunfts- und Einsatzland begründete kulturelle Unterschiede. Dabei stehen diese nicht isoliert nebeneinander, sondern sind häufig miteinander und mit weiteren Unterscheidungen verschränkt, insbesondere mit dem eigenen Alter (z.B. „alter, weißer Mann“, „Frau über dem Heiratsalter“).

Häufig machen die Freiwilligen die Erfahrung, dass man allgemein unter der Wohnbevölkerung vor Ort auffällt. In dem kleinen Ort, wo Stefanie ihren Einsatz absolviert, fühlt sie sich „unter ständiger Beobachtung“ durch ihre Umgebung, da sie überall sofort „eine der Freiwilligen“ bzw. „eine der Deutschen“ erkannt wird. In Leas Fall bedeutet das aber auch eine Art „Schutzschild“, weil sie sich als häufig eingeladener „Ehregast“ und dazu als Gast der vor Ort respektierten Jesuiten, als Frau allein und freier bewegen kann. Ähnlich macht Kozmas seinen Einsatz in einer Gegend, in der es keine touristische Infrastruktur gibt und er als einer der wenigen Weißen „wie eine heilige Kuh in Ruhe gelassen“ wird. Er erlebt diese Situation als angenehm, weil er sie in Relation zu seinen früheren Aufenthalten im Einsatzland setzt, während der er als überhaupt nicht fremder, sondern als ein Phänomen ‚vertrauter Tourist‘ bedrängt wurde, Dinge zu kaufen oder Geld zu spenden. Das Auffallen der Freiwilligen ist demnach ambivalent: Einerseits können der Umstand, dass man nicht allein bleiben kann und exponiert zu sein, anstrengend und belastend wirken, andererseits kann daran eine – auch kulturell codierte – Bevorzugung geknüpft sein, die Bewegungs- und Handlungsspielräume offenlässt, die andere nicht haben. So ist es Lea bspw. möglich, morgens allein joggen zu gehen, was für eine allein-stehende oder verheiratete Frau, die dauerhaft am Einsatzort lebt, nicht möglich wäre.

Weiterhin beschreiben sowohl männliche als auch weibliche Freiwillige, dass sie nicht nur als Freiwillige, sondern auch als Männer und Frauen angesprochen werden und daran eine Reihe von stereotypen Zuschreibungen geknüpft ist. Lea berichtet vom regelmäßigen Erstaunen der Menschen an ihrem Einsatzort darüber, dass sie allein und als „überfällige Frau“ (d.h. unverheiratete Frau in einem Alter, in dem vor Ort alle Frauen schon verheiratet wären) den Einsatz macht. Alexandra betont mehrfach, dass die männlichen Gäste in der Suppenküche ihr gegenüber verbal zudringlich verhalten haben; was sie allerdings mit Verweis darauf relativiert, dass dies das normale Verhalten von Männern vor Ort gegenüber Frauen und „jungen Mädchen“ sei, als welches sie sich auch selbst sieht. Helga macht ähnliche Erfahrungen, zeigt sich aber genervt und ärgerlich darüber, dass sie in einem „machistischen Land“ einem ihrem eigenen Selbstverständnis und Erleben fremden „Männer-Frauen-Bild“ ausgesetzt ist. Sie durchkreuzt die Erwartungen, die z.B. ein männlicher Mitbewohner an sie stellt, indem sie selbst die defekte Toilette repariert und nicht darauf wartet, bis einer der männlichen Mitbewohner oder ein Klempner das übernimmt. Frank Thal wird ähnlich wie Helga mit geschlechtsspezifischen Erwartungen konfrontiert, deren Durchkreuzen er sich sogar zum Ziel gesetzt hat: „Ich will jetzt da sein und will denen was zeigen, dass es vielleicht auch anders geht, dass ich als Mann Respekt und mit Würde eine Frau duschen kann“. Die Sonderstellung, die er so tatsächlich schafft, bleibt aber auf ihn beschränkt. Josefine, die von zwei Kollegen, „denen es um meinen Pass ging“, in ihrem Alter mit deren Heiratswünschen konfrontiert wird, wird mit zunehmender Beherrschung der Sprache schlagfertiger in ihren Antworten darauf: „kommt drauf an, wieviel du mir zahlst“. Damit entzieht sie sich den Zuschreibungen nicht, sondern kehrt diese um und gewinnt so Handlungsfähigkeit.

Letztlich werden die Freiwilligen, besonders, wenn sie unter Mehreren an demselben Einsatzort sind, auch als „Deutsche“ wahrgenommen und angesprochen. Besonders deutlich ist dies im Fall von Stefanie, wenn sie und andere deutsche Freiwillige als Gruppe eingeladen werden.

In der Konsequenz nehmen sich die Freiwilligen selbst als Gruppe wahr und sanktionieren Verhalten, das die Wahrnehmung der Gruppe von außen negativ beeinträchtigen würde, z.B. als ein_e Freiwillige_r sich weigert, die lokale Sprache besser zu lernen, um sich angemessen verständigen zu können. In Stefanies Fall sind positiv besetzte, insbesondere die Arbeit betreffende Attribute und Kompetenzen an „die Deutschen“ geknüpft, die mit dem Selbstbild der Freiwilligen konvergieren. Lea, Kozmas und Helga sind stärker mit Bildern von Deutschen konfrontiert, die ihrem Selbstverständnis gegenläufig sind: wenn Deutsche etwas Alkoholisches trinken wollen, dann muss ein ganzer Kühlschrank voller Bier da sein; Deutsche sind „Barbaren“, weil sie Konflikte direkt und offen ansprechen und keine Rücksicht auf Höflichkeit nehmen oder dem Gegenüber die Möglichkeit geben, sein Gesicht zu wahren.

Losgelöst von Zuschreibungen solcher Art treffen die Freiwilligen auch auf Menschen, die ihre Freude darüber zum Ausdruck bringen, dass sie einen Dienst in dem jeweiligen Land bzw. dem jeweiligen Ort machen. In Julias Erfahrung sind es schon die Menschen im Bus während der Einreise, für Alexandra die Kolleg_innen und die Kinder in der Einsatzstelle, die ihnen Wertschätzung allein aufgrund ihrer Anwesenheit entgegenbringen – auch ohne, dass explizit gemacht wird, warum man den Freiwilligendienst macht.

Die Wahrnehmung durch Andere verändert sich im Laufe des Einsatzzeitraumes teilweise erheblich in Abhängigkeit von der Sprachfähigkeit (➤ *Was bedeutet „sich einlassen“ für die Freiwilligen?*) und der personellen Situation an der Einsatzstelle. In Helgas Einsatzstelle wechselt der Vorgesetzte und anders als sein Vorgänger sieht er in ihr nicht nur „die Deutsche und Freiwillige“, sondern erkennt die Fähigkeiten, die sie aufgrund ihrer beruflichen Vorerfahrungen sowie ihres Studiums mitbringt und ist bestrebt, ihr die Möglichkeit zu geben, sie stärker in die Arbeit einbringen zu können. Ähnlich ergeht es Frank Thal, dem nach Wechsel der dafür zuständigen Ordensschwester erlaubt wird, pflegerische Tätigkeiten an Patientinnen zu verrichten, und dessen Können durch die neue Verantwortliche gegenüber den auszubildenden Krankenpflegerinnen nun positiv hervorgehoben wird. Yvonne musste ihre Einsatzstelle wechseln, die Erfahrungen der ersten reichen aber dazu, dass ihre späteren Kolleg_innen beeindruckt sind von der Art, wie selbstsicher sie sich im Arbeitsfeld der Einsatzstelle bewegen kann. Hinsichtlich ihrer Rolle als Gast verändert sich für Alexandra, dass sie später in ihrem Einsatz auf „auf Rumänisch als Rumänin in der Gruppe“ von Freiwilligen, in der sie unterwegs ist, angesprochen wird. Sie versteht es so, dass sie gar nicht mehr als Freiwillige auffällt, sondern tatsächlich mit den Menschen vor Ort lebt.

iii) Wie wird das eigene Wirken erlebt?

In der Befragung haben wir den Ehemaligen eine Reihe von Aussagen über ihr Wirken am Einsatzort vorgelegt und gefragt, inwiefern sie diesen bezogen auf den eigenen Dienst zustimmen (Frage WF13; Abb. 12).

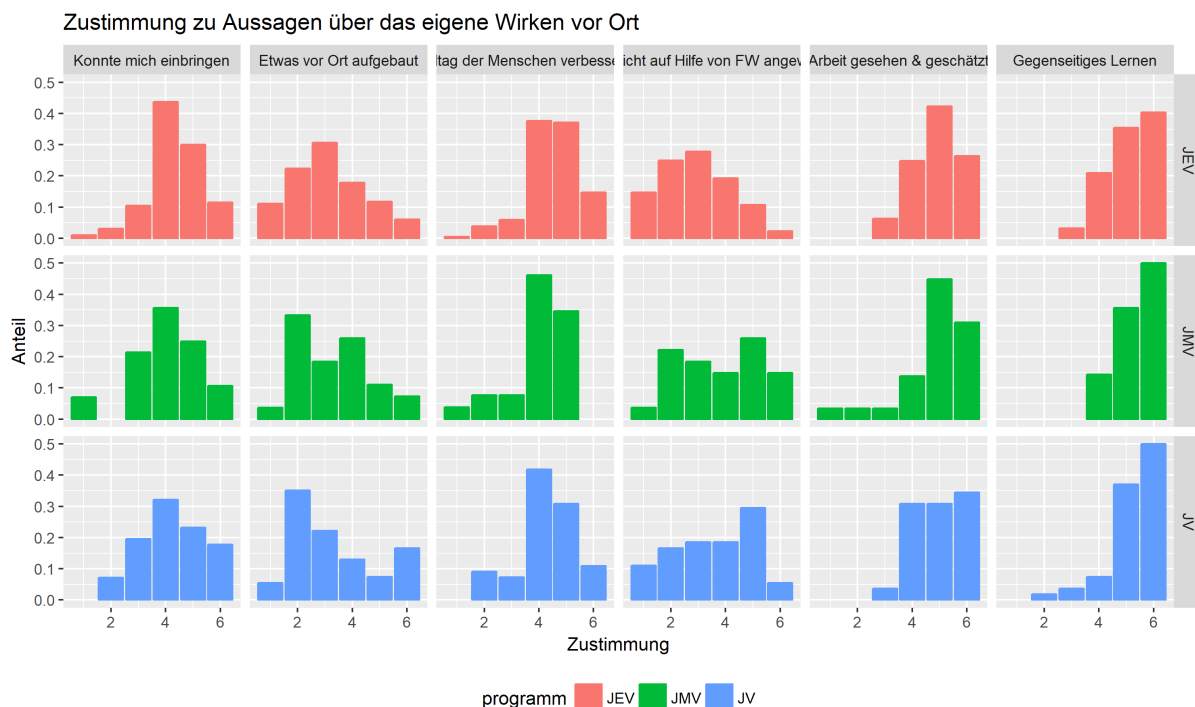


Abb. 12: Wahrnehmung der eigenen Wirkmächtigkeit, getrennt nach Programmen

Insgesamt zeigt sich über die unterschiedlichen Programme hinweg ein relativ konsistentes Bild, das nur hinsichtlich des vierten Items nennenswert divergiert. Insgesamt stimmt jeweils mehr als die Hälfte der Ehemaligen der Aussage zu, dass sie sich mit ihren Fähigkeiten und ihrem Wissen gut vor Ort einbringen konnten. Dieses Ergebnis ist etwas überraschend, weil eine weitere Frage in der Umfrage zeigt, dass die Einsatzstelle (im Vergleich zum Programm und zum Einsatz insgesamt) der Aspekt ist, mit dem die Ehemaligen am wenigsten zufrieden waren. In der zweiten Gruppendiskussion haben bspw. drei von acht Teilnehmenden der Einsatzstelle wegen den Dienst früher als geplant beendet bzw. an einem anderen Ort fortgesetzt. Florian berichtet, dass er kaum Möglichkeiten hatte, sich generell als Freiwilliger an seiner Einsatzstelle einzubringen und – da es sich um eine Schule handelt – auch kaum ‚Platz‘ für einen Freiwilligen war.

Der Aussage, dass sie vor Ort etwas aufgebaut hätten, z.B. ein Projekt das über die eigene Einsatzdauer hinaus Bestand hat, stimmt jeweils ungefähr die Hälfte der Teilnehmenden eher nicht bzw. nicht zu. Zwei kleine Auffälligkeiten gibt es dennoch: ca. 25% der JMV-Ehemaligen stimmen dieser Aussage eher zu und ca. 17 % der JV-Ehemaligen stimmen der Aussage voll und ganz zu. Diese Tendenz könnte Ergebnis dessen sein, dass in JMV und JV das Aufbauen eines eigenen Projekts überhaupt, wenn auch neben anderen, als ein Anspruch an das eigene Wirken vor Ort vorkommt, wenn auch nur als etwas, das nicht erreicht werden konnte (z.B. beginnt Helga die Erzählung dessen, was sie vor Ort geleistet hat, damit, dass sie eben kein eigenes Projekt hatte).

Sehr ähnlich zwischen den Programmen ist die Zustimmung zu der Aussage, dass man mit dem Dienst den Alltag der Menschen vor Ort verbessern konnte: hier antworten jeweils mehr als 80% der Freiwilligen mindestens mit „stimme eher zu“. Dieses Ergebnis ist insofern für uns überraschend, da insbesondere in der Erzählung von JEV-Ehemaligen der Einsatz vorrangig als ein Dienst für sich selbst gerahmt wird und häufig Zweifel an der Sinnhaftigkeit der eigenen Tätigkeit, aber auch der Tätigkeit der Einsatzstelle insgesamt geäußert werden; z.B. sieht Catherine es so, dass durch die Arbeit der Bahnmissionsmission ein „bisschen ein Pflaster auf Probleme“ gemacht wird, die Probleme selbst aber unbearbeitet bleiben oder – wie Markus aus seiner beruflichen Tätigkeit bewertet – auch gar nicht „an der Tür“ der Einsatzstelle bearbeitet

werden können. Diese Skepsis gegenüber „Helfen“ bedeutet aber keine Resignation gegenüber sozialer Arbeit, sondern motiviert eher, sich auf professionelle Weise damit auseinanderzusetzen (➤ *Beruf, Studium und Arbeit*). Einzelne Freiwillige beschreiben, dass es ihnen möglich war, durch den Aufenthalt vor Ort konkrete Bedarfe zu identifizieren, über den Kontakt nach Hause Spendengelder zu sammeln und dann diese Mittel für die Finanzierung von Hilfe (z.B. ein neu gedecktes Dach) einzusetzen. Teilweise werden solche Beziehungen dann über den Dienst hinaus aufrechterhalten (z.B. finanziert Leas Familie zwei jungen Frauen ein Studium).

Die Reaktionen auf die vierte Aussage, dass die Menschen vor Ort nicht auf die Hilfe der Freiwilligen angewiesen seien, fallen unterschiedlich aus: JEV-Ehemalige stimmen ihr tendenziell nicht zu, unter JMV-Ehemaligen und JV-Ehemaligen lässt sich kein Muster erkennen, wobei ein kleines Ungleichgewicht im Bereich der oberen Zustimmungswerte besteht (etwas mehr als ein Drittel stimmt zu bzw. voll und ganz zu). Die Aussage wurde in der Verneinung formuliert, weil sie in dieser Form der Haltung gegenüber dem Einsatzland entspricht, wie sie in JMV und JV formuliert wird: E geht nicht darum, dass die Freiwilligen an die Einsatzorte gehen, um den Menschen vor Ort zu zeigen, ‚wie man es richtig macht‘, weil nicht davon ausgegangen wird, dass man es selbst besser weiß. In den Dokumenten, die uns zu JEV vorliegen, wird diese Haltung weniger stark pointiert zum Ausdruck gebracht. Außerdem fällt durch die zahlenmäßig häufigeren Einsätze in Deutschland die Rahmung als interkulturelle Erfahrung weg und „Hilfe“ wird weniger stark mit „es besser wissen“ verknüpft.

Die beiden letzten Aussagen über die Wahrnehmung und Wertschätzung der eigenen Arbeit sowie das gegenseitige Lernen zwischen einem selbst und den Menschen vor Ort erfahren jeweils starke Zustimmung über alle Programme hinweg.

Zusammengenommen und ergänzt um die Erzählungen aus den Interviews ergeben die Zustimmungsmuster zu den Aussagen näherungsweise das Bild, dass selbst bewirkte Veränderungen, wo sie möglich sind, im Kleinen und häufig auf den zwischenmenschlichen Kontakt bezogen erlebt werden. Ein wichtiges Moment ist dabei das Aufzeigen und Erfahren von anderen Perspektiven (➤ *‘Überraschende Erfahrungen‘ während des Einsatz*). Nadine erlebt, dass sie „Teil des Teams“ der Einsatzstelle wird und dadurch für die Klient_innen der Einsatzstelle eine Hilfe sein konnte. In mehreren Interviews geht es darum, dass die eigene Anwesenheit vor Ort neben der Erweiterung des eigenen Horizonts auch eine Perspektivenerweiterung für die dort Lebenden sein kann. Am prägnantesten bringt es Helga zum Ausdruck:

„Ich habe mich oft dort gefragt, und da haben Micaela und ich unglaublich oft drüber diskutiert, wie sinnvoll das ist, was wir gerade hier tun. ‚Wir sind mitten in der Großstadt. Eigentlich gibt es hier alles, was machen wir hier eigentlich?‘ Und natürlich hatte das auch damit zu tun, dass andere Freiwillige- Ich habe die Blogs von anderen mitgelesen, mit denen ich damals in der Vorbereitung war, die zeitgleich mit mir irgendwoanders in einem Projekt waren. Und die waren irgendwo in Afrika. Und ich habe das natürlich mit meiner Situation verglichen und dacht mir ‚Ha! Ich bin in der Großstadt, ich habe eigentlich einen verhältnismäßig großen Luxus. Was tue ich hier?‘. Und dann haben Micaela und ich aber immer wieder festgestellt, hier gibt es trotzdem eine Armut. Und die ist aber anders, die stellt sich anders dar, die ist auch vielleicht weniger sichtbar, als wenn ich in einem Waisenhaus in Afrika, in einer Kleinstadt oder in einem Dorf arbeiten würde. [...] Es ist auch von Vorteil, dass wir da sind [...] Das ist das, was ich für mich oder wie ich es für mich gerechtfertigt habe, könnte man vielleicht auch sagen, denen Zeit geschenkt habe und denen auf dem Globus gezeigt habe, so sieht es, so kann es auch auf der anderen Seite der Welt aussehen.“

Veränderungen, die die Arbeit der Einsatzstelle oder ein Projekt betreffen, werden nur selten erzählt. Kozmas berichtet, dass er in seinem ersten Einsatz für die Studierenden neue Unterrichtsmethoden angewandt und aktualisiertes Unterrichtsmaterial bereitgestellt hat. In seinem

zweiten Einsatz hat er auch eine_n lokale_n Nachfolger_in für das Projekt, an dem er beschäftigt war, ausgebildet, um die Kontinuität seiner Arbeit zu gewährleisten. Auch Frank Thal schildert, dass er immer wieder Ideen für die Arbeitsweise der Einsatzstelle geäußert hat, die aufgenommen werden.

iv) Begrenzte Wirkmächtigkeit

Wie in der Diskussion der Motivationen für und Erwartungen an den Dienst dargestellt (➤ *Motivation, Erwartungen und Wirkungsansprüche der Freiwilligen*), werden die Möglichkeiten, am Einsatzort langfristig strukturelle Veränderungen zu bewirken, eher skeptisch und nicht als Kernanliegen des Dienstes gesehen. Bis auf die (nicht mehr) berufstätigen Freiwilligen wird in den Interviews nicht davon erzählt, dass man auf die Arbeit der Einsatzstelle hat Einfluss nehmen können. Das eigene Tätig-Sein als Freiwillige_r wird vermutlich am besten durch Helgas pragmatische Haltung „machen, was gebraucht wird“ umschrieben.

An zwei Stellen reflektiert Stefanie über die strukturellen Voraussetzungen dafür, dass die Tätigkeit der Einsatzstelle und damit der Freiwilligen überhaupt Wirkung entfalten kann. Sie sieht einen Vorteil darin, dass ihre Einsatzstelle als mit der katholischen Kirche verbunden gesehen wird, da diese vor Ort eine wichtige und respektierte Institution ist, der man vertraut, was die Legitimität der Arbeit der Einsatzstelle erhöhe.

Zugleich werden an diese Einsatzstellen häufig über mehrere Jahrgänge hinweg Freiwillige entsandt. Daher komme es einerseits zu einer gewissen Gewöhnung an deren Präsenz und andererseits sei der ‚Austausch‘ zwischen dem Herkunftsland der Freiwilligen und dem Einsatzland damit streng genommen nur ein Austausch zwischen zwei Punkten. Stefanie ist der Ansicht, dass sich in dieser Konstellation eine mögliche transformative Wirkung nur in einem lokal eng umgrenzten Raum entfalten könnte und nicht auf andere Gebiete ausstrahlen würde.

Auf der individuellen Ebene ist das Mit-Tun als Freiwillige_r nicht voraussetzungslos, sondern macht es unter Umständen erforderlich, die eigenen Fragen und Kritik (und im Falle der Berufstätigen auch etwaigen Professionsstolz) hintan zu stellen. Dabei können schon Nachfragen nach dem Wie und Warum von Abläufen starke Irritationen hervorrufen. Yvonne erzählt in der zweiten Gruppendiskussion, dass sie nach ihren Fragen ohne ein erklärendes Gespräch auf Anweisung der Leitung von der Einsatzstelle weggeschickt und binnen Tagesfrist buchstäblich hinausgeworfen wurde.

Hinsichtlich des Anspruchs, eine Veränderung zu bewirken, weist Heinz darauf hin, dass es ihm und den anderen Freiwilligen an seinem Einsatzort ausdrücklich vom Träger der Einsatzstelle untersagt wurde, eigene Strukturen aufzubauen. Die entstehende Frustration über Abläufe und Arbeitsweisen in der Einsatzstelle blieb nur dadurch unproblematisch, dass die Betreuung durch den Kommunitätsbegleiter sehr gut und der Austausch über das täglich Erlebte so gewährleistet war.

Zweifel an der Sinnhaftigkeit der eigenen Tätigkeit wurden immer wieder im Rahmen der Interviews und den Freifeldern der Online-Umfrage geäußert. So schildert Alexandra, dass die Konfrontation mit den Erfahrungen der Kinder bei ihr die Realisierung einer „Ohnmächtigkeit, nichts verändern zu können und so nur da sein zu können“ ausgelöst hat. Sie fährt fort, dass „die Kinder da halt nie rauskommen werden“, woraus sie im weiteren Verlauf „Dankbarkeit“ für die eigene Lebenssituation und das Bestreben, Vorteile der eigenen Privilegien zu teilen sowie den Imperativ, dass man „einfach gar keine Gewalt ausüben sollte“ ableitet. An solchen Beispielen wird aus unserer Sicht deutlich, dass die frustrierende oder enttäuschende Erfahrung

der Begrenztheit des eigenen Wirkens nicht in Resignation mündet, sondern in die Notwendigkeit, sich weiterhin zu engagieren, übersetzt wird, wobei dieses Engagement unterschiedliche Formen annehmen kann (> *Engagement im persönlichen Nahbereich*).

Gelegentlich wird über die Ursachen des Ausbleibens von Veränderung am Einsatzort reflektiert. Neben als dysfunktional begriffenen politischen Strukturen (“faule Regierung”, Korruption) werden dabei häufig “Mentalitätsunterschiede” (Kozmas, Lea) bemüht, bspw. in Form durch die Zuschreibung einer “Antriebsschwäche” (Stefanie). Teilweise kehren die Freiwilligen an ihren ehemaligen Einsatzort zurück, z.B. im Rahmen eines Auslandsstudiums oder einer touristischen Reise in das Land. Stefanie wirft in diesem Zusammenhang auf, dass ein erneuter Besuch nach mehreren Jahren einen starken Kontrast aufwirft: Man selbst hat sich weiterentwickelt, aber vor Ort ist noch alles genauso wie es zum Ende des Einsatzes hinterlassen wurde. Diese Ungleichzeitigkeit verstärkt den Eindruck, dass “sich nichts ändert”.

e) Erfahrungen in der Zeit nach dem Dienst

i) Abreise vom Einsatzort

Einige Freiwillige erzählen in den Interviews von einer Verlängerung ihres Einsatzes, welche gelegentlich gemeinsam mit anderen Freiwilligen im Rahmen einer wechselseitigen Bestärkung erfolgt; manchmal sind es auch spezifische Ereignisse vor Ort, wie ein Geburtstag, die man nicht verpassen will oder bestimmte Menschen, die man vor der Ausreise noch einmal treffen möchte. Die Verlängerung reicht von einem Monat über mehrere Monate bis hin zur Verdopplung der Einsatzdauer von einem auf zwei Jahre. Gelegentlich wird der Einsatz auch vorzeitig abgebrochen, was nicht zwingend an einem schlechten Befinden der Freiwilligen liegt, sondern etwa auch an den fehlenden Aufgaben vor Ort aufgrund von Schulferien oder anderweitigen Verpflichtungen zu Hause. Vor der Ausreise machen einige Freiwillige noch einen Urlaub im Einsatzland und legen insbesondere Wert auf die Verabschiedung von den ‚Menschen vor Ort‘, welche zum Teil mit Feierlichkeiten verbunden wird. Einigen Freiwilligen fällt die Abreise aus dem Einsatzland schwer; manche berichten, bereits zu diesem Zeitpunkt gewusst zu haben, dass sie nochmal an den Einsatzort zurückkehren werden. Gelegentlich wird der Abschluss des Einsatzes recht plötzlich bewusst, was mit der Erkenntnis einhergeht, wie wohl man sich im Einsatzland gefühlt hat oder mit dem Bewusstwerden darüber, dass man die Landessprache mittlerweile fließend spricht. Als sehr gut beschreiben die Freiwilligen die Eigenheit des jesuitischen Programms, dass es zeitliche Überschneidungen der Einsätze von Freiwilligen gibt; wobei man am Anfang ihres Einsatzes selbst betreut wurde und vor der Abreise die nachfolgenden Freiwilligen einführen kann. Davon profitieren auch die Abreisenden selbst, da sie sehen, dass es „vor Ort weitergeht“. Neben Informationen zur Struktur vor Ort tauschen die Freiwilligen auch Tipps zu „tollen Plätzen“ aus und erleben teilweise eine „Weitergabe“ von Beziehungen, indem gewonnene Freund_innen an die zukünftigen Freiwilligen weitervermittelt werden.

Von Freiwilligen, die ihren Einsatz in Deutschland absolviert haben, wird der Abschied vom Einsatzort in den Interviews nicht zur Sprache gebracht. Eine Teilnehmerin der Gruppendiskussion weist den Begriff des „Zurückkommens“ für sich deutlich zurück, mit der Begründung, dass sie nicht im Ausland gewesen sei und konstatiert: „Das Jahr war fertig und es ging was Neues los“. Diese Beschreibung deckt sich mit den Erzählungen der übrigen Freiwilligen, die in Deutschland waren.

ii) Ankunft im ‚Heimatland‘

Die Umfrage hat gezeigt, dass 50% der Freiwilligen unmittelbar oder innerhalb von einem Monat nach Rückkehr eine neue Tätigkeit (z.B. Studium, Berufseinstieg, Ruhestand) aufnehmen oder ihre vorherige fortsetzen; bei 85% der Freiwilligen ist das innerhalb von drei Monaten der Fall. Ein nennenswerter Unterschied nach Programm und Alter ist dabei nicht zu erkennen. Die Aussage, dass nach dem Dienst „was Neues losgeht“, trifft demnach für einen großen Teil der Freiwilligen innerhalb kurzer Zeit zu. Die Wohnsituation ändert sich bei vielen nach ihrer Rückkehr. So kehren etwa 60% der Freiwilligen nicht an ihren vorherigen Wohnort zurück. Bei den verbleibenden 40% ist dies der Fall. Bezogen auf den Wohnortswechsel lässt sich ein Zusammenhang mit dem Alter der Ehemaligen feststellen,¹⁹ der vermutlich darauf zurückzuführen ist, dass die meisten der 18-21jährigen nach ihrem Einsatz ein Studium aufnehmen, was sehr häufig mit einem Wechsel der Wohnsituation verbunden ist oder sie unabhängig davon nach ihrem Einsatz nicht mehr in ihr Elternhaus zurückkehren, sondern einen eigenständigen Haushalt führen. Von den über 50jährigen, die an einem Freiwilligeneinsatz teilnehmen, kehren alle an ihren vorherigen Wohnort zurück, unter anderem weil sie dort mit ihrer Familie leben oder ihre Tätigkeit für den Einsatz nur zeitweilig unterbrochen haben und nun weiterführen.

Oft liegen unmittelbar nach dem Einsatz konkrete Pläne hinsichtlich Wohnsituation, Arbeit oder Studium vor, weswegen in dieser Hinsicht selten Unsicherheiten bestehen. Dies ist auch auf die starke Orientierungsfunktion des Freiwilligendienstes zurückzuführen (> *Langfristige Prägung*). Eine Gesprächspartnerin erwartet diesen neuen Abschnitt freudig, eine weitere berichtet von „Freizeitstress“, da sie viele Menschen wieder trifft und mehrere Freiwillige berichten vom Organisationsaufwand im Rahmen des Studienbeginns. Bei einigen Freiwilligen zeigt sich eine ‚Fortsetzung ohne Übergang‘, da sie nach dem Freiwilligendienst direkt ihr Studium bzw. ihre Ausbildung beginnen (wofür einige sich schon während der Zeit im Einsatz beworben haben). Ein Interviewpartner beklagt die daraus resultierende Beschränkung der zeitlichen Ressourcen für eine tiefergehende Reflexion des Einsatzes. Das Fehlen einer geeigneten Übergangsphase und dass es „gleich weiter“ ging, wird von einigen der betroffenen Personen als eher stressig beschrieben. Oft stehen dabei auch viele organisatorische Schritte gleichzeitig an, etwa was die Wohn- und Arbeitssituation betrifft.

iii) Ungewohnte Gegebenheiten ‚zu Hause‘

Viele Freiwillige beschreiben, wie das Zurückkommen ‚nach Hause‘ mit Gefühlen des Ungewohnt-Seins verbunden ist. Manchmal wird festgestellt, dass sich durch den Dienst angewohnte Eigenarten, etwa ein starkes Suchen nach Nähe und Kontakt, im eigenen Umfeld nicht in dieser Intensität aufrechterhalten lassen. Das Gefühl, „fehl am Platz“ zu sein, wird häufig beschrieben in einer Abgrenzung zu Menschen, die keinen Freiwilligendienst absolviert haben, etwa den anderen Erstsemesterstudierenden, die im Gegensatz zu einem selbst in der Einführungswoche fleißig mitschreiben, während man selbst nicht mal einen Stift dabei und stattdessen eine andere Form von „Gelassenheit“ hat. Angesprochene Veränderungen neben der Wohnsituation und der Tätigkeit im Allgemeinen betreffen etwa den Wechsel von einer strukturierten Woche im Einsatz zu der starken Notwendigkeit von Selbststrukturierung; den Wechsel „aus der Eigenständigkeit in die Familie“ (zurück zu den Eltern); von der Stadt auf das Land; von einer sehr praxisorientierten Arbeit zur abstrakten Theoriearbeit im Studium. „Und das war dann auf einmal wieder dieses Ganze ‚Jetzt muss ich wieder so reinpassen‘ und jetzt

¹⁹ Zwei Drittel der 18-21jährigen kehren nicht an ihren vorherigen Wohnort zurück. Bei den 22-29jährigen sind es ca. 54%, die nicht an ihren Wohnort zurückkehren. In der Gruppe der 30-50jährigen kehren 75% nicht an ihren Wohnort zurück. In der Gruppe 50+ kehren alle an ihren vorherigen Wohnort zurück.

muss wieder alles gedeckelt sein und alles so gut und schön.“ (Josefine) Josefine beschreibt diese Übergangsphase auch als „Schweben in der Luft“, was Alexandra mit dem Fehlen eines „festen Standpunkts“ verbindet. Heinz meint, dass die anderen Menschen ihn „komisch“ gefunden hätten, während ihm andere ebenso „komisch“ erschienen. Ein gewisses Gefühl der Befremdung und Ungewohntheit liegt in der Wahrnehmung der Freiwilligen folglich teilweise auch beim Umfeld vor.

iv) Rückmeldungen aus dem Umfeld

In den Interviews haben sich die Rückmeldungen aus dem persönlichen Umfeld als ein sehr wichtiges Thema für die Freiwilligen herausgestellt. Manchmal wurde eine Veränderung der Freiwilligen von ihrer Familie und ihren Freund_innen bemerkt und kommentiert, was mit unterschiedlichen Gefühlen auf Seiten der Freiwilligen einhergeht:

„Ich glaub schon, dass es mich ziemlich verändert hat. Ja, das fand ich auch sehr interessant, als ich dann zurückkam, hatten zwei oder drei Freunde von mir gesagt ‚Man Josi, was ist los mit dir? Wo ist denn unsre alte Josi hin?‘ Also erstens war es schön, weil ich gemerkt habe ‚okay, krass, ich habe mich verändert und das kommt bei anderen auch an‘ und gleichzeitig war es für mich so ‚was ist das für eine dumme Frage eigentlich?‘. Also denken sie ich gehe ein Jahr weg und komm komplett gleich zurück?“ (Josefine)

Alexandra bedauert es dahingegen, dass ihr Umfeld keinerlei Veränderung zu bemerken scheint: „Also teilweise haben die Leute zu mir gesagt, ‚Ja, du hast dich gar nicht verändert‘ und da war ich so ‚Okay, ich finde das schon schade, dass ihr meint, ich habe mich nicht verändert‘. Weil ich schon das Gefühl hatte, dass ich mich verändert hatte.“

Eine Schwierigkeit nach dem Zurückkommen, die sehr häufig benannt wird, ist das erlebte Desinteresse des Umfelds an Erzählungen über den Einsatz und Erlebnisse, die man gerne teilen würde, welche für die Freiwilligen (noch) sehr frisch, emotional und von großer Bedeutung sind, wie etwa für Josefine: „Leute! Hallo! Es ist sowas Großes passiert‘ und dann kommst du halt hin und es interessiert irgendwie niemanden.“ Josefine erzählt weiter, sich im Alltag immer wieder an spezifische Situationen während des Einsatzes zu erinnern, wollte aber „nicht so eine nervige Person sein, die das halt die ganze Zeit erzählt.“ Das Bedürfnis, die eigenen Eindrücke zu teilen, zeigt sich auch bei ihrer Organisation einer Feier, zu der sie Freunde einlädt, Fotos aus dem Einsatz zeigt und landestypisches Essen kocht. Dabei war sie „dann so ernüchtert, weil die einzige Frage, die kam war ‚Und, wie war’s?‘“

v) Schwierigkeiten nach der Rückkehr

Trotz der guten Betreuung, Vorbereitung und intensiver (Selbst-)Reflexion berichten viele Freiwillige von Schwierigkeiten nach der Rückkehr. So war etwa auch ein Kritikpunkt an dem Aufbau der Online-Umfrage, dass diese zu wenig Aufmerksamkeit auf diese herausfordernde Zeit gerichtet hat. Hinsichtlich der Jesuitenmission wurde teilweise der Wunsch geäußert, die Betreuung nach der Rückkehr zu verstärken bzw. anzupassen (➤ *Intensivierung der Betreuung nach der Rückkehr*).

Manche der Freiwilligen berichten von Wut nach der Einsatzzeit; Julia nimmt sich selbst als „auf Krawall gebürstet“ wahr. Gelegentlich ist dabei auch explizit von einem Kulturschock die Rede. „Und ich war aber unglaublich wütend auf alles und ich war völlig also ich hatte so einen richtig heftigen Kulturschock. Also so dieses zurück, was sehr Viele haben und es hat ungefähr ein halbes Jahr gedauert bis ich da rauskam.“ (Julia) Ebenso erging es Alexandra: „Also es war so ein Kulturschock wirklich wie man das in den Büchern findet. Also ganz klassisch.“ Simon hingegen betont explizit, keinen Kulturschock gehabt zu haben: „So jetzt klassischer

Kulturschock oder sowas beim Zurückkommen hatte ich eigentlich nicht wirklich, also mir ging es auch nicht schlecht oder so.“

Wenn das erlebte Desinteresse aus dem Umfeld und das Fernweh nach dem Einsatzland zusammenkommen, entstehen mitunter Gefühle der Verwirrung, Einsamkeit und Traurigkeit. So berichtet Josefine von der Zeit unmittelbar nach ihrer Ankunft in Deutschland: „Und das war für mich so komisch, weil ich kam zurück und die ersten zwei Tage war ich nur bei meinen Eltern und keinen hat es interessiert, dass ich wieder da war, so gefühlt. Ich war so ‚Hä? Ich bin wieder da?‘, voll geheult, dass ich aus dem Einsatzland weg bin.“ Dieses erleben geht für sie mit einem Gefühl des ‚fehl-am-Platz-seins‘ einher: „So dieses wieder Zurückkommen und sich zu denken ‚Ich bin hier falsch‘, in Deutschland, das hat mich überrascht.“ Dass ihre Freunde wenig Zeit für sie haben, führt sie auch auf deren Arbeitsverpflichtungen zurück:

„Und dachte mir so ‚Ja, okay, dann gehe ich halt zurück nach Deutschland‘ und denke mir so ‚Die werden sich schon freuen‘ und niemand ist da. So ungefähr. Weil dann halt Urlaub, haben halt, also fast alle von meinen Freunden haben halt studiert dann, das heißt, die haben für ihre Prüfungen gelernt, weil sie halt Lernen mussten.“ (Josefine)

Julia betont darüber hinaus ein Gefühl der Sinnlosigkeit: „Ich hatte immer wieder so dieses Gefühl von ‚ich bin unverstanden, ich fühle mich allein, ich bin verstört, es ist alles sinnlos im Vergleich zu dem, was eigentlich passiert in der Welt.““

Das Gefühl des Alleinseins verstärkt sich zum Teil, wenn der Wohnort gewechselt wird oder der alte Freundeskreis nicht aufrechterhalten wurde bzw. werden konnte. So beschreibt Carolin, für den Einsatz erst ihre Freunde in Deutschland aufgegeben zu haben und dass sie, nachdem sie neue Freunde im Einsatzland gefunden hat, diese wieder aufgeben musste und empfindet es als Schwierigkeit „wieder neu anzufangen“ und „neue Leute“ kennenzulernen. Manchmal steht auch das Gefühl der Desorientierung im Vordergrund: „Und dann kam ich halt zurück und ich wusste halt nicht so genau, was ich anfangen soll, mit mir.“ (Josefine)

Markus berichtet von einer Leerstelle durch das Wegbrechen des intensiven Austauschs und der gemeinsamen Reflexion in der Kommunität ("Wie packe ich es an? Was begegnet mir? Wie geh ich mit dem um, was mir da begegnet oder wie mir diese Menschen begegnen?").

In Einzelfällen erleben Freiwillige nach dem Dienst (starke) psychische und physische Belastungen. Für eine Gesprächspartnerin sind die Schwierigkeiten nach dem Einsatz so stark, dass sie diese Zeit als „Katastrophe“ betitelt. Auch in der Umfrage finden sich entsprechende Anmerkungen: „Für mich war der Knackpunkt das Zurückkommen nach dem Freiwilligendienst wieder nach Deutschland. Ich habe den Übergang schwer bewältigt. Ich entwickelte eine Angststörung und hatte lange damit zu kämpfen.“ Solche starken Negativerfahrungen sind unter den Forschungsteilnehmenden jedoch eher die Ausnahme.

vi) Verarbeiten der Erfahrungen

Im Kontakt mit der Jesuitenmission werden die programmspezifische Nachbereitung im Rahmen der Seminare, individuelle Nachbesprechungen mit spezifischen Mitarbeitenden sowie (eigeninitiative) Berichterstattung hinsichtlich der Einsatzstelle als hilfreich erlebt. Manchen Freiwilligen waren die Seminare zu früh nach der Ankunft im ‚Heimatland‘. In der Gruppendiskussion wird der Wunsch geäußert, ein Seminar direkt nach der Ankunft zu organisieren und ein weiteres einige Monate später, welche beide auf die Erfahrungen seit der Rückkehr fokussieren. In der Umfrage bemerkt dazu ein Freiwilliger nach dem Einsatz „erstmal Abstand“ zu Jesuiten und dem Freiwilligenprogramm gebraucht zu haben, um „eigenständig weiterzukommen“. Manchmal wirkt es für die Freiwilligen auch erleichternd, wenn die Verpflichtungen, die mit dem Programm einhergehen, wegfallen. So war etwa Catherine froh, dass

„diese Enge oder dieses Eingegrenztwerden durch das Programm dann einmal zu Ende war. Dass es jetzt nicht mehr notwendig war, an irgendwelchen Seminaren dann teilzunehmen oder etwas zu erledigen oder auch in gewisser Weise auch diese Enge von der Kommunität dann zu haben, dass man verpflichtet wurde.“

Am Nachbereitungsseminar wird das „Wiedersehen der Leute“, die man aus der Vorbereitungszeit und dem Einsatz kennt, als sehr positiv beschrieben. Bereichernd ist auch die Möglichkeit, Vergleiche ziehen zu können, „um zu sehen auch was ist bei andern irgendwie gut gelaufen, was ist bei anderen schlecht gelaufen“ (Stefanie). Das Feststellen von Gemeinsamkeiten und das Erleben wechselseitigen Verständnisses ist sehr wichtig für die Verarbeitung der Erfahrungen, gerade wenn man sich vom persönlichen Umfeld nicht verstanden fühlt:

„Ja, es war dann ganz gut, da drüber so zu reden mit den andern Freiwilligen und festzustellen, dass wir ja da uns gegenseitig erzählen konnten, was wir erlebt hatten und auch Verständnis hatten dafür, während halt so die ganze, ja Familie und Freunde, das nicht verstanden haben.“ (Alexandra)

„Und dann halt so WG suchen. War halt schon wieder was Neues, aber halt irgendwie auch so ein bisschen nicht greifbar, dann wieder halt so zurück, so studieren. Genau und da hab ich voll gemerkt, wie extrem wichtig es für mich war, dieses Rückkehrer-Seminar zu haben und von allen andren zu hören, dass es denen fast allen ganz genau so ging ganz egal, wo sie waren irgendwie.“ (Josefine)

Die Bedeutung der ‚Gemeinschaft der Freiwilligen‘ zeigt sich im weiteren Verlauf durch das Fortbestehen von Kontakten auf unterschiedlichen Ebenen (➤ *Verbindung zum Einsatzland und den Menschen vor Ort*, ➤ *In Verbindung mit dem Programm, anderen Ehemaligen und Jesuiten bleiben*).

Als positives Element der Nachbereitung wird außerdem beschrieben, Möglichkeiten kennenzulernen, wie man mit dem Einsatzland in Verbindung bleiben und sich weiterhin engagieren kann.

„So das Gefühl, dass jetzt nach dem Auslandsjahr ‚Okay, ich kann immer noch mehr machen‘, also ich kann noch da irgendwie was mitverändern. So, weil jetzt habe ich das Auslandsjahr gemacht und was jetzt? Was soll ich denn jetzt machen? Was soll ich denn damit wohin mit dem ganzen Wissen, dass ich gerne teilen würde.“ (Alexandra)

Hier zeigt sich eine der starken Herausforderungen, denen sich Freiwillige nach ihrem Einsatz gegenübersehen, und zwar die Gleichzeitigkeit, wieder zu Hause anzukommen und weiter mit dem Einsatzort/-land in Verbindung zu bleiben. Als hilfreich beschreibt eine Freiwillige etwa das Aufrechterhalten des Kontakts zu ihrem „Mentor“ im Einsatzland, was es ihr ermöglicht, Entwicklungen vor Ort weiterzuverfolgen und zu hören, wie es den Menschen vor Ort geht.

Manchen Freiwilligen hilft es nach der Rückkehr, die kleinen Vorteile zu genießen und sich den Komfort in Deutschland bewusst zu machen, was bereits z.B. Vollkornsemmeln statt Toastbrot sein können. Gerade die beiden Freiwilligen im Rentenalter beschreiben ihren Umgang mit den Erfahrungen in dieser Hinsicht als eher pragmatisch und rational:

„Jetzt vom Praktikablen. Ich habe halt ein sauberes Bett. Gut, das habe ich im Einsatzland auch gehabt. Ich habe aber halt ein gefliestes Bad. Ich habe eine Waschmaschine. Ich habe meine Wäsche selber gewaschen bis auf die Hemden, die dann gebügelt werden mussten, das habe ich aber nur zwei dabeigehabt. Also ich habe das sehr über die Ratio gemacht, das merk ich.“ (Frank Thal)

Dieser pragmatische Umgang ist auch damit verbunden, sich die gezielte zeitliche Begrenztheit des Einsatzes auch nachträglich immer wieder vor Augen zu führen: „Jetzt bin ich im Einsatzland und jetzt leb ich da‘ und ‚jetzt bin ich wieder zuhause und jetzt ist anders.““ (Frank

Thal) Im Hinblick auf die Gestaltung des Ruhestands wird der Freiwilligendienst als eine Episode in einer Sequenz von Formen des Engagements gesehen: „Ja und dann lebt man halt hier weiter und sucht sich wieder was.“ (Agathe)

Dahingegen wird neben der Selbstreflexion und dem „immer wieder darüber nachdenken“ auch die Bedeutung dessen beschrieben, die eigenen Gefühle auch mal „laufen zu lassen“, insbesondere in Bezug auf Schwieriges und Schmerzhaftes. „Naja gut ich musst dann natürlich meine Wut und meine Enttäuschung für mich dann auch halt in mein Leben einbauen.“ (Agathe) Wichtig ist es auch, diese Gefühle im Austausch mit anderen offen zu zeigen, wie etwa Julia beschreibt als „also Sprechen, Reden, wieder wie im Einsatzland, was ich gelernt habe, also immer auf den Tisch packen, losheulen und alles rauslassen, das hat super funktioniert.“

In der Gruppendiskussion wird es als große Stütze beschrieben, wenn man den Kontakt zu Freund_innen und Familie kontinuierlich über den Zeitraum des Einsatzes in gewissem Maße aufrechterhalten hat, womit diese die eigenen Veränderungen mitvollzogen haben, was das Verständnis nach der Rückkehr erleichtern kann. Eine offene Frage ist dabei, inwiefern das Schreiben des Blogs als einseitige und öffentliche Mitteilungsform in dieser Hinsicht eine ähnliche Funktion erfüllen kann, wie die private Kommunikation mittels Briefen, E-Mails und Telefonaten. Positiv erleben die Freiwilligen Erfahrungen des Verständnisses und der Offenheit des Umfelds nach der Rückkehr, die manchmal Zeit brauchen, mit Aushandlungsprozessen einhergehen und das Finden einer „neuen Sprache“ notwendig machen.

„Meine WG war überlastet damit, aber hat das irgendwann und dann haben sie sich irgendwann hingesetzt und mein Mitbewohner hat gesagt ‚ich kann das nicht alles verstehen, was du da redest, aber ich finde das gut, dass du das sagst‘. Und dann war irgendwie der Schlüssel da und wir haben uns einfach gefreut.“ (Julia)

Teilweise hilft auch der Beginn des Studiums oder der Ausbildung durch das damit einhergehende Beschäftigtsein und Knüpfen neuer Kontakte dabei, sich wieder einzugewöhnen. Oft benötigt es schlichtweg Zeit, was die Freiwilligen auf unterschiedliche Weise ausdrücken: „Also da war ich echt habe ich echt eine Weile gebraucht, um da rein zu finden.“ (Carolin) „Ich habe sicher vier, fünf Monate gebraucht bis ich wirklich wieder sagen konnte ‚Ja, ich bin jetzt hier und hier geht mein Leben weiter.‘“ (Nadine) „Vielleicht braucht man auch ein paar Tage so Auszeit, um so das zu verinnerlichen, dass man wieder im Land ist“ (Alexandra) „Und dann ging es langsam wieder.“ (Julia)

f) Langfristige Prägung

Das nachfolgende Kapitel beinhaltet den zentralen Teil der Antworten auf unsere Forschungsfrage, die wir aus dem empirischen Material herausarbeiten konnten. Dabei verstehen wir den Begriff der ‚Prägung‘ nicht als das Einwirken von äußeren Kräften auf ein passives Subjekt und auch nicht als das Ergebnis isolierter Selbstreflexion über eine äußere Welt, sondern als einen medialen Prozess, in dem das Erfahren von Situationen, die Reflexion darüber und die Artikulation des Erlebten (in Handlungen und Äußerungen) ineinandergreifen. In diesem Kapitel sollen die verschiedenen lebensweltlichen Dimensionen, in denen eine Geprägt-Sein durch den Freiwilligendienst von den Ehemaligen zur Sprache gebracht wird, sichtbar gemacht, verschiedene Intensitäten der Prägung in diesen Dimensionen herausgearbeitet und Zusammenhänge zwischen Faktoren, die den Einsatz charakterisieren, und den Dimensionen von Prägung systematisiert werden.

Hinsichtlich der Bereiche, in denen die Ehemaligen von einem Geprägt-Sein durch den Freiwilligendienst erzählen, haben wir ausgehend von den Orientierungsgesprächen in einer geschlossenen Frage der Online-Umfrage sechs Bereiche definiert, in denen eine Beeinflussung durch den Dienst erlebt werden kann (Beruflicher Werdegang, Freundeskreis, Alltägliches Konsumverhalten, Ehrenamtliches Engagement, Wahl der_s Lebenspartnerin_s; Abb. 13). Diese Aufteilung hat sich als plausibel, aber nicht erschöpfend erwiesen. Deswegen sind im Laufe des Forschungsprozesses und eng orientiert am empirischen Material die Bereiche „Persönlichkeit und Charakter“, „Verbindung zum Einsatzland“ und „Identifikation mit dem Programm“ hinzugekommen, die mit den ursprünglich angedachten Bereichen kombiniert wurden. Mit verbundener Betrachtung der Dimensionen „Freundeskreis“ mit der „Wahl der_s Lebenspartnerin_s“ und der „Identifikation mit dem Programm“ sowie den Beziehungen zu den Menschen vor Ort mit der „Verbindung zum Einsatzland“ ergeben sich damit insgesamt sieben Bereiche, anhand derer dieses Ergebniskapitel gegliedert ist.

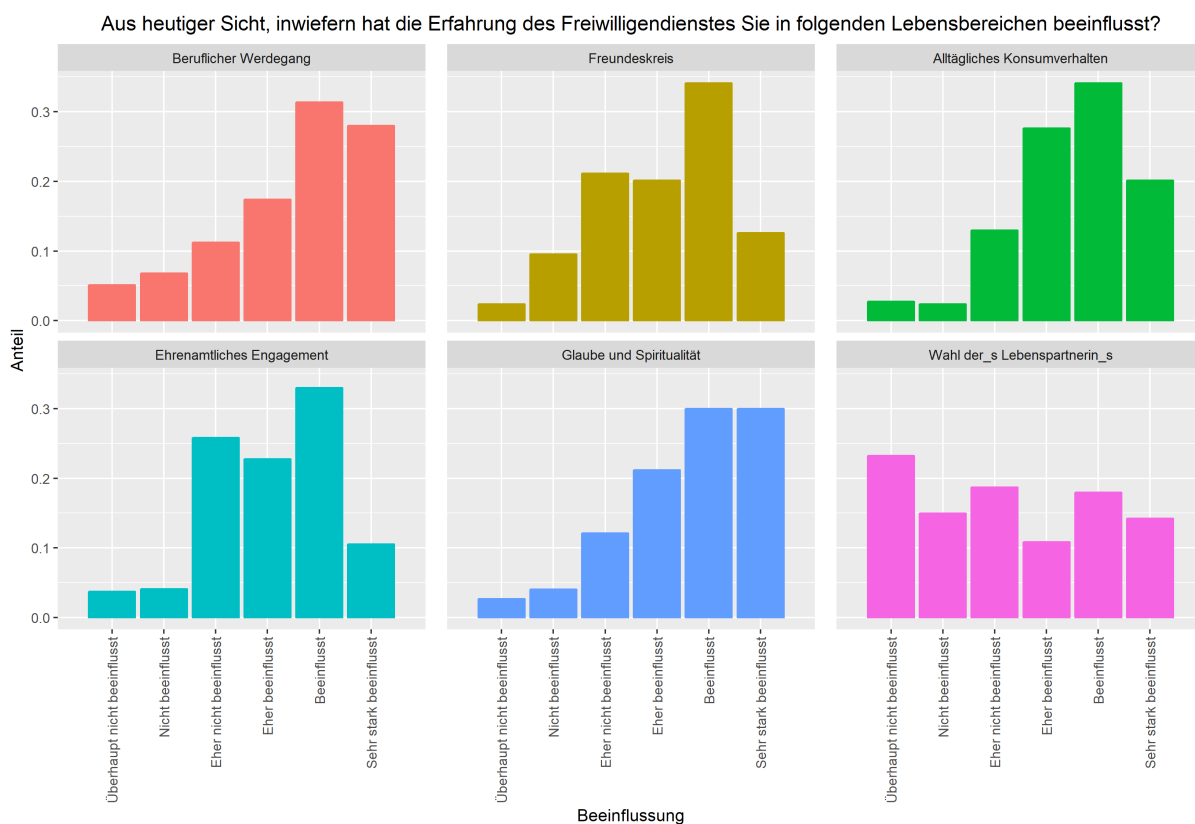


Abb. 13: Prägung durch den Dienst

Die Abbildung verdeutlicht, dass die Intensität der Prägung in den verschiedenen Dimensionen teilweise sehr unterschiedlich ausfällt. Dabei haben wir bewusst gefragt, inwiefern der Dienst diesen Bereich beeinflusst hat und die Frage nach der Wirkungsrichtung offengelassen, da sich diese aufgrund des Querschnittsdesigns der Studie nicht sinnvoll durch eine geschlossene Frage abbilden lässt. Vielmehr war es eine Zielsetzung der Interviews, zu verstehen, was die Trends, die in der Abbildung sichtbar werden, für das konkrete Erleben nach dem Dienst und bis heute für die Ehemaligen bedeuten. Dazu wurde die obenstehende Grafik in einigen der vertiefenden Interviews und den Gruppendiskussionen eingesetzt, um Erzählungen in diesen Bereichen zu stimulieren. Anhand des so generierten Materials, das den folgenden Kapiteln zugrunde liegt, wird dann deutlich, dass die Prägungen, die die Ehemaligen an sich selbst durch den Freiwilligendienst erfahren, in unterschiedlicher Weise auf den Freiwilligendienst bezogen werden. Erstens wird der Dienst als eine bereichernde Zeit erlebt, die aber insofern folgenlos bleibt, dass sie die Ehemaligen nicht prägt. Agathe und Kozmas berichten beide ausführlich von ihren Einsätzen, betonen aber, dass der Dienst selbst sie nicht verändert hat.

Eher ist ihr Einsatz die Konsequenz aus einer biographischen Entwicklung, durch die sie bereits viele eigene Antworten auf die Fragen des Programms für sich gefunden und mit eigenen Relevanzordnungen an den Dienst herangehen (z.B. betont Kozmas, dass er ein „konkreter Mensch“ ist und Pragmatismus einer Mission zur „Weltverbesserung“ bevorzugt). Zweitens wird der Dienst in eine Kette von ähnlichen Erlebnissen eingereiht und als Verstärkung einer Entwicklungsrichtung erlebt, die bereits vor dem Dienst eingeschlagen wurde, und bis heute weiterverfolgt wird. Der Verlauf der zweiten Gruppendiskussion legt nahe, dass diese Verlaufsform die häufigste ist. Drittens wird der Dienst als eine Erfahrung angesehen, die selegierend und den weiteren Lebensweg damit relativ zu vorherigen Plänen ‚neu‘ strukturierend wirkt. Es wird bspw. berichtet, dass man nach dem Dienst bestimmte Optionen ausschließen konnte und Anregungen empfangen hat, was man „sonst noch mit dem eigenen Leben anfangen“ (Karin) könnte. Viertens wird als eine Steigerung der zuvor genannten Wirkungsrichtung der Dienst als ein disruptiver Wandel erlebt. Dabei wird die Wirkung meistens nicht total auf alle Lebensbereiche bezogen, sondern in konkreten Aspekten verankert (z.B. spricht Catherine in Bezug auf ihre Berufspläne von einer „kompletten Änderung der Richtung“). Nur Josefine spricht davon, wie sich in ihrem Glaubensleben durch den Dienst starke Veränderungen ergeben haben, die auch ihren Lebensentwurf insgesamt betreffen.

Insofern überrascht es wenig, dass keine Faktoren identifiziert werden konnten, die über alle Dimensionen hinweg die Intensität von Prägungen beeinflussen. Stattdessen wird in den nachfolgenden Unterkapiteln angestrebt, ein komplexes Bild der unterschiedlichen Prägungen, ihrer Intensitäten und Bedingungen zu entwickeln.

i) Beruf, Studium und Arbeit

Hinsichtlich der weiteren Ausbildung und des beruflichen Werdegangs zeigen sich die unterschiedlichen Intensitäten der Orientierungsfunktion des Freiwilligendienstes. Dabei lassen sich unterschiedliche Pfade erkennen. Für die Beobachtung, dass viele der Ehemaligen theologische, religionswissenschaftliche oder sozialpädagogische Fächer studieren, wie Catherine sie bei einem Treffen mit Ehemaligen nach einigen Jahren macht, können wir empirisch einige Belege finden. Allerdings verschiebt sich diese Tendenz unter den JV-Ehemaligen eher auf sozial- und kulturwissenschaftliche Felder (was durch die programmatisch stärkere Gewichtung von Interkulturalität bedingt sein kann).

Einige Freiwillige treten den Dienst mit der Absicht der „Prüfung“ und „Klärung in einer Berufsfrage“ (sowohl hinsichtlich Studienfach- als auch Berufswahl) an, auf die deren Bestätigung, Anpassung oder Revidierung nach dem Einsatz folgt. Im Fall von Simon und Carolin sind die Studiengänge, für die sie sich entscheiden werden, vor dem Dienst recht klar und wurden durch Dienst bestätigt:

„[...] hat sich die Studienplatzwahl nicht geändert groß durch meinen Freiwilligendienst, aber es hat sich geformt irgendwie also bestärkt nochmal mit Argumenten untermauert.“ (Simon)

„[A]lso die Grundrichtung war klar, aber dann die endgültige Entscheidung ist dann schon durch die Erfahrung dort geprägt worden und bestätigt.“ (Carolin)

Ebenso sind Marion, Yvonne und Miriam heute in den Feldern tätig, die sie bereits vor dem Dienst ins Auge gefasst hatten. Für Cordula hatte der Dienst den gegenteiligen Effekt: die Arbeit in der Einsatzstelle hat ihr klargemacht, dass sie nicht Sonderpädagogik studieren möchte, weil die Kinder ein größeres Maß an Geduld und Hingabe erfordern und hat an sich erfahren, dass „ich noch nicht gelernt [habe], mich selber so weit zurückzunehmen, dass ich alles für die Kinder hingeben kann“. Nadine hat den Dienst dezidiert mit der Absicht angetreten, damit ein Berufspraktikum für ein nachfolgendes Studium zu machen. Durch die Tätigkeit als Freiwillige lernt sie Ergotherapie als neues Berufsfeld kennen, das sie als für sich passend

empfindet und entscheidet sich nach dem Dienst dafür, Ergotherapeutin zu werden und übt diesen Beruf bis heute aus. Teilweise bringt der Dienst auch gänzlich Unerwartetes: Olivia hatte ein Studium der Religionspädagogik vor dem Dienst für sich kategorisch ausgeschlossen und ist danach doch genau in diesen Bereich gegangen und arbeitet heute als Gemeindefereferentin.

Andere beginnen den Dienst mit der expliziten Suche nach Orientierung und lernen durch den Einsatz neue Möglichkeiten, die eigene berufliche Zukunft zu gestalten, kennen. Am deutlichsten wird dies bei Lea, die davon spricht, vor dem Dienst nach Abschluss ihres Studiums und erster Arbeitserfahrung in einer „Sinnkrise“ und auf „Sinnsuche“ gewesen zu sein. Für sie hatte der Dienst den Effekt, dass sie in dem Feld ihres Studiums Möglichkeiten gefunden hat, beruflich tätig zu sein, die für sie mit Sinn erfüllt sind: vor dem Dienst hat sie in einer Marketing-Agentur gearbeitet und war danach im Non-Profit-Bereich tätig. Eine Person in der Umfrage scheint eine ähnliche Entwicklung gemacht zu haben und resümiert diesbezüglich: „eine Arbeit machen, mit der ich mich identifizieren und die ich ethisch vertreten kann“. Markus hat sich bereits vor dem Dienst für die Kündigung seiner vorherigen Stelle entschieden und während des Einsatzes eine für ihn passende „Konzentration auf ein Fachgebiet“ gefunden, die er nach Ende des Freiwilligendienstes auch realisieren konnte. Für Olaf ist die Studienfachwahl vor dem Dienst geklärt und bleibt es während des Dienstes auch, aber der Einsatz zeigt ihm auf, dass eine seelsorgerische Tätigkeit für ihn das Richtige sein könnte. Nach mehreren weiteren Begegnungen mit dem Jesuitenorden entscheidet er sich schließlich dafür, in den Orden einzutreten. Dabei führt er das Bestreben, sich für die Armen einzusetzen zu wollen, explizit auf seinen JEV-Einsatz zurück.

Ebenso absolvieren Freiwillige den Dienst, ohne damit den Anspruch zu verbinden, durch den Einsatz herauszufinden, wie es danach weitergehen soll. Catherine wollte durch den Dienst „ein bisschen was Anderes“ machen und resümiert hinsichtlich ihrer beruflichen Prägung, dass der Einsatz eine „komplette Änderung der Richtung“ bewirkt hätte. Josefine hat vor dem Dienst sehr klare Vorstellungen über ihr weiteres berufliches und persönliches Leben, die durch den Freiwilligendienst aber grundsätzlich in Frage gestellt werden. In der Bewerbungsphase für einen Studienplatz entscheidet sie sich dann zur Überraschung und zum Unmut ihrer Familie gegen das zunächst angestrebte Studienfach. Nach den ersten Semestern stellt sich heraus, dass auch dieses Fach nicht passt und wechselt in den politikwissenschaftlichen Bereich, wobei sie diese Interessenverschiebung als eine Wirkung des Freiwilligendienstes sieht. Für Alexandra wird kultureller Austausch durch das eigene Erleben im Einsatzland wichtiger und sie beschließt während des Dienstes, ein kulturwissenschaftliches Fach zu studieren, mit dem Ziel, später bei einer NGO zu arbeiten. Auch deswegen, weil ihr im Dienst trotz der Freude an der Arbeit mit Kindern aufgegangen ist, dass dies eine Arbeit ist, die sie nicht ein Leben lang machen kann oder will. Simon und Carolin wiederum werden beide in ihren ursprünglichen Plänen bestärkt, weil sie feststellen, dass für sie beide eine lehrende oder sozialpädagogische Tätigkeit nicht geeignet ist.

Zuletzt wird anhand zahlreicher Beispiele von unseren Interviewpartner_innen aufgezeigt, wie die Erfahrung des Freiwilligendienstes die Ehemaligen in einer bereits eingeschlagenen Berufs- oder Studienrichtung beeinflusst hat. Dabei spielen neben der emotionalen Bindung an den Einsatzort bzw. das Einsatzland auch die erworbenen Sprachkenntnisse eine Rolle, die z.B. einen Aufenthalt zum Studieren oder Arbeiten in einem Land, wo diese Sprache gesprochen wird, nahelegen. So spezialisiert sich Stefanie in ihrem kulturwissenschaftlichen Studium auf Südamerika, Simon geht mit für ein Auslandssemester nach Spanien und absolviert ein Praktikum in Peru und Julia fällt es leichter durch das Erlernen einer slawischen Sprache während des Einsatzjahres leichter, eine weitere zu lernen, die sie heute täglich benutzt.

Unabhängig von einer etwaigen Orientierungsfunktion hinsichtlich der Richtung der beruflichen und professionellen Entwicklung geben in der Online-Umfrage mehrere Ehemalige Auskunft

darüber, wie der Dienst die Art und Weise ihres Arbeitens verändert hat. Sowohl die Arbeits-erfahrungen, die man selbst als Freiwillige_r gesammelt, als auch die Lebenssituationen anderer Menschen, die man durch den Dienst kennengelernt hat, haben für einen Ehemaligen seinen Führungsstil stark geprägt:

„Meine Haltung als Führungskraft war und ist geprägt durch die Werte, Spiritualität und Auseinandersetzung, die ich durch JEV und auch durch die Programmleitung und viele andere Menschen besonders Jesuiten damals erfahren und kennenlernen konnte.“

Für Catherine setzen sich die Themen, an denen sie arbeitet seit ihrem JEV-Jahr bis in ihren heutigen Berufsalltag fort. Neben „sozial-moralischen Fragen“ sind damit eine Reihe von Fragen zur eigenen Rolle als Sozialpädagogin verknüpft:

„Also Fragen nach dem ja ‚Warum?‘ oder ‚Wie ist es dann, so zu leben?‘, ‚Wo ist die eigene Grenze?‘, also ‚Wie viel muss ich von mir preisgeben?‘, ‚Wo ist die Grenze, was ich selber geben kann?‘, ‚Wie steht man dann dazu?‘“.

Auch Markus betonte im Interview, dass ihn die „Begegnung auf Augenhöhe“ stark geprägt hat, die den Freiwilligen von den Programmverantwortlichen von Anfang an nahegelegt wurde. Er versucht noch heute in seiner Arbeit, dies fortzuführen, wodurch es häufig zu einem „Tauziehen“ mit anderen Mitarbeitenden komme.

Für diejenigen der Ehemaligen, die in einer katholischen Institution oder direkt für die katholische Kirche arbeiten, spielen die Erfahrungen des Freiwilligendienstes (> *Die Bedeutung von Glaube und Spiritualität für ehemalige Freiwillige*) eine wichtige Rolle, weil sie durch das Kennenlernen jesuitischer Offenheit eine Haltung kritischer Loyalität zu der Institution entwickeln konnten, die andernfalls nicht möglich gewesen wäre und – so spekulieren Miriam, Marion und Cordula über sich selbst – langfristig zu einer Abkehr von der katholischen Kirche geführt hätten, weil ihr Unbehagen, z.B. hinsichtlich der Rolle von Frauen in der Kirche, zu groß gewesen wäre.

Insgesamt wird die Prägung durch den Freiwilligendienst im Bereich „Studium, Beruf und Arbeit“ von den Ehemaligen vor allem durch konkrete Arbeitserfahrungen in der jeweiligen Einsatzstelle bedingt angesehen. Dabei unterscheiden sich die Freiwilligen dahingehend, dass jüngere Freiwillige, die eben die Schule beendet oder am Anfang des Studiums stehen, sich relativ mit einer größeren Notwendigkeit konfrontiert sehen, ihre Berufsbiographie nach dem Freiwilligendienst zu gestalten, als es für berufstätige oder nicht mehr erwerbstätige Freiwillige (Agathe, Frank Thal) der Fall ist. Gleichzeitig werden Kozmas, Agathe und Frank Thal in ihren professionsspezifischen Kompetenzen angesprochen und haben dadurch auch weniger Möglichkeiten, durch die Tätigkeiten vor Ort bspw. neue Arbeitsweisen kennenzulernen. Die Situationen von Lea und Markus sind zudem von einer Unzufriedenheit mit ihrer beruflichen Situation vor dem Freiwilligendienst geprägt, was bei Kozmas nicht der Fall ist.

ii) Auswirkungen des Freiwilligendienstes auf Persönlichkeit und Charakter

Freiwillige berichten nicht selten von einer Entwicklung bestimmter Einstellungen und Fähigkeiten, die sich als Persönlichkeits- oder Charakterentwicklung verstehen lässt. Die Zurückführung dieser Entwicklung auf den Freiwilligendienst durch Freiwillige selbst wird z.T. in Kontrastierung zu Menschen verdeutlicht, die keinen Dienst absolviert haben. Carolin berichtet, ihr sei „deutlich geworden, was ich in meinen zwei Jahren an Entwicklung gemacht hatte und an der Kultur mitgenommen hatte, was die, die jetzt direkt vom Abi da im Studium saßen, nicht hatten“. „Entwicklung“ kann in diesem Zusammenhang bedeuten, dass Einstellungen oder Fähigkeiten im Zuge des Dienstes neu erworben, verstärkt, verändert oder auch – v.a. mit Blick auf bestimmte Fähigkeiten – „entdeckt“ worden werden.

Manchmal wird diese Veränderung ausdrücklich als ein Lern- bzw. Bildungsprozess verstanden (► *Freiwilligendienste als Bildungserfahrung?*), etwa wenn berichtet wird, etwas „gelernt“ zu haben oder erst durch Erfahrungen eigenen Wirkens während des Dienstes eigene Kompetenzen wahrgenommen zu haben.

„Erweiterung des persönlichen Horizonts“

Sowohl in der Online-Umfrage wie auch in einer Gruppendiskussion betonen Freiwillige ausdrücklich die „Erweiterung des persönlichen Horizonts“ als eine besonders wichtige Prägung: Der Freiwilligendienst führt in dieser Deutung also nicht nur zu neuen Erfahrungen und zu einer Erweiterung des bisherigen Wissens – z.B. über das Einsatzland oder über kulturelle Vielfalt – sondern vor allem zur einem stärkeren Bewusstsein der perspektivischen Beschränkung der je eigenen Vorprägungen und Sichtweisen und damit zu einem anderen Bezug zur Welt.

Josefine beschreibt diese Erweiterung im Bilde einer ‚Öffnung‘, wenn sie von sich sagt, vor dem Dienst „in einer Blase gelebt“ und „nicht offen“ gewesen zu sein. In einer anderen Formulierung gehen die Öffnung des eigenen Blicks und die Erweiterung des persönlichen Horizonts mit dem Erkennen einher, bislang sehr „behütet“ in einer „heilen Welt“ gelebt zu haben.

Neben der Horizonterweiterung und der ‚Öffnung‘ der eigenen Perspektive wird vereinzelt auch von einer mit dieser Öffnung einhergehenden bzw. diese mitunter erst ermöglichenden Reduzierung von Angst – z.B. vor bestimmten, einem selbst bislang fremden Personengruppen wie z.B. Obdachlosen – berichtet.

Die Erweiterung des persönlichen Horizonts betrifft nicht nur die Frage, wie es in der Welt zugeht und wie andere Menschen ihr Leben leben, sondern auch die Frage, wie das (eigene) Leben gelebt werden könnte. Karin berichtet, wie wichtig es für sie war, dass für sie „alternative Lebensentwürfe“ sichtbar geworden sind, und für Josefine ist ihre frühere Vorstellung vom eigenen Leben „Studium – Heirat – Kinder – Hausfrau & Mutter“ im Rahmen des Dienstes fraglich geworden, was sie selbst als Erweiterung und als Emanzipation von bisherigen Vorstellungen erlebt.

Auch wenn die Erweiterung des persönlichen Horizonts oft als bereichernd und befreiend erlebt wird und z.B. mit „Staunen“ einhergehen kann, können die dazu führenden Erfahrungen oft auch zunächst irritierend und verstörend sein – und manchmal auch eine Erweiterung verhindern. „Man stumpft oft ab“, berichtet Kozmas – womit deutlich wird, dass die Konfrontation mit Armut und anderen sozialen Problemen nicht automatisch zur Sensibilisierung und zur Öffnung der eigenen Wahrnehmung und führt, sondern den Blick sogar verschließen kann. Die prägende Kraft schwieriger, irritierender und ängstigender Erfahrungen kann also – unter bestimmten Voraussetzungen und je nach Verarbeitung dieser Erfahrungen - den persönlichen Horizont erweitern, den Blick öffnen und die Wahrnehmung sensibilisieren, aber auch eine größere Offenheit eher verhindern oder auch in eine ‚Abstumpfung‘ führen. Letzteres scheint v.a. bei Erfahrungen der Fall zu sein, die mit einer nicht genügend verarbeiteten Überforderung oder einhergehen.

Gelingen die Erweiterung des persönlichen Horizonts und die Öffnung und Schärfung des eigenen Blicks, kann dies insofern als Persönlichkeits- und Charakterentwicklung verstanden werden, als sie auch nach dem Freiwilligendienst zu einer Öffnung der eigenen Perspektive, zu einem sensiblen Wahrnehmen – auch für soziale Probleme und für Ungerechtigkeit in Deutschland – zu einem differenzierten Urteilen und zu einer verstärkten „Kontaktfreudigkeit“ und „Empathie“ führen können.

Selbstvertrauen und Selbständigkeit

Sofern die Freiwilligen die Erfahrung machen, mit neuartigen und für sie fremden Situationen umgehen und sich in „der Fremde“ zurechtfinden zu können, kann mit dem Freiwilligendienst eine verstärkte Wahrnehmung der diesbezüglichen Fähigkeiten und damit eine Stärkung des Selbstvertrauens einhergehen. Einen besonderen Stellenwert hat hier die Erfahrung, solche Situationen auch ohne bislang vertraute Unterstützung – etwa durch Eltern und Familie – bewältigen zu können und insofern an Selbständigkeit zu gewinnen. Oft genannt wird in diesem Zusammenhang der Eindruck, durch den Dienst „unabhängiger“ und „erwachsener“ geworden zu sein. Wichtig ist auch die Erfahrung, belastenden Situationen standhalten und sie bewältigen zu können – die Wahrnehmung von Selbstwirksamkeit auch unter schwierigen Bedingungen und die Wahrnehmung der eigenen Belastbarkeit scheint für einige Freiwillige das Zutrauen in sich selbst und in die eigenen Kräfte nachhaltig zu stärken. Zu den Bewältigungskompetenzen, die durch den Dienst gestärkt und entwickelt werden können, zählt schließlich auch die mehrfach genannte „Flexibilität“, verstanden als Fähigkeit, auch auf ungewohnte und unerwartete und insofern nicht planbare Situationen und Probleme angemessen reagieren zu können. Dass Freiwillige ebenfalls mehrfach berichten, nun „lockerer“ und „entspannter“ zu leben, könnte in ähnlicher Weise mit den Erfahrungen zusammenhängen, auch mit schwierigen und unvorhergesehenen Situationen wirksam umgehen zu können.

Selbstwahrnehmung und Selbstreflexion

Oft genannt werden eine Verstärkung der bewussten Selbstwahrnehmung und Selbstreflexion – und zugleich des Wissens darum, dass diese auf Austausch mit Anderen angewiesen sind. So erzählt Catherine, wie sehr sie in ihrer Selbsteinschätzung auf die Rückmeldung durch Andere angewiesen ist; Markus benennt sein verstärktes Bedürfnis nach gemeinschaftlichen Austauschprozessen und berichtet von der Erfahrung, durch die Konfrontation mit einer Autoritätsperson in seinem Dienst erlernt zu haben, seine eigenen Fähigkeiten einzubringen und sich als „Teampayer“ erlebt zu haben. Hinsichtlich der Qualitäten, über die Kommunikation und Austausch verfügen müssen, um Selbstwahrnehmung zu befördern, werden unterschiedliche Aspekte betont: mal eher die Gemeinsamkeit – so betont Miriam die Bedeutung von „Gleichgesinnten“ – mal eher die Unterschiedlichkeit von Meinungen und Sichtweisen.

Vielfach wird berichtet, wie sich die Bereitschaft und die Fähigkeit zur Reflexion und insbesondere zur Selbst-Reflexion durch den Dienst und auch durch entsprechende Anforderungen und Angebote des Trägers weiterentwickelt haben. Genannt wird ein „permanentes Reflektieren“, zu dem neben dem „Durchbrechen von Denkmustern“, dem „Hinterfragen von Selbstverständlichkeiten“ und dem Wissen um eigene „Vorurteile“ insbesondere die bewusste Auseinandersetzung mit eigenen Motiven und Beweggründen zählt. Für Josefine hat der Dienst zu „viel Nachdenken“ und „Analysieren“ geführt, z.B. bzgl. der Frage: „Wenn ich schlecht gelaunt bin, was sind die Gründe dafür?“ Auch wenn es in der Zeit nach dem Dienst zu einer abnehmenden Intensität ausdrücklicher Selbstreflexion kommen kann – für Simon etwas war das „dann schon ein bisschen abgehakt“ – scheint sich bei vielen eine entsprechende Grundhaltung „verstärkt und eingeschliffen“ (Simon) zu haben. Eine Freiwillige berichtet, dass sie auch nach dem Dienst ihre Erfahrungen „verschriftlicht“ und auf diese Weise reflektiert.

Zu den besonders relevanten Inhalten der forcierten Selbstwahrnehmung und Selbstreflexion gehört insbesondere das oft genannte Wahrnehmen des eigenen sozio-ökonomischen Privilegiert-Seins, wobei dieses in eine verstärkt empfundene „Dankbarkeit“ und auch in eine stabile Motivation münden kann, sich für weniger Privilegierte zu engagieren. Auch die eigenen

Werte können zum Gegenstand kritischer Reflexion werden und gerade dadurch selbstbewusst vertreten werden.

Umgang mit Unterschiedlichkeit

Die öfter genannte Erweiterung der Möglichkeiten im Umgang mit Unterschiedlichkeit erwächst wohl nicht zuletzt aus der Auseinandersetzung mit anderen Sichtweisen und Meinungen im Kontext der Arbeit, aber auch und insbesondere im Kontext des gemeinschaftlichen Zusammenlebens der Freiwilligen, das die Anforderung mit sich bringt, Unterschiede ausdiskutieren, auszuhandeln, auszuhalten und ggf. auch Konflikte austragen zu können.

iii) In Verbindung mit dem Programm, anderen Ehemaligen und Jesuiten bleiben

Bei fast allen Freiwilligen entstehen durch den Dienst soziale Beziehungen, die auch noch viele Jahre nach dem Einsatz fortbestehen. Viele der Freiwilligen berichten davon, dass sie in irgendeiner Form mit dem jesuitischen Freiwilligenprogramm nach dem Dienst verbunden bleiben und ihnen diese Verbundenheit wichtig ist. Persönliche Kontakte zu anderen Ehemaligen (auch über mehrere Freiwilligen-Generationen hinweg) und Programmverantwortlichen sind dafür wichtige Schnittstellen, wobei diese Kontakte nicht selten unabhängig vom Einsatzjahrgang im Laufe der Zeit entwickeln. Allerdings gibt es auch eine Ebene der Identifikation mit dem Programm und den Werten, für die es steht, die insbesondere von JEV-Ehemaligen in den Interviews und in der Online-Befragung zur Sprache gebracht wird: „JEV – ruined for life“, „Einmal JEV, immer JEV“. Auch Ehemalige von JMV und JV sprechen von einem „Jesuit Spirit“ oder „Geist der Jesuiten“, dem sie sich zugehörig fühlen. Dass trotz der heterogenen Zusammensetzung in der zweiten Gruppendiskussion hinsichtlich Alter, Programm und Einsatzorten die Gesprächsatmosphäre häufig von der Betonung geteilter Ansichten geprägt ist, spricht dafür, dass die Ehemaligen mit dem Programm und anderen Freiwilligen ein Gefühl von Gemeinschaft verbinden, das nicht erst durch gemeinsame Erlebnisse, sondern bereits durch die Annahme geteilter Erfahrungen und eines gemeinsamen Erfahrungsraums begründet ist. Nur teilweise wird die Verbindung zwischen ehemaligen Freiwilligen auch über das gemeinsame Einsatzland vermittelt. Josefine und einer ihrer Nachbarn an ihrem Studienort sind sich hingegen bereits sympathisch, sobald sie herausfinden, dass sie beide einen jesuitischen Freiwilligendienst absolviert haben:

„Und da ist es, wir verbringen zwar nicht oft, aber wir hatten beide das Gefühl, ‚Okay, wir sind jetzt halt befreundet‘, so. Weil, ich weiß nicht, weil man halt doch irgendwie weiß, man hat einen ähnlichen Grundkonsens.“

Diese gegenseitige Sympathie und das wechselseitige Interesse sind unter Umständen noch bedeutender, wenn ein Desinteresse des eigenen persönlichen Umfelds beklagt wird (> *Rückmeldungen aus dem Umfeld*). Miriam, deren Einsatz bereits mehr als 20 Jahre zurückliegt, elaboriert diesen „Grundkonsens“ in der zweiten Gruppendiskussion nicht, spricht aber auch von sich und den anderen Freiwilligen als „Gleichgesinnten“, was auf Akzeptanz stößt. Offenbar wirkt die „Mission“, zu deren Träger_in man aus Cordulas Sicht mit Beginn des Freiwilligendienstes wird, in einer Weise fort, die Gemeinschaft stiftet und Ähnlichkeit in Werthaltungen und Lebensstilfragen suggeriert.²⁰ Dabei stellt sich auch den Teilnehmenden der zweiten

²⁰ Die beiden Paare, mit denen wir im Rahmen des Projekts gesprochen haben, lernten sich durch ihren Freiwilligeneinsatz kennen; auch Teilnehmende der Umfrage erzählten, dass sie auf diesem Weg ihre_n Partner_in kennengelernt haben oder „romantische Beziehungen“ während dem Dienst eingegangen sind. Carolin führt das darauf zurück, dass sich „ähnliche Persönlichkeiten“, „ähnliche Menschen mit gleichen Interessen“ treffen, vermutet aber auch, dass der „gut geeignete“ Auswahlprozess dabei eine Rolle spielt. Markus und Nadine sind unschlüssig, ob

Gruppendiskussion die Frage nach der Offenheit und Geschlossenheit dieser Gemeinschaft: als Cordula erläutert, dass sie nicht verstehen kann, wie ihr alter Bekannten- und Freundeskreis sich mit großem Interesse und emotionalem Involvement über Autos unterhalten kann und sich selbst von ihnen unverstanden fühlt, wirft Greta ein, dass die Themen und Fragen, die Ehemalige jesuitischer Freiwilligendienste beschäftigen, genauso relevant für andere sein können, die diese Dienste nicht absolviert haben. Auch Miriam schildert, dass ihr heutiger Ehemann ihr in vielen Überzeugungen schon zur Zeit des Freiwilligendienstes sehr nahestand und sich in einem Umfeld bewegte, das sehr ähnliche Anliegen hatte, aber weder mit JEV noch den Jesuiten assoziiert war. Vor dem Hintergrund der beabsichtigten transformativen Wirkung von jesuitischen Freiwilligendiensten durch das persönliche Engagement von Ehemaligen wird dadurch die Herausforderung sichtbar, nach dem Dienst auch ein Umfeld und Personen zu finden, die ähnliche Anliegen teilen.

Daher ist es vielen Ehemaligen ein Anliegen, mit anderen in Kontakt zu bleiben, was heute oft über soziale Netzwerke geschieht, wohingegen die ‚älteren‘ Freiwilligen-Generationen häufiger gemeinsame Treffen wie die „KaOs-Tage“ organisiert haben, gemeinsam verbrachte Kar- und Ostertage, während denen das „JEV-Feeling“ und „Gemeinschaft leben“ nochmals deutlich spürbar gewesen ist. Zudem wird auffallend häufig von persönlichen Treffen erzählt, wobei sich die Ehemaligen wechselseitig besuchen und zu Hochzeiten sowie Geburtstagen einladen. Neben ehemaligen Kommunitätsmitgliedern, Mitbewohner_innen und sonstigen Freiwilligen sind es vor allem Referent_innen des Programmes und Angehörige des Jesuitenordens, über die die Verbindung zum „Jesuit Spirit“ aufrechterhalten werden kann. Mehrere Ehemalige berichten davon, dass man weiß, unkompliziert bei anderen ehemaligen Freiwilligen übernachten zu können, wenn man in deren Wohnort zu Besuch ist. Eine Interviewpartnerin berichtet davon, dass der Jesuitenpater, der während des Dienstes die Exerzitien begleitet hat, später sie und ihren heutigen Ehemann getraut hat. Ähnlich hat Marion nach dem Dienst noch mehrmals die damals angebotenen Ex-JEV-Exerzitien besucht, die von einem ihr aus dem Einsatz bekannten Jesuiten begleitet wurden. Für die weitere Gestaltung von JV wird die Ehemaligenarbeit von mehreren unserer Gesprächspartner_innen und besonders in den beiden Gruppendiskussionen als Arbeitsfeld für die JM identifiziert (➤ *Wunsch nach verstärkter Vernetzung der ehemaligen Freiwilligen*). Hier vermischen sich auch verschiedene Gefühle und Bedürfnisse von Zugehörigkeiten: a) Teil einer Gemeinschaft von Ehemaligen sein, b) Verbindung zum Jesuitenorden halten, c) Teil einer „Mission“ sein, die mit Jesuitenorden und dem Freiwilligenprogramm verknüpft wird.

Letztlich besteht bei einigen Freiwilligen aufgrund der eigenen positiven Erfahrung der Wunsch, dem Programm etwas zurückzugeben. Dazu gehören tatsächliche Beiträge (z.B. Vorträge auf Einführungs- und Vorbereitungsseminaren, Spenden sammeln für das Einsatzland, (ehrenamtliche) Arbeit für die JM) und potenziell denkbare Beiträge (z.B. die personelle und finanzielle Förderung von Projekten von Freiwilligen). Für letztere wird aus Sicht der Ehemaligen heute entweder keine Möglichkeit gesehen, diese einzubringen, oder es mangelt ihnen hierfür an Zeitressourcen.

iv) Die Bedeutung von Glaube und Spiritualität für ehemalige Freiwillige

Es wurde bereits dargestellt (➤ *Motivationen für einen Freiwilligendienst*), dass die Auseinandersetzung mit dem eigenen Glauben und diesen mit anderen zu teilen, für viele der Ehemaligen kein vordergründiges Motiv, einen jesuitischen Freiwilligendienst zu absolvieren, gewesen ist. Dennoch würden sich etwas mehr zwei Drittel der an der Umfrage teilnehmenden

es sich dabei um einen „programmunabhängigen Zufall“ handelt oder die Suche nach Personen mit gleichen Grundlinien im Vordergrund steht.

Ehemaligen als „eher religiös“ (47%) bzw. „sehr religiös“ (21%) bezeichnen (Frage GR01) und ein sehr Teil fühlt sich dem Katholizismus zugehörig (81,7% – Frage GR04; gegenüber 9,5%, die sich evangelischer und 2,3%, die sich einer anderen christlichen Konfession zugehörig fühlen), was darauf hinweist, dass – zumindest zum heutigen Zeitpunkt – Religiosität ein bedeutsamer Teil ihres Lebensalltags ist. Als einzige Teilnehmende formuliert dabei Alexandra explizit, dass sie durch den Dienst ihren Glauben an Gott „wiederentdeckt“ hat. Für einen Gesprächspartner und einzelne Teilnehmende der Online-Umfrage sind die Erfahrungen des Dienstes in die Abwägung von Entscheidungen, die den weiteren Lebensweg stark strukturieren, eingeflossen: den Eintritt in den Jesuitenorden oder eine andere Ordensgemeinschaft oder die Entscheidung, als Priester tätig sein zu wollen (➤ *Beruf, Studium und Arbeit*). Weiterhin haben wir den Teilnehmenden fünf auf das Thema „Glauben und Spiritualität“ bezogene Aussagen (Frage GR07) zur Zustimmung vorgelegt, wodurch unterschiedliche Dimensionen von Religiosität abgebildet werden sollten. Die folgende Abbildung vergleicht die Zustimmungswerte zu diesen fünf Items.

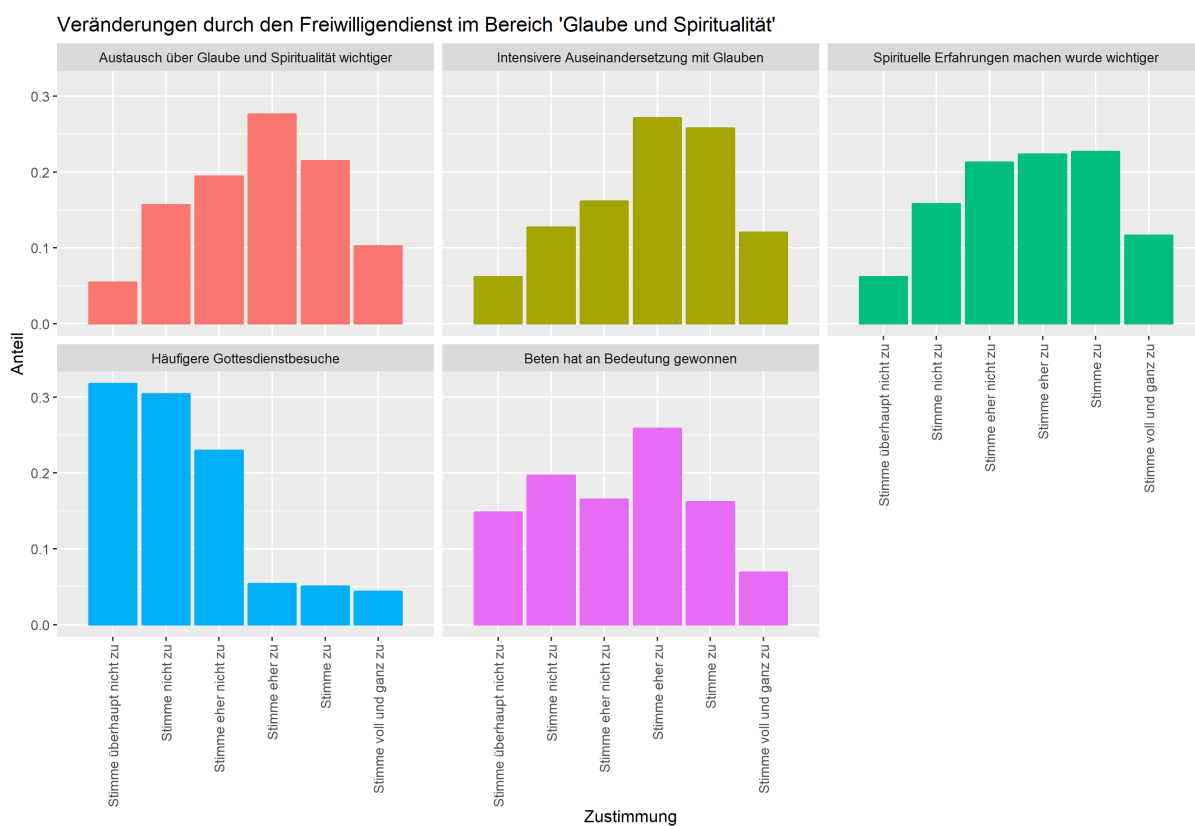


Abb. 14: Auswirkungen des Freiwilligendienstes auf Glaube und Spiritualität

Auf einen ersten Blick zeigt die Grafik auf, dass starke Unterschiede in der Zustimmung zu den jeweiligen Aussagen bestehen. Hinsichtlich der Art und Weise, wie der eigene Glaube im Alltag praktiziert wird, sind die Erfahrungen des Freiwilligendienstes offenbar nur von untergeordneter Bedeutung. Lediglich ein sehr kleiner Teil der Umfrage Teilnehmenden hat angegeben, durch den Dienst jetzt häufiger einen Gottesdienst zu besuchen. Dabei erleben die meisten Freiwilligen während des Dienstes eine Phase, in der sie mit großer Regelmäßigkeit an Gottesdiensten teilnehmen. Für Frank Thal und alle Kolleg_innen an der Einsatzstelle beginnt jeder Tag mit einem frühmorgendlichen Gottesdienst. Dass er diese Routine nach der Rückkehr nicht fortsetzt, spricht dafür, dass er bereits ein Arrangement von Glaubenspraktiken gefunden hat, das den eigenen Bedürfnissen und Nöten gerecht wird. Etwas anders gelagert ist der Fall von Alexandra: ihre WG besucht jeden Sonntag eine Messe und weil Alexandra selbst durch den Dienst einen neuen Zugang zu Gott und ihrem Glauben gefunden hat, möchte sie diese Routine auch nach der Rückkehr fortsetzen, was aber daran scheitert, dass es an

ihrem neuen Wohnort nur eine katholische Kirche gibt und diese ihr nicht gefällt. Ähnlich wünschen sich Carolin und Simon, ihre Religiosität stärker in ihrem Alltag leben zu können, wofür wegen „vieler anderer Baustellen“ ihnen aktuell aber die Zeit fehlt.

Aus den Daten ergibt sich ein weniger klares Bild bezüglich des persönlichen Gebets und anderen Andachtsformen: hier gibt jeweils ca. die Hälfte der Teilnehmenden an, dass diese Praktiken durch den Dienst an Bedeutung gewonnen haben oder eben nicht. In den Interviews werden dabei durchaus Veränderungen zur Sprache gebracht: Josefine schildert, wie sie vor und zu Beginn des Dienstes jeden Morgen mindestens dreißig Minuten gebetet habe, womit sie während des Dienstes und mit zunehmender emotionaler Entfernung von ihrer Heimat-Gemeinde aufgehört habe. In Julias Kommunität spielt gemeinsames Beten in der Gestaltung der Kommunitätsabende eine Rolle, was sich aber im Laufe des Jahres verliert, als sie stärker als ihre Mitbewohner_innen den Kontakt ‚nach außen‘ (zu Menschen vor Ort) sucht.

Für Julia verändert sich zudem ihr persönlicher Zugang zum Glauben durch interreligiöse Kontakte im Einsatzland: die lokale katholische Kirche erlebt sie als stark nationalistisch und geht daraufhin zum Gebet in eine Moschee, deren Imam sie dazu einlädt, parallel zu den Gebeten der muslimischen Gläubigen ihre christlichen Gebete zu sprechen. Dieses Kennenlernen eines „europäischen, liberalen Islams“ ist für sie sehr wertvoll und trägt zu einer Vertiefung ihres eigenen Glaubens bei:

„Ich habe das Gefühl ich bin eher katholischer geworden durch den Kontakt mit den Muslimen. Also, weil die mich inspiriert haben, zu beten und mich inspiriert haben, dass das was Normales ist. Und nicht irgendwie superintellektuell erstmal entschuldigt werden muss.“

Veränderungen durch den Freiwilligendienst scheinen sich demnach weniger in der Ausübung von Glaubenspraktiken, denn in der Art und Weise, wie Glaube und Spiritualität für den Alltag bedeutend gemacht werden, niederschlagen. Vor allem in eine Auseinandersetzung mit sich und anderen über den Glauben und den eigenen Glauben im Speziellen zu treten, ist für die Ehemaligen durch den Dienst bedeutsamer geworden (vgl. Items 1 und 2 in Abb. 14). Für Nadine ist eine der stärksten Prägungen des Dienstes eine „suchende und hörende Haltung“, durch die sie immer wieder das Gespräch und den Austausch mit anderen über Glaubensfragen sucht.

Wieder deutlich weniger eindeutig ist die Zustimmung zu der Aussage, dass es den Ehemaligen durch den Dienst wichtiger geworden wäre, spirituelle Erfahrungen zu machen. Dieses Bild steht einerseits im Widerspruch zu dem klaren Befund aus den Interviews und den Gruppendiskussionen, dass ignatianische (Schweige-)Exerzitionen zu machen, eine zentrale Erfahrung des eigenen Freiwilligendienstes gewesen ist. Andererseits wird von den Ehemaligen auch betont, dass die Erfahrung von Spiritualität im Sinne von „Gott finden in allen Dingen“ bereits vor dem Dienst einen „Platz im eigenen Leben“ (Helga) einnimmt, dies immer noch tut und der Freiwilligendienst weder in die eine noch die andere Richtung prägend wirkt.

Diejenigen Ehemaligen, die im Rahmen des Freiwilligendienstes erstmaligen Kontakt zu ignatianischer Spiritualität haben, machen ihr Geprägt-Sein durch den Dienst häufig an sehr konkreten Erfahrungen fest: für Carolin sind es bspw. die gedanklichen Bilder, die der Exerzitionsbegleiter ihrem Jahrgang mitgegeben hat sowie Techniken zur Entscheidungsfindung, die für sie bis heute bedeutsam für ihr Handeln sind. Für mehrere Teilnehmende der Online-Befragung ist es die Erfahrung von „Stille“, die fortwirkt und vereinzelt als Türöffner zur weiteren Erkundung spiritueller und meditativer Praktiken (oder Konfessionen und Religionen) fungiert hat. Josefine erlebt es als neu und sehr positiv, dass auf den Seminaren hinsichtlich Spiritualität allen Teilnehmenden eingeräumt wird, selbst zu bestimmen, dem Thema so „viel Platz zu geben, wie er eigentlich will“. Diese Offenheit steht im Gegensatz zu dem Glaubensleben, das sie zuvor in einer christlichen Gruppierung hatte und von dem sie sich durch die Erfahrungen, die sie in ihrem Einsatzland macht, später stark abgrenzt und emanzipiert.

Damit ist auch ein zentrales Moment angesprochen, das häufig in Verbindung mit den Exerzitien und ignatianischer Spiritualität thematisiert wird: das Lernen über sich selbst, welches den Impuls für weitere Selbstreflexion gibt und persönlichkeitsprägend (➤ *Auswirkungen des Freiwilligendienstes auf Persönlichkeit und Charakter*) wirkt. Für Catherine war die Exerzitienwoche emotional schwierig, aber dennoch in positivem Sinne prägend:

„Das war jetzt nicht so das überbordende, erfüllende, schöne, lebensbejahende, ‚Gott ist da‘-Erlebnis, aber letztendlich habe ich da auch sehr viel von mitgenommen. Und das war, also für mich letztendlich ein ganz wichtiger Impuls, der davon ausgegangen ist, um mich mit einem bestimmten Thema auseinanderzusetzen, wo ich mich vorher nicht getraut hatte.“ (Catherine)

Diese Reflexion beinhaltet auch den kritischen Blick auf eigene Überzeugungen und die Wertehaltungen, die an einen herangetragen werden. Josefine sieht das Selbstbild der Gruppierung, der sie vor dem Dienst angehörte, heute sehr kritisch und weist einen Überlegenheitsanspruch des Christentums, wie er dort formuliert wurde, dezidiert zurück und schildert, dass sie erkannt hat, dass es „unterschiedliche Ausdrucksweisen“ von Glauben gibt und diese etwas „Individuelles“ sind. Für Stefanie, die sich selbst nicht empfänglich für Spirituelles sieht, stellt der Dienst eine wichtige Erfahrung dar, von der aus sie aber auch Kritik an „religiösem Gerede“ formulieren kann, wo sie einem naiven Glaubensverständnis ihre eigenen Reflexionen entgegensetzen kann.

Weiterhin sehen viele (gerade auch nicht-katholische) Ehemalige den Freiwilligendienst rückblickend als ein biographisches Erlebnis, von dem ausgehend das eigene Verhältnis zur Institution ‚Katholische Kirche‘ neu definiert worden ist. So wird die katholische Kirche als lokal unterschiedlich und dennoch global präsent als „Weltkirche“ (ein_e Teilnehmer_in der Online-Umfrage) erlebt. Das Kennenlernen der Offenheit, wie sie in ignatianischer Spiritualität selbst erlebt wird, verändert die Vorstellungen darüber, welche Formen des Christ-Seins in der katholischen Kirche möglich sind. Insbesondere weibliche Ehemalige thematisieren ihr Unbehagen ob dem häufig selbst erlebten Ausschluss von Frauen (z.B. vom Priesteramt) und der Zuschreibung einer passiven Rolle als „Konsument_innen“. Catherine hat durch das „Kirchen-Hopping“ (Besuch zahlreicher unterschiedlicher Kirchen, Glaubensgemeinschaften und Formen, Gottesdienste zu feiern), das sie und ihre Kommunitätsmitglieder während des Einsatzes praktiziert haben, und die Gestaltung der Seminare (z.B. Morgen- und Abendimpulse durch jeweils eine Kommunität vorbereitet) verschiedene Formen kennengelernt, wie Gemeindeleben und Gottesdienste gelebt werden können, die sie bis heute motiviert, selbst Andachten zu gestalten und eigene Texte zu schreiben. Dabei betont sie diese Offenheit hinsichtlich des institutionellen Geschlechterverhältnisses: „gerade in der katholischen Kirche, wo es nicht so selbstverständlich ist, dass man als Frau irgendwas zu melden hat“. Ähnlich ist für Marion die Offenheit, die sie während des Dienstes kennengelernt hat, eine Motivation für ihre gemeindepädagogische Arbeit, mit der sie anfangs auch auf Ablehnung stieß. Dabei betont Cordula, die ebenfalls für eine katholische Institution arbeitet, dass es ihr durch die Erfahrungen, die sie während des Dienstes gemacht hat, leichter fällt, ein Arrangement zu finden, in der Zurücksetzungen für sie ertragbarer sind. Mit Blick auf Erfahrungen aus der Zusammenarbeit mit orthodoxen Priestern sagt sie:

„Ich weiß, vom Glauben an sich, von diesem Zugang dazu, das nimmt mir nichts weg, dann sollen die Männer hinter der Ikonostase halt durch die Gegend rennen, wurscht, das macht sie in den Augen Gottes nicht besser oder schlechter.“ (Cordula)

Die Abkehr von und der Austritt aus der katholischen Kirche in der Folge des Dienstes wird nur vereinzelt im Rahmen der Online-Umfrage thematisiert und nicht weiter ausgeführt. Miriam schildert, aber durch den Dienst eine andere Seite der Kirche kennengelernt, die es ihnen erlaubt, eine Haltung ‚kritischer Loyalität‘ zur katholischen Kirche einzunehmen.

v) Individuelle Aushandlungen des „einfachen Lebensstils“

Fast alle unserer Gesprächspartner_innen sind in der Erzählung dessen, wie der Freiwilligendienst sie geprägt hat und bis heute prägt, sehr schnell von selbst auf das Thema des „einfachen Lebensstils“ zu sprechen gekommen. Ähnlich ist der „einfache Lebensstil“ in der Diskussion der Relevanz programmatischer Grundlinien im heutigen Leben meistens die erste der Leitlinien, die zur Sprache gebracht wird. Zu Beginn des Forschungsprozesses hat sich uns daher frühzeitig die Frage gestellt, wie dieser Begriff mit Bedeutungen angereichert wird.

Dabei zeigt sich, dass weniger der „Lebensstil“ zur Verhandlung steht, denn hierunter wird von den Forschungsteilnehmenden relativ unproblematisch die Summe aller Handlungen verstanden, die im Alltag anfallen und sich den Bereichen Wohnen, Mobilität und privatem Konsum zurechnen lassen. Nur in Einzelfällen wird hier auf Phänomene auf überindividueller bzw. gesellschaftlicher Ebene Bezug genommen: in Form des Beklagens von „Ausgaben für Unnötiges“ hinsichtlich der Gestaltung von öffentlichen Räumen (z.B. Lärmschutzwände, Gestaltung von U-Bahnhöfen) oder der Konstatierung eines „Lebens im Überfluss“. Im Vergleich des erhobenen Materials wird deutlich, dass hingegen der Begriffsbestandteil „einfach“ auf sehr unterschiedlichen Weisen bedeutend gemacht wird. Hier lassen sich vier Bedeutungen von „einfach“ im Konstrukt des „einfachen Lebensstils“ feststellen:

- „Einfach“ als unkompliziert, im Zusammenhang mit Flexibilität und Spontaneität
- „Einfach“ als Verzicht auf Luxus
- „Einfach“ als (radikale) Beschränkung von Besitz und Konsum auf Notwendiges
- „Einfach“ als verantwortungsbewusst und sozial wie ökologisch nachhaltig

Die letzten zwei Verwendungsweisen kommen dabei mit Abstand am häufigsten vor. Die Betonung von sozialer und ökologischer Nachhaltigkeit findet dabei gelegentlich vor dem Hintergrund globaler Ausbeutungsbeziehungen statt:

„Wenn du Kinder auf dem Feld arbeiten siehst, die eigentlich in die Schule gehören, das hat mich so wütend gemacht. Hier kostet ein T-Shirt fünf Euro. Also wieviel bleibt denn dann letztendlich an der Person hängen, die da arbeitet? Und du kannst dir sicher sein, dass da irgendwie auch Kinder mit drin waren und wenn nicht, dann verdienen die andern auch zu wenig oder dass Giftstoffe dabei sind. Das ist ja verrückt. Also ich war mal in Marokko und dann siehst du die da in den Gerbstoffen rumstehen ohne Schutzkleidung. Und das ist sowas von krebserregend. Und darüber wird hier nicht groß nachgedacht. Das ist einfach so: jeder konsumiert und konsumiert nur und das wird auch ausgeblendet. Jeder weiß, was das für Arbeitsbedingungen da sind. Man kennt das aus den Nachrichten, wenn da wieder ein Hochhaus eingestürzt ist und sieht wieviel Leute umkommen. Das weiß jeder, aber es wird ausgeblendet“ (Lea).

Die verschiedenen Sichtweisen darauf, was „einfacher Lebensstil“ bedeutet, schließen sich wechselseitig nicht aus und teilweise verwenden die Ehemaligen den Begriff bruchlos in mehreren dieser Dimensionen. Der Versuch, einen „einfachen Lebensstil“ zu pflegen, wird dabei als eine Aufgabe an sich (und andere) verstanden, die per se nicht abschließbar ist und immer wieder neue Fragen aufwirft. Magdalena bringt das in der ersten Gruppendiskussion auf die Formel: „Es gibt keinen Katalog, in dem drinsteht, was okay ist und was nicht“.

Vor und während des Einsatzes wird der Versuch, „einfach“ zu leben, häufig als eine Herausforderung an sich selbst formuliert. Dabei sind viele der Ehemaligen der Meinung, dass ihnen dies während des Einsatzes gelungen ist. Stefanie und Agathe verweisen darauf, dass sie während des Einsatzzeitraumes ausschließlich zu Fuß gegangen oder mit dem Fahrrad gefahren sind. Zudem haben sie in Ermangelung eines großen Angebots vor Ort „sparsam“ gelebt. Mehrere der JEV-Ehemaligen, mit denen wir gesprochen haben, verweisen darauf, dass das Geld für die Kommunitätskasse knapp bemessen war und Ausgaben genau geplant werden mussten. Dabei betont Catherine die „bindende Qualität des Umgangs mit dem Geld“. In

Helgas internationaler Freiwilligenkommunität erforderte das wöchentliche Einkaufengehen einen höheren Planungsaufwand, sodass die Verantwortlichkeit dafür wöchentlich wechselte.

Alexandra und Carolin hingegen betonen, dass das Experimentelle der Situation es ihnen erschwert hat, tatsächlich „einfach“ zu leben. Für Alexandra war während des Einsatzes unklar, an wessen Lebensstandard vor Ort sie und ihre WG sich denn orientieren und annähern bzw. anpassen sollte. Zudem betont sie (wie auch Helga und Carolin), dass das Wissen um finanzielle Rücklagen zu Hause sie daran erinnert hat, dass sie sich potenziell alles leisten könnte, was sie zum Leben und darüber hinaus bräuchte. Ähnlich wie bei bisher unter dem Aspekt der sozialen Beziehungen diskutierten Komplex des „sich einlassen“ wird die zeitliche Begrenztheit des „Experiments“ deutlich und der ‚Als ob‘-Charakter der Situation spürbar.

Eine Strategie, aus diesem Modus auszubrechen, finden die Freiwilligen in dem Versuch, sich bewusst einzuschränken. Gesprächspartner_innen haben uns berichtet, dass sie bspw. versuchen, während ihres Einsatzes im Einsatzland wenig zu reisen und wenn, dann auf eine Weise, wie es auch die Menschen dort tun würden. Eine wichtige Instanz in dieser Selbstbeschränkung stellt die Kommunität bzw. WG dar und die Freiwilligen erleben dabei, dass die eigenen Ansprüche nicht unbedingt von allen Mitbewohner_innen geteilt werden:

„Einfacher Lebensstil.... Genau, im Auslandsjahr habe ich gedacht ‚ich will das versuchen‘; das ist aber so schwer, weil in Rumänien, du hast halt alles und wir hatten wir haben ja auch das Geld, uns all das leisten zu können. Wir waren auf einem wundervollen Künstler-Festival auch, da war so die Sache ‚Nehmen wir das jetzt wahr oder sagen wir so »Nee, andere Leute können sich das nicht leisten«, gehen wir lieber nicht hin‘. Ja, wir sind dann hingegangen. Also meine Mitfreiwillige hatte da halt gar keine Probleme mit. Die war so ‚Ja, das nutzen wir, das ist halt das Leben da, wir wollen auch was von der Stadt so mitbekommen“ und ich war so ‚Hmm naja, darf ich mir das gönnen?“ (Alexandra)

Freiwillige, die allein leben, erleben häufig eine privilegierte Unterbringung (z.B. in einer Jesuitenkommunität oder einer kleinen Wohnung) mit besserer Ausstattung. Durch diese Umstände wird es ihnen schwerer, sich selbst Einschränkungen aufzuerlegen. Diese Situation hängt für ältere Freiwillige häufig damit zusammen, dass sie qua der eigenen Professionalität als Quasi-Entwicklungshelfer_innen eine ‚Sonderstellung‘ einnehmen.

Die Aushandlung während des Einsatzes darüber, wie sich ein „einfacher Lebensstil“ umsetzen lässt, hängt zudem stark vom Einsatzort ab. Wie bereits erwähnt verfügten JEV-Kommunitäten grundsätzlich über ein begrenztes Budget, aus dem der gemeinschaftliche und teilweise auch der individuelle Konsum bestritten werden musste. Insbesondere in Kommunitäten in deutschsprachigen Ländern wird die erforderliche Beschränkung in Relation zum sonst gewohnten Lebensstil spürbar. Dadurch gestaltet sich die Aushandlung des Budgets für Einkäufe als ein Null-Summen-Spiel zwischen verschiedenen Bedürfnissen und konfliktreich (z.B. wenn mit Verweis auf Nachhaltigkeit „teure Bio-Lebensmittel gekauft“ werden sollten). Teilweise mussten auch Heimfahrten aus der Kommunitätskasse finanziert werden. Diesbezüglich berichtet Olivia, dass in ihrer Kommunität die Bedürfnisse sehr unterschiedlich waren und daher einer Mitbewohnerin mit konstantem Heimweh wesentlich häufiger eine Heimfahrt ermöglicht wurde als den übrigen. Der Kontrast zum eventuell gewohnten höheren Lebensstandard wurde noch dadurch verstärkt, wenn Kommunitäten als „offene Kommunitäten“ angelegt und entsprechend elementar eingerichtet waren, um allen Besucher_innen sich gut aufgehoben fühlen zu lassen und um unter allen permanenten Bewohner_innen Ängste vor Diebstählen gar nicht erst aufkommen zu lassen. In anderen europäischen Ländern, insbesondere in Osteuropa, berichten mehrere Freiwillige von ihrer Überraschung, dass der Lebensstandard zwar als geringer, aber höher als erwartet, vorgefunden wird, was mit dem oftmals stereotypen Bild vom Einsatzland vor der Ausreise zusammenhängt und damit eine erste Lernerfahrung darstellt. Für Aufenthalte außerhalb Europas und besonders in Bezug auf Einsätze in Indien findet

das Thema „sich bewusst einschränken“ keine Erwähnung, weil von vornherein die Erwartungshaltung besteht, dass die materiellen Verhältnisse als per se weniger reich erwartet werden – was häufig auch Bestätigung findet. Dabei „wirklich“ wie die Menschen vor Ort zu leben, ist in den Interviews kein Thema, weil die Interviewten durch ihre Rolle als FW und Gast („Einladungen“) gar nicht in die Gelegenheit kommen, sich bewusst einschränken zu müssen und sich eher in dem Dilemma wiederfinden, „mit Essen vollgestopft zu werden“ (Lea), dessen Ablehnung als sehr unhöflich verstanden werden würde. Wie in dem obigen längeren Zitat von Lea deutlich wird, sind die Freiwilligen dagegen mit Erscheinungsformen von Armut und Ausbeutung konfrontiert, die später im eigenen Konsumverhalten reflektiert werden.

Die nachstehende Grafik stellt die Antworten auf die Frage danach, inwiefern der Freiwilligendienst das eigene alltägliche Konsumverhalten beeinflusst hat, dar:

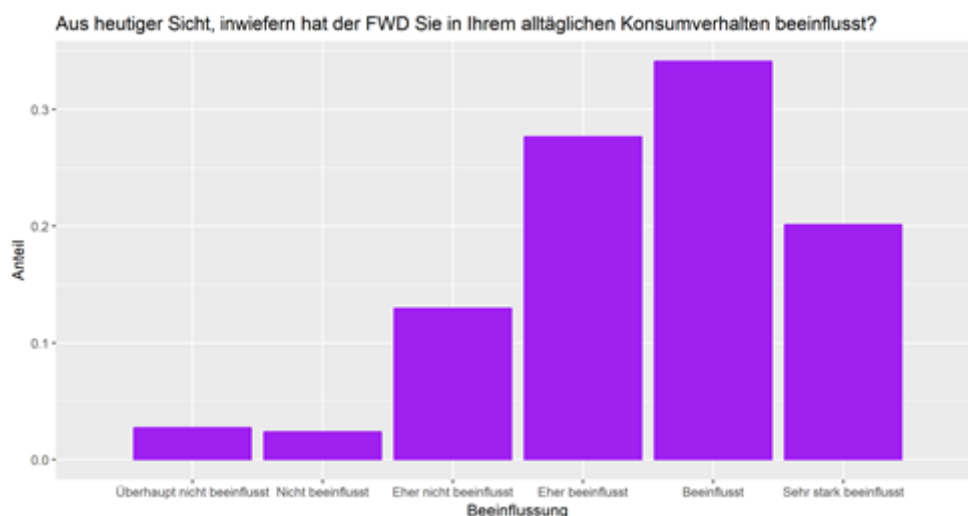


Abb. 15: Beeinflussung des alltäglichen Konsumverhaltens

Insgesamt gaben in der Online-Befragung etwas über 50% (= 159 Personen) der Befragten an, dass Ihr heutiges Konsumverhalten „Beeinflusst“ oder „sehr stark beeinflusst“ durch die Erfahrung des Freiwilligendienstes ist. Dabei zeigen sich kleine Unterschiede zwischen den Programmen, welche aber vernachlässigt werden können. Die Richtung der Beeinflussung (Ist das neu oder wurde eine Richtung nur verstärkt?) lässt sich dadurch nicht abbilden, wobei die Teilnehmenden der Gruppendiskussionen immer wieder darauf zu sprechen kommen, dass sie den Anspruch an sich selbst, „einfach zu leben“, leicht übernehmen konnten und folglich schon eine Disposition dazu gehabt haben müssten. Insgesamt finden wir im empirischen Material zahlreiche Beispiele, wie die Ehemaligen die Grundlinie des „einfachen Lebensstils“ immer wieder in ihre Gegenwart zu übersetzen suchen.

Die Fortführung wird nach dem Freiwilligendienst an Praktiken und Symbole („Auto haben“, „Kleidung kaufen“) geknüpft. Zu den Praktiken gehören überlegte Konsumententscheidungen („Bio einkaufen“, auf „fairen“ bzw. „nachhaltigen“ Konsum achten, nicht „tütenweise Klamotten bei H&M kaufen“), die Nutzung von im weiteren Sinne ‚recyclingbasierten‘ Konsumformen („Flohmärkte“, „Kleidertauschparty“, „Umsonstladen“) und Selbstbeschränkungen (nur so viel konsumieren und besitzen, wie man „wirklich“ benötigt). Dabei spielt die Reflexion der eigenen Wünsche und Bedürfnisse sowie das Gespräch mit anderen eine zentrale Rolle. Josefine erzählt, wie sie mit zwei anderen ehemaligen Freiwilligen kontinuierlich im Gespräch über nachhaltige Konsumalternativen bleibt, was auch als eine Fortsetzung der Herausforderung an sich selbst durch den sozialen Vergleich interpretiert werden kann:

„Und ja, auch zu überlegen, okay wie kann alternativ leben, um bestimmten Sachen, gerecht zu werden oder halt zu vermeiden oder ja. ((schlägt sich auf die Oberschenkel)) Da kommt mal wieder [jemand] vorbei ‚Ich hab eine neue Bambuszahnbürste gefunden‘, so.“ (Josefine)

Hinsichtlich der Unternehmung von Reisen als einer Dimension des eigenen Mobilitätsverhaltens werden große Unterschiede deutlich, was als „einfacher Lebensstil“ verstanden wird. Heike sowie Nadine und Markus verstehen darunter vorrangig Spontaneität und Flexibilität, indem sie bspw. nur mit wenig Planung und Trekking-Rucksack auf Reisen gehen. Aus Catherine's Sicht bedeutet es, Flugreisen für Wege innerhalb Europas möglichst zu vermeiden und stattdessen mit dem Zug zu fahren. Teilnehmende der Online-Umfrage lehnen Flugreisen vereinzelt vollständig ab. Andere Freiwillige hingegen erzählen von Reisen zurück in ihre Einsatzländer und Langstreckenflüge werden dabei nicht in Zusammenhang mit einem „einfachen Lebensstil“ gebracht; eher werden Ziel und Zweck der Reise (z.B. Besuch von Freund_innen am ehemaligen Einsatzort) zur Abgrenzung gegenüber anderen Formen des Reisens angeführt als die Art der Fortbewegung. Große Ähnlichkeiten im Material zeigen sich hingegen dem alltäglichen Mobilitätsverhalten und hierbei wird „das Auto“ zum Symbol aufgebaut, an dem sich verschiedene Bedeutungen verschränken: für Cordula ist die Erkenntnis, dass das „Auto“ zwar emotional besetzt sein mag, aber die „wichtigste Nebensache der Welt“ darstellt, ein Moment der Bestätigung einer „Gemeinschaft von Freiwilligen“. In diesem Zusammenhang stößt die Vorstellung, ein eigenes Auto zu besitzen auf starke Ablehnung in der zweiten Gruppendiskussion. Daneben existiert eine Reihe von Abstufungen (umweltfreundliche Alternativen: „altes, kleines Erdgas-Auto“, räumliche Gegebenheiten: „wohnen auf dem Land“, Praktikabilität: älteres Kombi-Modell für die Familie), welche aus Sicht der Freiwilligen legitime Formen des Autobesitzes und Autofahrens aufzeigen, die auch mit einem „einfachen Lebensstil“ vereinbar sind.

Die Übertragung des „einfachen Lebensstils“ für die eigene Wohnsituation spielt nur in Einzelfällen eine Rolle. In einzelnen Rückmeldungen aus der Online-Umfrage wird erwähnt, dass eine kleine Gruppe von JEV-Ehemaligen sich in einer Ex-JEV-WG zusammengefunden und nach Wegen gesucht hat, die JEV-Grundlinien gemeinschaftlich weiter umzusetzen, dieses fortgesetzte Experiment nach wenigen Jahren dann aber beendet wurde. Nadine und Markus werden ebenfalls eingeladen, einige Jahre nach ihrem Dienst, an einem alternativen Wohnprojekt, das durch eine ihrer ehemaligen Kommunitätsmitbewohnerinnen initiiert wurde, teilzuhaben und dort einzuziehen. Sie verfolgen die Entwicklung des Projekts, der Einzug kommt für sie aus unbekannt bleibenden Gründen aber nicht in Frage. Das Wohnen in Wohngemeinschaften wird allgemein häufig mit „Einfachheit“ verknüpft, aber nicht auf die Ausstattung bezogen, wie Alexandras Hinweis auf den hohen Standard in ihrem Studierendenwohnheim deutlich macht. Lediglich im Interview mit Josefine werden der „einfache Lebensstil“ und die eigene Wohnsituation explizit aufeinander bezogen. Sie äußert sich kritisch über Wohnkomfort und sieht ihre Entscheidung für ein WG-Zimmer im Souterrain als eine Form, „einfach zu wohnen“. Zudem betont sie, dass sie alle alten Möbel aus dem Zimmer, das sie bei ihren Eltern bewohnte, beim Umzug mitgenommen und keine zusätzlichen Möbelstücke gekauft hat, „nur um die Leere“ in ihrem größeren aktuellen Zimmer zu füllen. Zum Zeitpunkt des Interviews steht ein weiterer Umzug an und sie sucht dabei ausdrücklich nach einem kleineren Zimmer, um sich selbst die Frage stellen zu müssen, „was brauche ich wirklich?“. Außerdem spielt sie mit dem Gedanken, anstelle in einer Wohnung dauerhaft in einem Wohnwagen zu ziehen, findet dies „einerseits ganz cool“, „andererseits [...] ungewöhnlich“ und „schwierig“.

Im Material werden aber die Grenzen der Verwirklichung des Ideals, das man mit dem „einfachen Lebensstil“ verknüpft, deutlich. Ehemalige mit Familie verweisen auf ihr Bedürfnis nach (materieller) Sicherheit, dass mit der Verantwortung für die eigene Familie begründet wird. Catherine macht deutlich, dass neben der familiären Situation auch Arbeit, Partnerschaft und die eigenen Bedürfnisse ein Bündel an Faktoren bildet, welches die Möglichkeitshorizonte,

„einfach zu leben“ verändert: eben „auf die Art und Weise, wie man es mit neununddreißig tut“, wozu für sie der Bezug einer „Ökokiste“, „Engagement im Eine-Welt-Laden“, die Vermeidung von Flugreisen, aber eben auch der Besitz eines eigenen Hauses, eines familientauglichen Autos und eine umfangreiche Sammlung an Büchern gehören. Nicht zuletzt spielt auch der finanzielle Aspekt eine Rolle: Helga konnte es sich als Studentin nicht leisten „fair, bio und regional einzukaufen“, worauf sie aber heute achtet; Alexandra beklagt, dass nachhaltige Elektronik sehr teuer ist, sie sich aber einen neuen Laptop für ihr Studium anschaffen musste und daher doch ein konventionelles Modell gekauft hat.

Wie bereits eingangs erwähnt, gibt es „keinen Katalog, in dem drinsteht, was okay ist und was nicht“. Daran werden neben der Unabschließbarkeit der Frage danach, was ein „einfacher Lebensstil“ beinhaltet, auch die moralische und ethische Dimension des Begriffes angesprochen: es ist gut und wünschenswert, einen „einfachen Lebensstil“ zu pflegen und die Realisation dieses Anspruchs ist maßgeblich an individuelle Entscheidungen geknüpft. Somit wird das Bezugsproblem des „einfachen Lebensstils“, die einerseits unübersehbare und andererseits unüberblickbare eigene Verstrickung in globale Wirtschaftsbeziehungen und Ausbeutungsdynamiken, in individualethische Dilemmata übersetzt, deren erwarteter moralischer Gewinn in dieser Sichtweise aus dem Gefühl eigener Unzulänglichkeit allzu häufig nicht realisiert werden kann: weswegen sich bspw. Alexandra schlecht fühlt beim Kauf nicht-nachhaltiger Elektronik. Diese individualethische orientierte Perspektive ist die Grundlage des Verständnisses von gesellschaftlichem Engagement, zu dem die Freiwilligen als Ehemalige aktiviert werden sollen.

vi) Engagement im persönlichen Nahbereich

Im empirischen Material fällt auf, dass Engagement, so wie wir es zu Beginn des Forschungsprojekts aufgefasst haben als in erster Linie nicht-berufsmäßige und unentgeltliche Tätigkeiten, die in mehr oder weniger stark strukturierten Handlungsarenen (im sportlichen, kulturellen, sozialen, religiösen Bereich) verrichtet werden und in Regelmäßigkeit, Intensität und Langfristigkeit variieren, nur am Rande in den Interviews thematisiert wird. Hierfür zeichnen sich im empirischen Material unterschiedliche Begründungen ab: erstens sind viele der Ehemaligen im sozialen Bereich tätig und haben für sich die Erfahrung gemacht, dass zusätzlich zur professionellen Tätigkeit eine ähnlich gelagerte, ehrenamtliche Tätigkeit in der Freizeit ihrer Ausgeglichenheit abträglich ist. Zweitens werden die Aktivitäten, an die wir in unseren Vorannahmen gedacht haben, entweder nicht ausgeübt oder in einer routinehaften Art und Weise, dass sie sich einer Thematisierung im Interview entziehen oder ehrenamtliche Aktivitäten dieser Art werden als euphemistisch als „etwas Kleines“ (Catherine), das quasi nebenbei passiert, narrativ gerahmt und damit gleichzeitig in ihrer Relevanz geschmälert. Eine wesentliche Erkenntnis, die der Forschungsprozess generiert hat, ist, dass die Ehemaligen unter „Engagement“ häufig auf den Kontakt im Alltag bezogene Haltungen und Handlungen verstehen, die von unserem eher formal gedachten Begriff des „ehrenamtlichen Engagements“ nicht erfasst werden, was im Folgenden verdeutlicht werden soll.

Vor Beginn des Freiwilligendienstes haben sich laut Auskünften in der Online-Befragung 83,4% (251 Personen) der Teilnehmenden ehrenamtlich engagiert. Dabei ist zu berücksichtigen, dass „soziales Engagement“ von Seiten der Trägerorganisationen als eine Voraussetzung zur Teilnahme an jesuitischen Freiwilligenprogrammen formuliert wurde. In den Interviews werden als Bereiche, in denen man sich engagiert (christliche) Jugend(verbands)arbeit, Tätigkeiten für die lokale Pfarrei und die eigene Gemeinde (z.B. als Messdiener_in) sowie schulbezogene Aktivitäten (Hausaufgabenhilfe, Arbeitsgruppen, Schüler_innenvertretung) benannt. Ein Engagement im religiösen Bereich koinzidiert dabei teilweise auch mit einem ersten Kontakt mit den Jesuiten und stellt eine erste Brücke zum jeweiligen jesuitischen Freiwilligenprogramm her (➤ *Aufmerksam werden auf/sich angesprochen fühlen durch das Programm*).

Direkt nach ihrem aktuellen ehrenamtlichen Engagement gefragt, geben 68,1% (205 Personen) der Teilnehmenden der Umfrage an, sich aktuell ehrenamtlich zu engagieren. In der Befragung konnten die Teilnehmenden dabei mehrere Engagements angeben (87 Personen haben mehr als eine ehrenamtliche Tätigkeit angegeben). Die folgende Tabelle stellt die Antworten auf diese Fragen (AE03, AE05, AE06, AE07), bezogen auf das zuerst genannte Engagement dar.

Welchem Bereich würden Sie Ihr Engagement am ehesten zuordnen?	Sozialer Bereich	Sportlicher Bereich	Kultureller Bereich	Politischer Bereich	Ökologischer Bereich	Religiöser Bereich	Fehlende Werte	
Anzahl	79	11	10	15	9	81	96	
Anteil	38,5%	5,4%	4,9%	7,3%	4,4%	39,5%		
Seit wann üben Sie dieses ehrenamtliche Engagement aus?	Seit bis zu einem halben Jahr	Seit mehr als einem halben und höchstens einem Jahr	Seit mehr als einem Jahr und höchstens zwei Jahren	Seit mehr als zwei Jahren und höchstens fünf Jahren	Seit mehr als fünf Jahren		Fehlende Werte	
Anzahl	10	7	26	45	115		98	
Anteil	4,9%	3,4%	12,7%	22,2%	56,7%			
Wie häufig gehen Sie dieser Tätigkeit nach?	Täglich / mehrmals pro Woche	Einmal pro Woche	Zwei- bis dreimal pro Monat	Einmal pro Monat	Alle zwei bis drei Monate	Einmal im halben Jahr	Einmal im Jahr	Fehlende Werte
Anzahl	35	50	51	38	21	5	1	100
Anteil	17,4%	24,9%	25,4%	18,9%	10,4%	2,5%	0,5%	
Wie viel Zeit investieren Sie in diese Tätigkeit?	Jedes Mal weniger als eine Stunde	Jedes Mal ein bis zwei Stunden	Jedes Mal einen halben Tag	Jedes Mal einen ganzen Tag	Jedes Mal mehrere Tage		Fehlende Werte	
Anzahl	12	131	41	8	8		101	
Anteil	6,0%	65,5%	20,5%	4,0%	4,0%			

Tab. 5: Angaben zum erstgenannten, ehrenamtlichen Engagement

Es fällt auf, dass der größte Teil der Ehemaligen sich im sozialen und religiösen Bereich engagiert, was sich mit unseren Erfahrungen aus den Interviews deckt. Dabei gibt mehr als die Hälfte der Befragten an, dass sie diese ehrenamtliche Tätigkeit bereits seit mehr als fünf Jahren ausüben. Etwas weniger als ein Viertel der Teilnehmenden hat das jeweilige Ehrenamt im Zeitraum vor zwei bis vor fünf Jahren aufgenommen. Fasst man die ersten drei Antwortmöglichkeiten zur Regelmäßigkeit des Engagements zusammen, so haben fast 80% der Befragten angegeben, dass sie innerhalb von zwei Wochen mindestens einmal dieser Tätigkeit nachgehen. Die zeitliche Intensität der ehrenamtlichen Betätigung konzentriert sich dabei auf einen zeitlichen Umfang von einer bis zwei Stunden (65,5%) und einem halben Tag (20,5%), wohingegen geringere oder deutlich höhere Zeitinvestitionen nur sehr selten angegeben werden. Daraus lässt sich ableiten, dass eine ehrenamtliche Tätigkeit für einen großen Teil der Ehemaligen, die an der Befragung teilgenommen haben, einen fest verankerten Platz in ihrem Alltag neben Studium/Beruf, Familie und Haushalt einnimmt.

Die Frage nach der Beeinflussung des eigenen ehrenamtlichen Engagements durch den Freiwilligendienst wurde durch die Umfrageteilnehmenden folgendermaßen beantwortet:

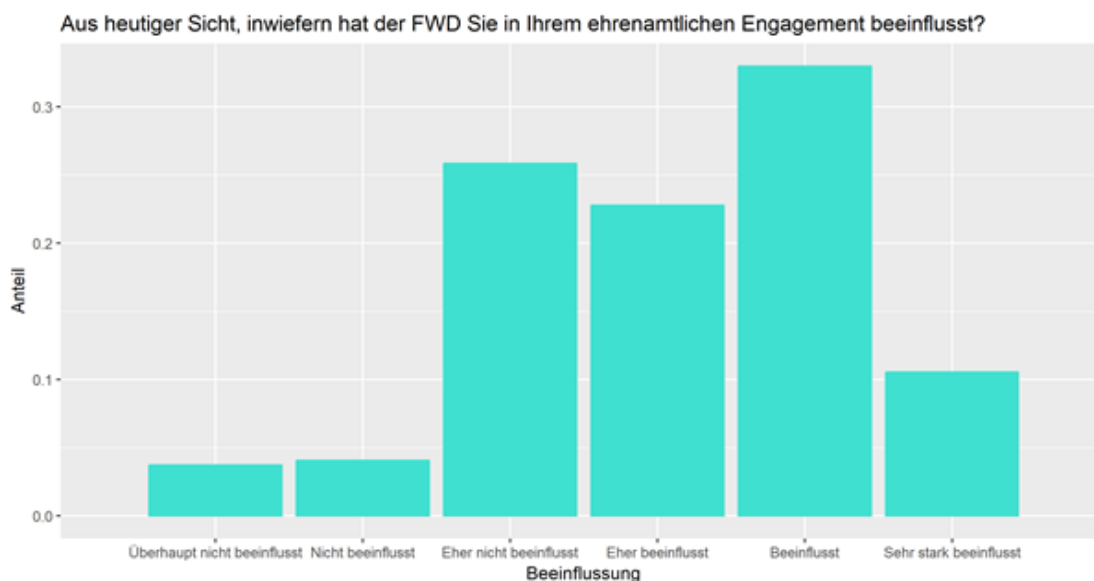


Abb. 16: Beeinflussung des ehrenamtlichen Engagements

Verglichen mit den anderen Prägungsdimensionen ist hier zwar eine ähnliche Tendenz erkennbar, aber diese fällt schwächer aus als bspw. hinsichtlich der Beeinflussung des alltäglichen Konsumverhaltens. Mit Blick auf das weitere empirische Material kann gesagt werden, dass in diesem Bild zum Ausdruck kommt, dass die Ehemaligen bereits vor dem Freiwilligendienst ehrenamtlich engagiert (siehe oben) und es nach dem Dienst weiterhin sind. So erzählt bspw. Helga, dass sie seit ihrer Jugend bis heute in der verbandlichen Jugendarbeit aktiv ist und der Dienst daran nichts geändert hat. Zugleich drückt sich darin aus, dass die Erfahrungen, die die Freiwilligen machen, dazu beitragen, sich stärker oder in einer anderen Weise (z.B. in einem anderen Bereich) ehrenamtlich zu engagieren. Hier nochmal ein Bezug zu Helga: gern hätte sie sich nach dem Dienst stärker im Bereich entwicklungspolitischer Zusammenarbeit beruflich und persönlich engagiert, was ihr mit ihrer bereits relativ starken professionellen Spezialisierung nicht gelang.

Zu unserer Überraschung werden Veränderungen im Bereich gesellschaftspolitischen Engagements nur selten formuliert. Zwar wurde explizit in JEV das Ziel einer „Politisierung“ der Freiwilligen verfolgt, welches sich in den Äußerungen von Ehemaligen in der Online-Umfrage aber nur selten ausdrückt. So geben Ehemalige an, dass der Dienst zur Stärkung ihres eigenen politischen Bewusstseins beigetragen habe und ein_e Teilnehmer_in der Online-Umfrage sagt, der Dienst habe sie_ihn „politischer gemacht“. Weitere Aussagen zur Politisierung bleiben häufig auf einer abstrakten Ebene („Sensibilisierung gegenüber Rassismus“), die sich nicht weiter interpretieren lassen. In zwei Fällen werden anhand mit der eigenen Wahlentscheidung und einer Parteimitgliedschaft Beispiele für eine Wirkung des Dienstes auf ‚klassische‘ politische Partizipation benannt. Eine Person sieht ihr parteipolitisches Engagement für eine auf Ökologie orientierte Partei als direkt Konsequenz der Erfahrungen des JEV-Jahres.

Bezieht man ein, welche Anliegen die Ehemaligen als für sich persönlich am wichtigsten an dem jeweils absolvierten jesuitischen Freiwilligenprogramm bewerten (vgl. Abb. 4), zeigt sich, dass „Nachdenken über Motive, Einstellungen und Werte“ sowie der „Einsatz für Glaube und Gerechtigkeit“ von JEV-Ehemaligen etwas häufiger als wichtig bewertet werden als von JV-Ehemaligen. Die JV-Ehemaligen bewerten hingegen deutlich häufiger die „persönlichen Beziehungen zu den Menschen vor Ort“ als einen der wichtigsten Aspekte des Dienstes. Hinsichtlich des Anliegens, ein „materiell einfaches Leben zu führen“ zeigen sich wieder nur geringfügige Unterschiede. Alles in allem sind diese vier Aspekte den Ehemaligen am wichtigsten. Relativ selten wird der Freiwilligendienst als eine „Motivation zu politischem Denken

und Handeln gesehen“, wodurch sich die seltenere Thematisierung von Veränderungen des eigenen politischen Bewusstseins erklären lässt.

Stattdessen wird von einer Prägung des eigenen Engagements durch den Dienst vorrangig im persönlichen Nahbereich erzählt. Beispielsweise wird berichtet, dass man bei der Wahrnehmung rassistischer oder xenophober Äußerungen für die diskriminierte Person eintritt. Darüber hinaus nehmen viele Ehemalige an sich selbst eine Veränderung ihres eigenen Verhaltens wahr. Beispielsweise berichtet Julia davon, dass sie in ihrem Einsatzland noch heute bei Besuchen stets willkommen geheißen wird und diese Haltung auch anderen entgegenbringen möchte. Mehrere Rückmeldungen legen hier eine Begründung für das eigene Engagement für Migrant_innen und Geflüchtete offen: man hat es selbst während des Einsatzes erfahren, wie es ist, als Fremde_r in einem Land anzukommen, dessen Sprache man anfangs nicht beherrscht und welche Hilfe es wahr, aufgefangen und unterstützt zu werden.

In Verbindung mit der hohen Identifikation für das Programm und dem auf die zwischenmenschliche Begegnung abzielenden Engagement verbirgt sich ein an einer ‚Graswurzel‘-Logik basierendes Denkmodell für gesellschaftliche Transformation: die Freiwilligen verstehen sich als eine Gemeinschaft, die bestimmte Ideale teilt, sich darüber kontinuierlich verständigt und anderen durch deren Vor-Leben ein Beispiel zur Nachahmung geben will. Letztlich würde dann ein Ideal wie der „einfache Lebensstil“ durch Ausbreitung in die gesellschaftliche Breite eine transformative Wirkung entfalten.

Diesem Anspruch stehen häufig aber konkret mit der Lebenssituation verbundene Hindernisse im Weg, wobei vor allem Zeit als Faktor genannt wird. Alexandra steht ähnlich vor dem Problem, dass sie mit Beginn des Studiums eine Reihe von verschiedenen Angeboten wahrgenommen hat, die nun jeweils eigene Anforderungen an sie stellen und zudem das Studium eine Belastung darstellt. In Erwartung dieses Spürens von Grenzen der eigenen Fähigkeit, sich zu engagieren, haben wir in der Online-Umfrage auch nach den Ressourcen ehrenamtlichen Engagements gefragt.

Allerdings haben wir in den empirischen Daten keine oder nur sehr schwache Zusammenhänge zwischen den Ressourcen (finanzielle Sicherheit, Zeit, gute Gesundheit, Persönlichkeitseigenschaften) und dem Umfang sowie der Intensität ehrenamtlichen Engagements identifiziert können. Trotz unterschiedlicher statistischer Modellierungsansätze bleibt damit für uns im Rahmen dieses Projekts die Frage offen, welche Faktoren der Aufnahme oder Intensivierung persönlichen Engagements auf Seiten der Ehemaligen fördernd oder hemmend sind.

vii) Verbindung zum Einsatzland und den Menschen vor Ort

Auffallend viele Freiwillige berichten von dem Fortwirken einer starken Verbindung zu ihrem Einsatzland, wobei sie von „Liebe“ zum Land erzählen sowie „Fernweh“ beziehungsweise „Heimweh“ nach ihrem Einsatzland. Die meisten der Interviewpartner_innen sind nach ihrem Einsatz nochmal an den Einsatzort zurückgekehrt. Wenn das nicht der Fall war, lagen die Gründe sowohl bei der Situation im Einsatzland, etwa der Sicherheitslage oder auch im persönlichen Bereich, wie bspw. der Arbeitsbelastung durch das Studium. Die Eingebundenheit in eine feste Arbeitsstelle und die geographische Lage erschwert teilweise den Aufenthalt. „Du hast einfach mega Stress auf der Arbeit hier in Deutschland und cuttest dir da die zehn Tage raus wirklich so.“ (Lea) Als fordernde Bedingungen vor Ort empfindet Lea dazu neben der Hitze, die fehlende Möglichkeit, sich zurückzuziehen, „die Leute, die wollen dann halt immer alles von einem“.

Die Rückkehr zum Einsatzort, was manche auch mehrmals in regelmäßigen Zeitabständen machen, wird von den Freiwilligen ambivalent erlebt. Carolin berichtet freudig bspw. von der beruflichen Weiterentwicklung ihrer ehemaligen Sprachschüler_innen und wie herzlich diese sie empfangen. Stefanie stellt dahingegen den Kontrast zum eigenen Leben fest und berichtet von Gefühlen der „Entfremdung“ aufgrund der fehlenden sichtbaren Weiterentwicklung der Menschen und Bedingungen vor Ort.

„Und das ist so eine gewisse einerseits sind es die Umstände, andererseits ist es schon so eine gewisse Antriebsschwäche manchmal so auch bei den Leuten und das ist irgendwie so ein bisschen frustrierend [...]. Also man selbst durchläuft so voll die interessante Lebensphase mit Studienentscheidung 1, Studienentscheidung 2, Praktika, Jobs und so weiter; Ortswechsel und so weiter und dort ist alles immer genau gleich. Und das ist schon ein ziemlicher Kontrast, der einen dann auch irgendwann entfremdet von den Leuten, [...] wenn man dann eben in Kontakt ist und dann merkt bei einem selbst hat sich total viel verändert, man hat sich selbst auch verändert und bei den Leuten ist alles gleich, man versteht sich irgendwie nicht mehr so ganz.“

Stefanie bemerkt weiterhin, dass nach dem Freiwilligendienst weniger gemeinsame Gesprächsthemen mit den Menschen vor Ort vorhanden sind, die während dem Dienst häufiger auch alltagsbezogen initiiert wurden, beispielsweise hinsichtlich des Umgangs mit einem Stromausfall. Frustrierend ist für sie bei ihrer Rückkehr auch die fortschreitende Verelendung vor Ort, „dass die Kriminalität immer weiter ansteigt; das ist halt jedes Mal, wenn du hinkommst gibt es halt noch ein neuen Slum an die Stadt angebaut.“

Die Motivationen für eine Rückkehr an den Einsatzort sind unterschiedlich. Dass eine Rückkehr an den Einsatzort üblich ist, wurde Stefanie bereits von ehemaligen Freiwilligen während ihrer Einsatzzeit „vorgelebt“. Neben dem Weiterverfolgen der Entwicklungen spezifischer Projekte ist das Wiedersehen bestimmter Personen vor Ort der häufigste Grund für einen Besuch. Gelegentlich ermuntern auch spezifische Personen während des Dienstes gezielt, wieder zu Besuch zu kommen oder laden die Freiwilligen zu ihrer Hochzeit ein. Bei Lea zeigt sich die Verbundenheit zum Einsatzland auch deutlich daran, dass sie hofft, dass ihr Partner sie bei einem zukünftigen Besuch begleitet, gerade weil ihr das Land selbst sehr wichtig ist.

Viele Freiwillige halten Kontakt zu Menschen vor Ort, wobei teilweise enge Freundschaften gepflegt werden. Mehrere Freiwillige berichten, eigeninitiativ einen „Reverse-Freiwilligendienst“ organisiert zu haben, wobei eine Person, die sie während des Einsatzes kennengelernt haben, mehrere Monate in Deutschland verbracht hat. Manche Freiwillige erzählen dahingegen, dass der Kontakt mit Menschen vor Ort eher „abgeflaut“ ist und mittlerweile lediglich oberflächlich vorhanden ist. Alexandra beschreibt das mit „Aus dem Auge, aus dem Sinn“ und „Jeder lebt halt so sein Leben“.

Die Verbindung zum Einsatzland zeigt sich neben einer Rückkehr an den Einsatzort und fortbestehenden Kontakten zu Menschen vor Ort aber auch durch das Selbstverständnis mancher Freiwilligen als „Vermittler“ des Landes. Dabei haben sie etwa den Anspruch, gängigen Vorurteilen gegenüber ihrem Einsatzland entgegenzutreten und ein anderes Bild zu vermitteln; zu zeigen, wie „unglaublich divers“ (Alexandra) das Einsatzland ist. Dazu gehört auch, die erlebte soziale „Ungerechtigkeit“ nicht kommentarlos ‚stehen zu lassen‘. „Und man möchte irgendwie alles tun, dass diese Stimmen gehört werden, die man die man selbst gehört hat.“ (Julia). Josefine berichtet, dass ihr in diesem Sinne auch das Blogschreiben geholfen hat, wodurch sie Gefühl hatte, bei anderen Menschen „Bewusstsein“ schaffen zu können.

4) Ansätze zur weiteren Gestaltung

In den Interviews (➤ *Leitfaden für Orientierungsgespräche* und ➤ *Leitfaden für vertiefende Interviews*), den Gruppendiskussionen (➤ *Vorgehen für Gruppendiskussionen*) und der Umfrage (➤ *Dokumentation zur Online-Umfrage*) haben wir von Ehemaligen der verschiedenen jesuitischen Freiwilligenprogramme Rückmeldungen darüber eingeholt, was ihnen an der Gestaltung ihres konkreten Dienstes gefallen hat und wo sie aus ihrer Sicht Entwicklungsmöglichkeiten bestehen. Dabei liegt unser Augenmerk auch auf den Bedingungen, die dazu beigetragen haben, dass die Freiwilligen in ihrem Dienst (sowohl ‚positiv‘ als auch ‚negativ‘) prägende Erfahrungen gemacht haben. Dabei ist sowohl uns als auch den Forschungsteilnehmenden bewusst, dass die teilweise sehr spezifischen Kommentare sich nicht bruchlos in eine Empfehlung zur weiteren Gestaltung des aktuellen Programms JV überführen lassen, z.B., weil die JM nur begrenzt auf Aspekte der Arbeitsgestaltung in den Einsatzstellen Einfluss nehmen kann oder die Dynamik einer Wohngemeinschaft stark von individuellen Ansprüchen an das Gemeinschaftsleben abhängt. Daher ist es in diesem Abschnitt unsere Absicht, die Rückmeldungen der Ehemaligen so vorzustellen, dass die Anknüpfungspunkte zur aktuellen Programmkonzeption deutlich werden und dazu jeweils eine Reihe von Fragen zu formulieren, die für die weitere Entwicklung des Freiwilligenprogramms relevant sein können.

a) Die vier Grundlinien: Alleinstellungsmerkmal von JEV – und auch von JV?

Aus Sicht der JEV-Ehemaligen waren die vier Grundlinien als Gesamtheit ein Spezifikum des Programms, das andere Dienste nicht boten und mit dem auch explizit geworben wurde. Dadurch ist der Dienst mit dem Bild eines „Experiments“, in dem neue Formen des Zusammenlebens gefunden und erprobt werden sollen, verknüpft und als ein ‚Bildungsjahr für sich selbst‘ verstanden worden.

Insbesondere in den Interviews und der zweiten Gruppendiskussion wird deutlich, dass die Grundlinien nach wie vor ein Thema in JV, aber weniger zentral als in JEV sind und abgesehen vom „einfachen Lebensstil“ von den Teilnehmenden auch nicht als inhaltliche Leitideen des Programms aufgefasst werden. Demgegenüber hat der Aspekt des interkulturellen Verstehens und Lernens eine größere, eigenständige Gewichtung erfahren, was auch mit dem Wegfall der Einsatzstellen in Deutschland aufgrund sinkender Bewerber_innenzahlen zusammenhängt.

Ausgehend von den Rückmeldungen im Rahmen der Gruppendiskussionen lässt sich die Aufforderung formulieren, die vier Grundlinien wieder stärker zu betonen und explizit zum Gegenstand von Aushandlungen auf den Seminaren und während des Einsatzes zu machen, wobei dieses von den Teilnehmenden der Diskussion nicht als JEV-Nostalgie, sondern als eine Erweiterung des Konzepts verstanden wird. Besonders hervorgehoben wird, dass die Verständigung darüber, was die Grundlinien individuell, für die Kommunität/Wohngemeinschaft und letztlich die Gesellschaft bedeuten können, als befähigende Erfahrung erlebt wurde. Mit diesem Gestaltungsaspekt sind die folgenden Fragen verknüpft:

- Welche Rolle spielen die vier Grundlinien aus JEV als Gesamtheit heute in JV?
- Welche Gewichtung erfahren sie gegenüber anderen Lernzielen in JV?
- Wie werden die Grundlinien in der Vorbereitung eingeführt, zum Gegenstand von Diskussionen und erfahrbar (z.B. im Selbst-Experiment) gemacht?
- Wie werden die Grundlinien in Zwischenseminaren bzw. durch die fortlaufende Begleitung während des Einsatzes zum Thema gemacht?

b) Grundlinie „Leben in Gemeinschaft“

Aus der Gesamtheit der vier Grundlinien wird sehr häufig das „Leben in Gemeinschaft“ als prägende Erfahrung hervorgehoben. Dabei wird – ähnlich zu JV – positiv gesehen, dass man nicht allein vor Ort gewesen ist, sondern sich mit anderen und unter Hilfestellung der Kommunitätsbegleitung mit den eigenen Erlebnissen auseinandersetzen konnte. Im Unterschied zu JV wird die Freiwilligen-Kommunität in JEV zugleich mit der nicht abschließbaren Aufgabe verknüpft, das eigene Gemeinschaftsleben zu gestalten. Formen des Zusammenlebens werden anhand von unterbrochenen Routinen in der Gestaltung des eigenen Alltags ausgehandelt. In mehreren Interviews und den Gruppendiskussionen wird das Einladen von Gästen zur Sprache gebracht, Catherine spricht von einer „bindenden Qualität des gemeinsamen Umgangs mit dem Geld“ und Marion hebt hervor, wie Vorstellungen von geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung im Haushalt durchkreuzt und neu arrangiert werden. All dies sind Erfahrungen, die für viele JEV-Ehemalige noch lange im weiteren Lebensverlauf nachhallen. Dabei ist wichtig anzuerkennen, dass diese Prozesse auch mit Enttäuschung und Verletzungen verbunden sein können: Carolin erzählt, dass ein Teil ihrer Kommunität sich für die Versuche, einen „einfachen Lebensstil“ zu pflegen nicht interessiert hat; Karins Kommunität löst sich im Laufe des Jahres auf, weil Mitbewohner_innen aus verschiedenen persönlichen Gründen ihren Einsatz vorzeitig beenden.

Für JV-Freiwillige steht dieser Aspekt des „Sich Einlassens“ während des Dienstes eher im Hintergrund. In der zweiten Gruppendiskussion erläutert Greta, dass sich diese Frage (‚Wie wollen wir zusammenleben?‘) für sie erst mit dem Ende des Dienstes stellt. Sie habe die Gemeinschaftserfahrung während des Dienstes aber auch nicht vermisst, weil sie diesen Anspruch nicht hatte. Zugleich ist für sie aus den Erzählungen von JEV-Freiwilligen ersichtlich, wie prägend diese Erfahrungen für sie waren.

Neben dem eigenen Anspruch an das Zusammenleben ist die Betreuung am Einsatzort ausschlaggebend dafür, inwiefern es gelingt, in Austausch über diese Fragen zu treten. In den Interviews mit JV-Ehemaligen stellt sich die Begleitung vor Ort anders dar als in JEV: ‚Verantwortliche‘ sind häufig schlecht erreichbar, zeitlich stark eingebunden und werden daher oft nur bei Bedarf kontaktiert; man trifft sich allein oder als Gruppe am Arbeitsort der Ansprechpersonen und nicht in der WG; die Betreuung erfolgt eher individuell in Zweier-Konstellationen („Mentor_innen“). Gemeinsame Aktivitäten der WGs mit ihren Begleitungen scheinen eher außerhalb der Wohnung stattzufinden und das gemeinsame Erleben (z.B. Ausflüge machen) steht im Vordergrund.

Die starken Rückmeldungen aus den Gruppendiskussionen legen nahe, dass „Leben in Gemeinschaft“ ein weiterer Ansatzpunkt für die Gestaltung von JV sein kann, bezüglich dessen sich die folgenden Fragen stellen:

- Welche Erwartungen werden seitens des Trägers an das „Einlassen“ vor Ort gestellt und in welchem Verhältnis stehen sie zur Gestaltung des Zusammenlebens der Freiwilligen?
- Unter welchen Bedingungen (z.B. Ausstattung, finanzielle Ressourcen, Kommunikationstechnologien) funktioniert das Zusammenleben in Freiwilligen-WGs heute?
- Wie wird die Begleitung von Freiwilligen-WGs und allein entsandten Freiwilligen vor Ort gewährleistet? Welche Richtlinien existieren für die Begleitung vor Ort und wie kann deren Einhaltung sichergestellt werden?

c) Grundlinie „Glaube und Spiritualität“ / „Gelebter Glaube“

Wie anhand der Motivationen ersichtlich geworden ist, spielt ‚das Jesuitische‘ bei vielen Freiwilligen in der Entscheidung für den Dienst eine Rolle. Häufig ist der Dienst aber auch der erste Kontakt mit ignatianischer Spiritualität. Auffallend oft wird sowohl in der Online-Befragung

als auch in den Interviews die Teilnahme an ignatianischen Schweigeexerzitien als eine bis heute prägende Erfahrung berichtet, die den Anstoß zu einer langfristigen Auseinandersetzung mit Glaube, Spiritualität und Meditation bildete – auch wenn die Exerzitien selbst teilweise als unangenehme Erfahrung („also es ging mir nicht wahnsinnig gut in dieser Woche“, Catherine) erinnert werden, was aber eher selten der Fall ist. Ebenso wird die Erfahrung von Offenheit und Freiheit in spirituellen Praktiken und Glaubensfragen als Bereicherung empfunden und häufig als Ausgangspunkt zur Neu-Definition des persönlichen Verhältnisses zur katholischen Kirche beschrieben.

In beiden Gruppendiskussionen wurde betont, dass die Verankerung des Dienstes in ignatianischer Spiritualität durch Reflexionsangebote und Exerzitien ein sehr wichtiger Aspekt von JEV gewesen ist. Mit Blick auf die heutige Situation fordert Olivia, der „Orden soll nicht das verstecken, wofür er steht“, und befürchtet, der Dienst werde ansonsten „lapidar“.

Diese Position wird in der zweiten Gruppendiskussion zwar nicht in dieser Form vertreten, aber dafür wird die Freiwilligkeit der Exerzitien diskutiert. Einerseits sehen die Teilnehmenden es als Bereicherung für alle an, diese Erfahrungen zu machen, andererseits besteht auch Einigkeit darüber, dass kein Zwang zu einer derartigen Form der Auseinandersetzung mit sich selbst und dem eigenen Glauben bestehen sollte. Zudem besteht im Vergleich der beiden Gruppendiskussionen zueinander Uneinigkeit darüber, ob eine stärkere Betonung der spirituellen Ausrichtung des Dienstes abschreckend auf potenzielle Teilnehmende wirke oder nicht.

Interessant daran ist, dass der Anteil der Freiwilligen, die heute freiwillig an den Exerzitien teilnehmen, nach Auskunft des Auftraggebers relativ hoch ist, aber dass diese Erfahrung in den Interviews gar nicht zur Sprache gebracht wird; möglicherweise handelt es sich dabei um einen Sampling-Effekt. Daran anschließend stellen sich die folgenden Fragen:

- Welche Rolle spielt ignatianische Spiritualität im Konzept von JV?
- Welchen Stellenwert nimmt die Auseinandersetzung mit ignatianischer Spiritualität in der Vorbereitung, während und nach der Einsatzphase ein?
- Welche Angebote zur Auseinandersetzung mit Glauben und Spiritualität werden während des Einsatzes gemacht?
- Wer würde sich durch die Betonung einer Verankerung des Programms in ignatianischer Spiritualität (nicht bzw. nicht mehr) angesprochen fühlen?

d) Grenzen des „Sich Einlassens“ und Selbstschutz

Bezüglich der Fälle, in denen krisenhafte Situationen entstehen (z.B. Abbruch des Dienstes nach Mobbing am Arbeitsplatz, von der Einsatzstelle hinausgeworfen werden, die Unterkunft wechseln müssen), wird berichtet, dass von Seiten des Trägers schnell und unkompliziert Hilfe geleistet wurde. Selbst, wenn diese nicht in Anspruch genommen werden muss, betonen die Interviewpartner_innen häufig, dass sie sich auf das Referent_innen-Team haben verlassen können. Das Notfallmanagement für JV zeigt, dass aus den Erfahrungen, die in JEV und JMV gemacht worden, gelernt wurde und die gewonnenen Einsichten konsequent in der Organisation des Dienstes berücksichtigt zu wurden.

Schwieriger und nur in begrenztem Maße durch den Träger aus der Distanz zu bewerkstelligen ist die Unterstützung in Grenzverletzungen und Unsicherheiten, die sich im Alltag der Freiwilligen vor Ort ereignen. Deutlich wird dies am Beispiel von Erfahrungen mit sexueller Belästigung. Die Aufklärung über und die Prävention von sexualisierter Gewalt sind feste Seminarbestandteile in der Vorbereitungsphase. Eine Gesprächspartnerin, die von verbalen sexuellen Belästigungen durch Klient_innen der Einsatzstelle spricht, berichtet aber davon, dass sie wenig Unterstützung bei ihrem Ansprechpartner am Einsatzort findet, als sie ihre Erlebnisse mit ihm zu bearbeiten versucht. Sie bringt im Interview zum Ausdruck, dass aus ihrer

Sicht auf Seiten des Betreuers vor Ort das Problembewusstsein weitgehend fehlte. Sie konnte zudem keine geeigneten selbständigen Umgangsweisen mit sexueller Belästigung finden, erwähnt aber, dass Skype-Gespräche mit der Referentin hilfreich waren. Inhalte aus der Vorbereitungsphase, die ihr möglicherweise geholfen hätten, bringt sie im Interview nicht zur Sprache. Ähnlich bringt Josefine die Ratlosigkeit und das eigene Unbehagen ob der Zudringlichkeit zweier gleichaltriger Arbeitskollegen zum Ausdruck.

Hinsichtlich dieses Themas ergeben sich folgende Fragen zur weiteren Reflexion:

- Welche Erwartungen werden seitens des Trägers an das „Einlassen“ vor Ort gestellt und inwiefern wird die Möglichkeit aufgezeigt, persönliche Grenzen zu ziehen?
- Wie werden die Teilnehmenden allgemein für Grenzüberschreitungen durch andere sensibilisiert und in der Vorbereitung dazu befähigt, darauf zu reagieren?
- Gibt es auch Grenzen, die die Freiwilligen selbst beim „sich einlassen“ nicht überschreiten sollen? Wie werden diese begründet und das Wissen darum vermittelt?
- Inwiefern sind die Ansprechpartner_innen vor Ort darauf vorbereitet, den Freiwilligen unterstützend beizustehen?
- Welche Sensibilisierung haben die Begleiter_innen vor Ort für das Thema „Sexualisierte Gewalt“ und inwiefern ist das ein Kriterium in der Auswahl von Begleiter_innen?

e) Übertragung des Perspektivenwechsels auf das Leben in Deutschland

In unserer Lesart legt das empirische Material nahe, dass ein großer Teil der Erfahrungen, die außerhalb Deutschlands gemacht werden, durch die Brille ‚Kultur‘ gelesen werden und damit Erfahrungen von Andersartigkeit und Fremdheit rationalisiert werden (➤ *Überraschende Erfahrungen im Kontext von Interkulturalität und ‚Andersartigkeit‘*). Außerdem werden in Vergleichen zwischen Einsatzland und Deutschland große Verallgemeinerungen vorgenommen, die vernachlässigen, dass man in beiden Ländern jeweils nur eine spezifische Lebensrealität kennt/kennengelernt hat. Ehemalige, die ihren Einsatz in Deutschland gemacht haben, sprechen in Bezug auf ähnliche Situationen (z.B. Kontakt zu Obdachlosen in einer Suppenküche) eher von sozialen Unterschieden und davon, dass sie andere Lebenswelten kennengelernt haben, nicht aber anderen Kulturen. Hierin lässt sich möglicherweise die Tendenz erkennen: je größer die erlebte Distanz zwischen der eigenen Lebenswirklichkeit in Deutschland und der, die man im Einsatzland kennengelernt hat (z.B. absolute Armut), umso unsichtbarer werden soziale Ungleichheiten in Deutschland (z.B. relative Armut).

In den Gruppendiskussionen wird dieser Themenkomplex ebenfalls aufgegriffen: zum einen finden die Freiwilligen in den Einsatzländern andere materielle Bedingungen als in Deutschland und kulturelle Eigenheiten vor, die auf den ersten Blick fremd zur eigenen Lebenswelt sind. Zum anderen erkennen einige Freiwilligen im Laufe ihres Aufenthaltes, dass soziale Problemlagen vor Ort und in Deutschland als Phänomene durchaus vergleichbar sind, zuge-spitzt formuliert eine Teilnehmerin die Frage, was denn in ihrem außereuropäischen Einsatzland anders sei als in Deutschland. Auf diese Frage findet die Gruppe keine Antwort, aber erkennt ein Lernmoment darin, sich diese Frage überhaupt zu stellen.

- Wie werden die Erfahrungen des Freiwilligendienstes auf die eigene Lebenssituation und soziale Strukturen in Deutschland bezogen?
- Inwiefern regt der Einsatz dazu an, auch in Deutschland „wirklich anders zu leben“ und „sich einzulassen“?

f) Wunsch nach verstärkter Vernetzung der ehemaligen Freiwilligen

Die Teilnehmenden der Gruppendiskussionen verstehen sich auffallend stark als eine „Gruppe“ bzw. „Gemeinschaft von Gleichgesinnten“. Dies wird daran deutlich, dass in der zweiten Gruppendiskussion die beiden Schlagwörter „JEV – ruined for life“ und „Einmal JEV immer JEV“ Zustimmung bei allen Teilnehmenden finden und die Ehemaligen sich selbst dann damit identifizieren können, wenn es diese Label in ihrer Zeit nicht (mehr) gab. Zudem ist die wiederkehrende Abgrenzung gegenüber anderen Formen von Freiwilligendiensten ein Indiz für die Herstellung von nicht explizierten Gemeinsamkeiten.

Von diesem Standpunkt aus ist es wenig überraschend, dass das Gefühl, ein Teil von JEV/JV zu sein, auch noch Jahre und Jahrzehnte nach dem eigenen Dienst fortwirkt; zumindest bei denjenigen, mit denen wir gesprochen sowie denjenigen, die sich in der Umfrage ähnlich geäußert haben. In den Gruppendiskussionen hat sich herausgestellt, dass ein Teil der JEV-Ehemaligen nicht über bestehende Vernetzungsangebote informiert ist (z.B., dass es das Sommerfest gibt). Die Gründe dafür sind unklar, denn fehlerhafte Adressdaten können ausgeschlossen werden, weil die betreffenden Personen für die Teilnahme am Forschungsprojekt erreicht werden konnten.

Der Wunsch nach einer insgesamt stärkeren und verstetigten Vernetzung wird auch von JV-Ehemaligen geteilt, aber in unterschiedliche Richtungen hin artikuliert. Dadurch soll das Problem gelöst werden, dass mit dem Wechsel von Referent_innen jedes Mal für eine Reihe von Ehemaligen der Kontakt zur JM und zum Kreis der Ehemaligen „wegbricht“.

i) Sich einbringen

Einige Ehemalige sehen sich in der Situation, dass sie sich mit ihrem Wissen, ihren Kompetenzen oder auch finanziell in bestehende und neue Projekte, die von anderen Ehemaligen angestoßen werden, einbringen wollen, oder haben selbst Ideen, für die sie Unterstützung suchen. In beiden Fällen ist unklar, wie andere Ehemalige unabhängig davon, dass man sich persönlich bekannt ist, erreicht werden können.

Als Format wird hierfür ein Ehemaligen-Förderverein ins Spiel gebracht, mit dem Hinweis, dass es schon einmal ähnliche Bestrebungen gegeben habe, die sich aber bei der Zusammenlegung von JEV und JMV verloren hätten. Für ein derartiges Vorhaben wird auch organisatorische Unterstützung seitens der JM erhofft. Ein Teilnehmer einer Gruppendiskussion merkt an, dass hierfür die Alumni_ae-Arbeit des Cusanus-Werkes oder anderer Begabtenförderwerke als Vorbild genommen werden könnte.

ii) Sich vernetzen

Andere Ehemalige haben weniger das Bedürfnis, sich im Kontext von Projekten oder der Unterstützung von JV zu engagieren, sondern suchen vorrangig nach einer Möglichkeit, persönliche Kontakte zu anderen Freiwilligen aufrechtzuerhalten und auch Ehemalige anderer Jahrgänge kennenzulernen. In diesem Zusammenhang wird der Wunsch nach häufigeren Regionaltreffen geäußert und an die „KaOs-Tage“ (Kar- und Ostertage) erinnert, die JEV-Ehemalige früher organisiert haben, um gemeinsam das Osterfest zu begehen. Solche Formate sehen die Ehemaligen in eigener Verantwortung und unabhängig von der JM, wobei die Möglichkeit, eine solche Veranstaltung zu kommunizieren – in Ermangelung eines Verteilers, über den alle erreicht würden – aktuell als infrastrukturelles Problem gesehen wird, dessen Lösung durch die JM angegangen werden müsste.

g) Weitere Gestaltungsideen und –wünsche

i) Intensivierung der Betreuung nach der Rückkehr

In der ersten Gruppendiskussion wurde der Wunsch geäußert, dass es zwei Rückkehrer_innen-Seminare geben sollte: ein erstes direkt oder sehr kurz nach der Ankunft in Deutschland und ein zweites mit einigem zeitlichen Abstand (ca. 3 Monate) nach Dienstende. Nach der Rückkehr aufgefangen zu werden, beugt aus Sicht der Befürworter_innen dieser Idee Gefühlen von Alleinsein und Verlorenheit vor. Kritisch bemerkt wird dazu etwa, dass es nach der Ankunft zu früh gewesen wäre, gleich wieder in ein Reflexionssetting zu gehen und zunächst mit sich allein zu sein als wertvoll empfunden wurde. Inwiefern das gegenwärtige Format mit einem individuellen Rückkehrer_innen-Gespräch und einem Seminar diese einander widersprechenden Bedürfnisse gelingend verbinden kann, wurde nicht diskutiert.

ii) Re-Etablierung von Einsatzstellen in Deutschland

Einige JEV-Ehemalige haben ihr Bedauern darüber geäußert, dass es keine Einsatzstellen mehr in Deutschland gibt, und führen eine Reihe von Argumenten für entsprechende Einsätze an. Erstens sei bei Einsätzen in Deutschland das „sich einlassen“ leichter, weil sprachliche und zu einem großen Teil kulturelle Hindernisse vermeintlich wegfallen. Möglicherweise würden dadurch sich auch Teilnehmende angesprochen fühlen, für die das Erlernen einer anderen Sprache oder der zeitweilige Umzug in ein anderes Land eine zu große Herausforderung darstellt. Zweitens könne man die Erfahrung, die man im Ausland mit Armut mache, nach Sicht einiger Ehemaliger analog in Deutschland machen und dies sei ein qualitativ eigenes, ebenso wichtiges ‚Aha-Erlebnis‘ wie interkulturelles Lernen. Drittens würden die unterschiedlichen Erfahrungen der Freiwilligen eines Jahrgangs, die in Deutschland und im Ausland gemacht werden, die Grundlage für eine Diskussion darüber bieten, inwiefern z.B. das Leben im Ausland denn anders sei als in Deutschland und wie sich soziale Strukturen und lokale soziale Ungleichheiten ähneln bzw. unterscheiden. Viertens habe ein Einsatz in Deutschland zudem den Vorteil, dass man ein solches Engagement „leichter mitnehmen“ könne, weil es bspw. Suppenküchen in vielen Städten in Deutschland gäbe und so die Fortsetzung von Engagement leichter falle.

Der Umstand, dass ein Einsatz in Deutschland für manche Freiwillige weniger attraktiv sein kann, wird aber anerkannt und die Chance, zukünftige JV-Freiwillige für einen Dienst in Deutschland zu gewinnen, als eher gering eingeschätzt.

iii) Reverse-Freiwilligendienste

In verschiedenen Situationen des Forschungsprozesses wurde von den Teilnehmenden die Idee geäußert, dass Menschen aus den Zielländern ein Freiwilligendienst in Deutschland ermöglicht werden sollte. Einzelne Ehemalige haben erzählt, wie sie ähnliche Einzelinitiativen bereits persönlich und finanziell unterstützt haben, beispielsweise indem ein Mensch, den sie im Einsatzland kennengelernt haben, für einige Monate in Deutschland gelebt hat im Sinne eines „Reverse-Freiwilligendienstes“. Auch könnten sie sich vorstellen, z.B. im Rahmen eines ‚JV-Fördervereins‘ von Ehemaligen ein solches Projekt zu unterstützen.

Hervorgehoben wird in der Diskussion dieser Idee zweierlei: erstens die Perspektivenerweiterung für die Freiwilligen aus den Einsatzländern, denen dadurch größere Chancen eröffnet

werden, und zweitens die Herstellung von Symmetrie in der ansonsten asymmetrischen Beziehung ‚Entsendeland – Einsatzland‘.

iv) Weitere Diversifizierung der JV-Jahrgänge

In den Gruppendiskussionen wurde zudem teilweise aus eigenen Erfahrungen der Wunsch formuliert, dass Menschen aus anderen europäischen Ländern als Deutschland, Österreich und der Schweiz an dem JV-Programm als Freiwillige teilnehmen können. Dahinter steht die Absicht, die Heterogenität der Freiwilligen-Jahrgänge weiter zu steigern und das Erfordernis internationaler und interkultureller Verständigung auch zwischen den Freiwilligen erlebbar zu machen.

Ähnliche Ansätze gab es durch die „Europäisierung von JEV“ in den späten 1990er und früher 2000er Jahren: parallel zu JEV gab es Programme in anderen europäischen Ländern und die Möglichkeit für Teilnehmende, sich im Land des Wohnorts zu bewerben und den Dienst in einem der Partnerländer zu machen. Gemeinsame Zwischenseminare auf europäischer Ebene werden dabei als bereichernde Erfahrung hervorgehoben.

5) Diskussion der Ergebnisse und Fazit

a) Zusammenfassung der Ergebnisse

Die Fragestellung, die unseren Forschungsprozess angetrieben hat und auf die dieser Bericht verschiedene Antwortmöglichkeiten aufzeigt, lautete: „*Inwiefern wirkt sich die Teilnahme an einem jesuitischen Freiwilligendienst (JEV, JV) langfristig auf die Freiwilligen aus?*“.

Das Forschungsinteresse des Projekts liegt somit auf der Sichtbarmachung der verschiedenen lebensweltlichen Dimensionen (z.B. beruflicher Werdegang, Konsumverhalten, Bedeutung von Spiritualität), in denen eine Geprägt-Sein durch den Freiwilligendienst von den Ehemaligen zur Sprache gebracht wird, dem Herausarbeiten verschiedener Intensitäten der Prägung in diesen Dimensionen und der Systematisierung von Zusammenhängen zwischen Faktoren, die den Einsatz charakterisieren (z.B. Programm, Wohnform, Einsatzland). Hierbei verstehen wir ‚Prägung‘ nicht als einen einseitigen, sondern medialen Prozess: die Ehemaligen werden durch Erfahrungen geprägt und haben zugleich einen Einfluss darauf, welche Erfahrungen prägend für sie werden, bspw. indem sie sich reflexiv mit ihren Erlebnissen auseinandersetzen.

Im Ergebnisteil haben wir zunächst Erfahrungen und Erlebnisse aus dem Freiwilligendienst in den Blick genommen, welche als Rahmenbedingungen für die Prägung durch den Dienst verstanden werden können und dabei Verbindungen zwischen diesen Themen und zu unserem Forschungsgegenstand hergestellt.

Hinsichtlich der *Motivationen, einen Freiwilligendienst zu absolvieren*, fällt auf, dass die Ehemaligen sich von eigennützigem und paternalistischen Motiven abgrenzen und – in der Retrospektive – sich häufig mit der Absicht beworben haben, eine praktische Hilfe für die Menschen vor Ort zu sein, ihre Lebenswirklichkeit kennenzulernen und mit ihnen „wirklich“ zusammenzuleben. Dabei spielt seltener und in geringerer Intensität als von uns erwartet die Suche nach Orientierung durch den Dienst eine Rolle. Hingegen verstehen Freiwillige den Dienst häufig als eine Form der Prüfung bereits bestehender Pläne (z.B. Studienentscheidungen). Im Laufe der Vorbereitungszeit wandeln sich die Motivationen teilweise erheblich. Insbesondere berichten viele Freiwillige davon, dass sie den Wunsch nach einem konkreten Einsatzland aufgegeben und stattdessen sich als Freiwillige in einem Programm verstanden haben, mit dem sie eine Reihe von Werten und Handlungsweisen verbinden, mit denen sie sich identifizieren. Dieses „Sendungsprinzip“ wird aber nicht rückhaltlos von allen unterstützt und der Umstand, nicht alleine entsandt zu werden, wirkt dabei häufig unterstützend.

Während des Einsatzes hat die Wohnform der Freiwilligen großen Einfluss auf die *sozialen Beziehungen während des Dienstes* und darauf, inwiefern die Möglichkeit und die Notwendigkeit bestehen, sich auf das Leben und die Menschen vor Ort „einzulassen“. Für die JEV-Ehemaligen, die in Kommunitäten leben, bezieht sich das „Sich Einlassen“ vor allem auf die Gestaltung von Gemeinschaft im Rahmen der eigenen Kommunität und wie diese in der sozialen Wirklichkeit des jeweiligen Einsatzortes, also ob man in einer „offenen Kommunität“ inmitten einer Großstadt in Deutschland, einer „gastfreundlichen Kommunität“ oder einer Kommunität lebt, in der am Abend „die Schotten dicht“ gemacht werden. In JMV- und JV-Wohngemeinschaften spielt der Gemeinschaftsaspekt durch die unterschiedliche programmatische Ausrichtung eine geringere Rolle. Dennoch zeigt sich auch hier, dass die Gruppe einen Schließungseffekt nach außen haben kann. Die Freiwilligen machen weiterhin die Erfahrung, wie zentral das Beherrschen der Sprache vor Ort für die Möglichkeiten ist, am Leben vor Ort teilzuhaben und die eigene Rolle als „Gast“ oder „Freiwillige_r“ zu verlassen.

In Bezug auf diese *eigene Rolle vor Ort* erzählen viele der Ehemaligen, die im Ausland waren, davon, wie die Situation zunächst vom Nicht-Verstehen von Abläufen vor Ort aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse und begrenzter Ausdrucksfähigkeiten geprägt ist. Häufig äußern die Ehemaligen, dass sie den Anspruch eines pragmatischen „Mit-Tuns“ unter konkreter Aufgabe von paternalistischen Haltungen („es nicht besser wissen“) an sich selbst hatten und dabei gelernt haben und lernen mussten, eigene Anforderungen und Ideen zurückzustellen. Die Freiwilligen erfahren dabei in vielerlei Hinsicht, wie begrenzt ihre Wirkmächtigkeit vor Ort ist: „das große Aufräumen“ kann nicht an der Tür der Einsatzstelle begonnen werden und das ist auch gar nicht das Ziel desjenigen, der Hilfe sucht. Durch die Reflexion über die ‚experimentelle‘ Situation des Einsatzes durch seine zeitliche Begrenztheit wird den Freiwilligen zudem klar, dass es kein sinnvolles Ziel ihres eigenen Aufenthaltes sein kann, eigene Projekte aufzubauen, die dann keine Fortsetzung finden würden. Die Freiwilligen erleben die Wirkungen ihres Tuns vor Ort stattdessen auf andere Weise, in direktem Austausch mit den Menschen um sich herum, z.B. sammeln sie ‚zu Hause‘ Spenden und setzen diese für die Renovierung des Hausdaches eines Bekannten vor Ort ein.

Während des Einsatzzeitraumes machen die Freiwilligen verschiedene ‚überraschende‘ Erfahrungen, die in den Interviews häufig mittels Kontrastierungen dargestellt wurden, etwa im Gegensatz zur eigenen „behüteten Kindheit“; dem Aufwachsen „auf dem Dorf“ und den Privilegien, die man in Deutschland hat. Der Stellenwert dieser Erfahrungen erweist sich als besonders, insofern diese in gewisser Weise auf (implizit) vorhandene Vorannahmen verweisen und das Bewusstsein für die eigenen Gewohnheiten und das einem bisher Bekannte stärken. Hier finden wir verallgemeinert die Umgangsweisen des ‚Abtuns‘ und ‚Einlassens‘, um mit diesen Erfahrungen umzugehen. Dabei können eine Reihe von Überlegungen über die Frage angestoßen werden, ‚wie es auch anders sein könnte‘. Gleichzeitig stellen die Ehemaligen es als einen Teil ihres Wirkens heraus, dass auch sie durch ihre Anwesenheit und ihre Tätigkeit den Menschen, mit denen sie am Einsatzort zu tun haben, eine andere Perspektive aufzeigen können. Dieser Austausch bleibt aber häufig asymmetrisch und den Freiwilligen ist bewusst, dass sie daraus mehr für sich lernen können als andersherum.

In der *Zeit unmittelbar nach dem Dienst* machen die zurückkommenden Freiwilligen mitunter die Erfahrung, dass sie das Gefühl haben, auf Unverständnis und Desinteresse seitens ihres persönlichen Umfelds zu stoßen. Für die Freiwilligen, die in Deutschland waren, gestaltet sich die Situation ähnlich befremdlich, wenn niemand an den eigenen Veränderungen während des Einsatzes teilgehabt hat. Eine wichtige Funktion nimmt hier die Begleitung durch den Träger nach dem Ende des Dienstes ein, die als sehr hilfreich empfunden wurde, weil den Freiwilligen bewusst wird, dass sie mit ihrer Situation nicht allein sind. Dabei sind wir auf sehr unterschiedliche Bedürfnisse gestoßen, was die Intensität der Betreuung und die zeitliche Nähe von Angeboten zum Zeitpunkt der Rückkehr anbelangt. Für viele der Ehemaligen ist die Rückkehr aber auch eine Phase, in der zahlreichen Entscheidungen auf Veränderungen anstehen, die simultan bewältigt werden müssen (z.B. Vorbereitungen auf Studienbeginn und Wohnortwechsel).

Die *Prägungen durch die Erfahrungen, die im Freiwilligendienst gemacht wurden*, haben wir in sieben Bereichen lokalisieren können: im Bereich von Beruf, Studium und Arbeit, hinsichtlich der durch den Freiwilligendienst entstandenen Identifikation mit dem Programm, der Gemeinschaft der Freiwilligen und dem, wofür der Jesuitenorden steht, auf der Ebene von Persönlichkeit und Charakter, in der Bedeutung von Glaube und Spiritualität für das heutige Leben, in der Aushandlung dessen, was „einfacher Lebensstil“ bedeutet, in Form von Engagement im persönlichen Nahbereich sowie in der Aufrechterhaltung einer Verbindung zum Einsatzland und den Menschen vor Ort.

Unsere wichtigsten Ergebnisse lassen sich dabei folgendermaßen zusammenfassen:

Hinsichtlich *Studium, Beruf und Arbeit* wird häufig angeführt, dass man mit der Absicht einer „Prüfung“ von Ideen und angedachten Entscheidungen (z.B. Studienfachwahl) den Freiwilligendienst angetreten hat, die letztlich unterschiedliche Ausgänge genommen hat („Bestätigung“, Revidierung, Anpassung). Der Dienst hat Orientierung gegeben sowohl für die Freiwilligen, die explizit danach suchten als auch für jene, die sich diese nicht erwartet hätten. Wo die Ehemaligen den Dienst eher als eine Vertiefung der bereits eingeschlagenen Richtung erleben, berichten sie häufig von dessen Fortwirken auch noch Jahre nach dem Einsatz und lokalisieren diese in Teilaspekten ihrer weiteren Ausbildung und ihrer beruflichen Orientierung (z.B. durch Auslandssemester im ehemaligen Einsatzland).

Auf der Ebene von *Persönlichkeit und Charakter* wurden vielfältige Einflüsse des Dienstes auf die Freiwilligen deutlich. Eine zentrale Auswirkung ist dabei die „Erweiterung des persönlichen Horizonts“ und eine Öffnung des eigenen Blicks, die sich bspw. im Abbau von Berührungsängsten gegenüber bestimmten Personengruppen zeigt. Auch entwickeln einige Freiwillige eine Nähe zu „alternativen Lebensentwürfen“. Wo Erfahrungen der Überforderung und der starken Begrenzung der eigenen Wirkmächtigkeit gelegentlich auch zu einer Art „Abstumpfung“ gegenüber sozialen Missständen führen können, sensibilisiert sich die Wahrnehmung der Freiwilligen überwiegend, was diese auch als Zugewinn an „Empathie“ erleben. Die Erfahrung, sich in neuen Situationen zurechtfinden und auch Herausforderungen gut meistern zu können, führt zu einer Intensivierung des Selbstvertrauens, die viele Freiwillige als eine Stärkung ihrer Unabhängigkeit und Flexibilität wahrnehmen. Als sehr wichtig hat sich überdies eine Verstärkung von Selbstwahrnehmung und Selbstreflexion erwiesen. Durch die Erfahrung des Dienstes lernen viele Freiwillige ihre eigenen Kompetenzen und Bedürfnisse besser kennen. Die Selbstreflexion während dem Dienst motiviert die Freiwilligen nachhaltig, sich bewusst mit eigenen Beweggründen und Einstellungen auseinanderzusetzen. Dabei zeigt sich auch ein verstärktes Bewusstsein für die eigenen Privilegien, wobei viele Freiwillige im Rahmen des Projekts das verstärkte Gefühl von Dankbarkeit beschrieben haben. Wo die Gemeinschaft der Freiwilligen immer wieder als eine Art ‚Gemeinschaft von Gleichgesinnten‘ gefasst wurde, hat sich als wichtiger Lerneffekt auch gezeigt, Unterschiede aushandeln und in ihrem Fortbestehen „aushalten“ zu können.

Die intensiven Erfahrungen während des Einsatzes und die an sich selbst beobachtenden Veränderungen durch den Dienst befördern für den überwiegenden Teil der Ehemaligen eine bis heute andauernde *Identifikation mit den Zielen und Inhalten jesuitischer Freiwilligendienste*. Besonders deutlich wird dies in Schlagworten wie „JEV – ruined for life“ oder dem „Jesuit Spirit“. Programmübergreifend verstehen sich die Ehemaligen als „Gleichgesinnte“, wie die Erfahrungen aus den Gruppendiskussionen zeigen. Daraus erwachsen unterschiedliche Bedürfnisse: erstens, dem Programm durch eigenes Engagement zurückzugeben und zweitens, mit anderen Ehemaligen in Kontakt zu bleiben und die Vernetzung zu intensivieren. In dem Wunsch nach einer stärkeren Vernetzung der Ehemaligen, insbesondere unter Einbezug der älteren JEV-Jahrgänge, vermischen sich verschiedene Gefühle und Bedürfnisse von Zugehörigkeiten: a) Teil einer Gemeinschaft von Ehemaligen sein, b) Verbindung zum Jesuitenorden halten, c) Teil einer „Mission“ sein, die mit Jesuitenorden und dem Freiwilligenprogramm verbunden gesehen wird. Im Forschungsprozess ist deutlich geworden, dass es für diese verschiedenen Bedürfnisse zwar Angebote gibt, diese aber häufig nur einem Teil der Ehemaligen bekannt sind und dass die Kontinuität von Vernetzung über einen längeren Zeitraum aufgrund personeller und organisatorischer Veränderungen nicht gegeben zu sein scheint.

Unser empirisches Material gibt Hinweise darauf, dass die unterschiedlichen Orientierungsfunktionen, die die Teilnahme an einem jesuitischen Freiwilligendienst hinsichtlich der Lebensbereiche ‚*Glaube und Spiritualität*‘ erfüllt, davon abhängen, welche Bedeutung Religiosität vor dem Freiwilligendienst hat, welche Rolle glaubensbezogene Motive in der Entscheidung für das jesuitische Programm (im Vergleich zu ‚säkularen‘ oder christlichen Diensten) spielen,

welche spirituellen Angebote es seitens des Programms gibt und wie die Freiwilligen den „gelebten Glauben“ während des Einsatzes gestalten. Dabei ist zu betonen, dass durch den Träger des Programms in diesem Zielbereich keine ‚Zielvorgabe‘ besteht, sondern ‚Offenheit‘ als eine Einladung zur Teilhabe und Mitgestaltung begriffen wird, die je nach persönlichen Vorlieben und Bedürfnissen angenommen werden kann. Insgesamt beeinflusst der Freiwilligendienst die Ehemaligen scheinbar weniger hinsichtlich der Ausübung von Glaubenspraktiken (Gottesdienstbesuch, Beten, andere Andachtsformen). Vielmehr sind die gemachten Erfahrungen bedeutsam hinsichtlich des eigenen Zugangs zum Glauben und sind Anstoß oder Bestärkung für das Leben von Spiritualität im Alltag sowie den fortwährenden Austausch darüber mit anderen. Letztlich stellt der Freiwilligendienst für einige Freiwillige rückblickend eine Gelegenheit dar, in der das eigene Verhältnis zur katholischen Kirche neu definiert wurde.

Während des Einsatzes wird die Frage, wie ein „*einfacher Lebensstil*“ aussehen und gestaltet werden kann, in Abhängigkeit von den Bedingungen der Unterbringung, des Einsatzlandes und dem zur Verfügung stehenden Budget gesehen und dabei häufig als eine Herausforderung an sich selbst, die eine bewusste Einschränkung erfordert, um den ‚Als ob‘-Charakter des Dienstes durch die begrenzte Einsatzdauer und die bestehende Asymmetrie durch im Hintergrund vorhandene finanzielle Mittel vergessen zu machen. Nach dem Dienst ist der „einfache Lebensstil“ für die Ehemaligen, die ein Studium beginnen, häufig leichter zu realisieren, weil sie relativ zu ihrer „Überfluss“-Umgebung über beschränkte Mittel verfügen und die eigenen Bedürfnisse an Komfort und materieller Sicherheit weniger drängende Themen sind. In späteren Lebenssituationen wird diesen Bedürfnissen größere Bedeutung beigemessen, u.a. wenn man mittlerweile selbst Familie hat. Insgesamt wird „einfacher Lebensstil“ unterschiedlich begriffen und am häufigsten verstanden als Beschränkung von Besitz und Konsum auf Notwendiges und einen verantwortungsbewussten, sozial wie ökologisch nachhaltigen Konsum. Seltener werden Wohnen und das eigene Mobilitätsverhalten (anhand von Autobesitz und Autofahren, Flexibilität bei Reisen und Langstreckenflügen) zur Sprache gebracht. Die Frage, was „einfacher Lebensstil“ heißt und wie dieser orientiert an den eigenen Bedürfnissen realisiert werden kann, wird von vielen unserer Gesprächspartner_innen als eine nicht-abschließbare Frage begriffen. Dabei wird das Bezugsproblem des „einfachen Lebensstils“, begriffen als die einerseits vermeintlich offensichtliche und andererseits nie überblickbare eigene Verstrickung in globale Wirtschaftsbeziehungen und Ausbeutungsdynamiken, in individuelle ethische Dilemmata übersetzt, deren erwarteter moralischer Gewinn in dieser Sichtweise aus dem Gefühl eigener Unzulänglichkeit allzu häufig nicht realisiert werden kann.

Ein großer Teil der Ehemaligen engagiert sich vor dem Freiwilligendienst und heute ehrenamtlich, wobei die Erfahrungen des Freiwilligendienstes diesen Bereich weniger stark beeinflusst als die anderen. Diese spezifische Form des *Engagements* wird in der Interviewsituation häufig nicht benannt oder als „etwas Kleines“ heruntergespielt. Es wird deutlich, dass die Ehemaligen unter „Engagement“ häufig auf den Kontakt im Alltag bezogene Haltungen und Handlungen verstehen, die von unserem eher formal gedachten Begriff des „ehrenamtlichen Engagements“ nicht erfasst werden. Durch diese Form, die wir ‚Engagement im persönlichen Nahbereich‘ nennen, sollen Werte und Ideale, die mit dem Freiwilligendienst zurückgeführt werden (z.B., weil man selbst die Erfahrung gemacht hat, sich in einem Land fremd zu fühlen und dann willkommen geheißen zu werden), anderen Menschen im persönlichen Umfeld pragmatisch vorgelebt werden. Letztlich würde dann ein Ideal wie der „einfache Lebensstil“ durch diese interpersonale Ausbreitung in die gesellschaftliche Breite eine transformative Wirkung entfalten.

Es hat sich gezeigt, dass sehr viele Freiwillige eine starke *Verbindung zu ihrem Einsatzland* aufrechterhalten. Einige kehren (wiederholt) an den Einsatzort zurück, wobei sie vor allem durch soziale Beziehungen motiviert werden, die sie mit Menschen vor Ort unterhalten. Außerdem zeigt eine entsprechende Verbindung durch das Fortführen des Lernens der Sprache

des Einsatzlandes und dem Aneignen von Wissen über das Land. Sensibilisiert durch ihre Erfahrungen während des Dienstes verstehen sich die Freiwilligen mitunter als „Vermittler“ des Landes mit dem Anspruch, stereotypen Vorstellungen entgegenzuarbeiten.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Bereiche und Intensität von Prägungen durch den Freiwilligendienst einerseits von den Erlebnissen während des Dienstes selbst abhängt, andererseits die Bedeutung konkreter Erfahrungen erst im Laufe von mehreren Jahren nach dem Einsatz sichtbar und benennbar wird. Dabei sind die Begleitung durch das Programm sowie die Form und Intensität des Wohnens während des Einsatzes wiederholt thematisierte Aspekte des Einsatzes, die in einem engen Zusammenhang mit solchen Prägungen stehen. Eine aus unserer Sicht zentrale Stellung nehmen dabei Reflexionspraktiken während des Einsatzes und danach ein, die eine Verarbeitung von Erfahrungen und die Artikulation von Bildungserfahrungen ermöglichen.

b) Freiwilligendienste als Bildungserfahrung?

Im Laufe des Forschungsprozesses haben wir uns die Frage gestellt, inwiefern Freiwilligendienste als Bildungserfahrung interpretiert werden können und worin ihre Charakteristika bestehen. Dazu soll hier zunächst kurz das Verständnis von ‚Bildung‘, wie es am ZGF vertreten wird und sich aus Forschungs- und Lehrerfahrungen speist, umrissen werden.²¹

Bildung ist mehr als ein resultat-orientierter Lehr-/Lern-Vorgang, an dessen Ende der Erwerb vorab definierter Wissensbestände oder das Beherrschen vorab definierter Kompetenzen steht. Wir verstehen Bildung als einen offenen und nicht abschließbaren Prozess, in dessen Verlauf Menschen Erfahrungen eines gewissen Typs machen, diese reflexiv und in Auseinandersetzung mit anderen Menschen verarbeiten und dadurch sich selbst, ihre Sichtweisen, Werthaltungen und Handlungsdispositionen weiterentwickeln und ggf. auch verändern. Dieser Prozess lässt sich jenseits der Dichotomie von ‚passiv‘ (ich werde gebildet) und ‚aktiv‘ (ich bilde mich selbst aus mir selbst heraus) als ein medialer Prozess verstehen: als ‚Von-Selbst-Bildung‘, die sich in der interaktiven Wechselwirkung mit der Welt und mit anderen Menschen vollzieht.

Bildung ist auf vielfältige Erfahrungen angewiesen, insbesondere auf solche, die in irgendeiner Hinsicht ungewohnt oder neu sind und die sich als solche einer routinierten Reaktion und auch der bloßen, gleichsam problemlosen Anwendung von bereits erworbenem Wissen und bereits erworbener Kompetenzen verweigern, wodurch die Notwendigkeit entsteht, sich dazu in besonderer Weise verhalten zu müssen. Ob und wie Erfahrungen dieser Art zu einem ‚Bildungsmoment‘ werden, ist abhängig von der Offenheit, sich involvieren und herausfordern zu lassen, welche ihrerseits durch individuelle Bedürfnisse bedingt ist.

Diese Offenheit vorausgesetzt können die genannten Erfahrungen nur dann eine bildende Wirkung entfalten, wenn sie reflexiv verarbeitet werden. Die reflexive Verarbeitung, das Sich-ins-Verhältnis-Setzen zur Erfahrung, beginnt mit dem Ausdrücken-Können dessen, was beeindruckt, und mit dem Artikulieren des Erfahrenen. Im nachdenkenden und nachspürenden Artikulieren des Erfahrenen vollziehen sich dessen Interpretation und die (stets vorläufige) Klärung, was das Erfahrene für den Menschen selbst bedeutet. Die reflektierende Interpretation der eigenen Erfahrungen ist zwar ein Selbstbezug des Menschen, jedoch unweigerlich eingebunden in unterschiedliche Sozialbezüge. Die Auseinandersetzung mit Anderen ist dabei als

²¹ Die folgenden Ausführungen gehen dabei auf intensive Diskussionen im Rahmen des ZGF-Teams zurück, an denen insbesondere unsere Kollegin Karin Hutflötz großen Anteil hatte und der wir für ihre inhaltliche Unterstützung herzlich danken möchten. Die drei folgenden Absätze sind eine Bearbeitung eines Textes von Thomas Steinforth, dessen erste Version im Anschluss an diese Diskussionen entstand.

konstitutiv für die selbst-bildende Auseinandersetzung mit den eigenen Erfahrungen zu verstehen. Auf diese Weise kann sich – womöglich durch eine Phase der Veruneindeutigung bisheriger Selbstverständlichkeiten, der Infragestellung bisheriger Selbst- und Welt-Interpretationen und der Desorientierung hindurch – eine neue Orientierung entwickeln, wenn auch wiederum nur vorläufig.

Bezieht man dieses Bildungsverständnis auf einen Freiwilligendienst wie JEV und JV, so ist offenkundig, dass es sich dabei nicht um formelle Lern-Settings (wie z.B. Schulunterricht) handelt, abgesehen vom Besuch von Sprachkursen und allenfalls einzelnen Übungen während der Vorbereitungsseminare. Es ist hier wenig sinnvoll, überhaupt von einem Lern-Setting zu sprechen, denn wie die Erzählungen von Tagesabläufen zu Beginn des Dienstes verdeutlichen, geht es für die Freiwilligen zunächst einmal darum, den ungewohnten Alltag zu bewältigen und nicht, sich zu bilden oder gebildet zu werden. Anlässe dafür gibt es aber genügend: im Kennenlernen der Einsatzstelle, bei der Orientierung am Einsatzort, auf den Wegen zwischen Unterkunft, Einsatzstelle und Läden sowie in Gesprächen mit Kolleg_innen, Nutzer_innen der Einsatzstelle und anderen Menschen vor Ort. Dabei sind nun nicht alle Erfahrungen, die die Freiwilligen machen, und alles Ungewohnte, auf das sie treffen, Auslöser für Bildungsprozesse. Das Bezugsproblem der Frage ‚Wie kaufe ich ein Ticket für den Bus?‘ ist zunächst in Ermangelung von Sprachkenntnissen und dem Wissen um Ticketkaufprozedere nicht leicht, aber doch abschließbar zu lösen.

Anders verhält es sich bei einer Frage, die sich für Catherine (ähnlich bei Cordula und Karin), die in einer Bahnhofsmision gearbeitet hat, während ihres Dienstes zu stellen beginnt: „Wie leben Menschen ohne Wohnung?“. Dabei ist ihr am ersten Tag in der Einsatzstelle alles „sehr unheimlich“, sie macht also eine stark irritierende Erfahrung, die im Kontrast zu dem steht, was sie kennt („behütet in einer Kleinstadt aufgewachsen“) und mit der sie zunächst nicht umgehen kann. Nach und nach gewöhnt sie sich durch Beobachten und langsames Mitmachen an die Abläufe und die Arbeit in der Bahnhofsmision und erkennt bald regelmäßige Gäste wieder. Sie beginnt im Laufe des Dienstes, zwei Notizbücher über schöne und schwierige Erfahrungen sowie ihre persönlichen Erkenntnisse zu schreiben. Letztlich begleitet sie das Thema Wohnungslosigkeit in ihrer Arbeit bis heute. Cordula schildert, dass sie den Impuls verspürte, eine wohnungslose Frau, die sie aus ihrer Einsatzstelle kannte und dann im Alltag außerhalb der Arbeit trifft, in die Kommunität einzuladen, weil sie wisse, „dass da noch ein Bett frei ist“. Aus nicht näher benannten Gründen heraus tut sie es nicht, aber die Reaktion zeigt, dass sich durch die Konfrontation mit verschiedenen Ausschnitten aus der Lebenswirklichkeit einer wohnungslosen Person für die_den Freiwillige_n viele weitere Fragen ergeben, die verunsichernd sind, aber durch reflexive Praktiken als Bildungserfahrungen fruchtbar gemacht werden können.

Ein weiteres Beispiel für eine nicht abschließbare Frage, die im Unterschied zum ersten Thema zunächst ‚von außen‘ an die Freiwilligen herangetragen wird, ist das Leben eines „einfachen Lebensstils“: Hier stellt sich während des Dienstes die Frage, ob und wie dieser in der eigenen Freiwilligen-WG gepflegt werden soll. Einige Freiwillige entdecken daraufhin, dass diese Frage nicht ohne die Berücksichtigung individueller Bedürfnisse (z.B. Fahrten ‚nach Hause‘, Kauf bestimmter Lebensmittel) gemeinsam beantwortet werden kann. Durch weitere Anschlussfragen wird immer weiter veruneindeutigt, was es mit dem „einfachen Lebensstil“ auf sich hat. Dass die Ehemaligen diese Fragen nicht nach dem Dienst einfach als ‚erledigt‘ abgetan und sich anderen Themen zugewandt haben, spricht dafür, dass dieser Prozess der Selbst-Bildung nicht zu einem Abschluss gekommen ist, sondern bis heute andauert und immer wieder auf neue Probleme stößt. Dabei wird die Erkenntnis der Nicht-Abschließbarkeit (Magdalena: „Es gibt keinen Katalog, in dem drinsteht, was okay ist und was nicht“) der Frage ein wesentlicher Teil der Bildungserfahrung.

Sowohl in JEV als auch in JV sind eine Reihe von Reflexionsinstanzen in das Programm eingebaut, die solche Prozesse befördern. Der wöchentliche Kommunitätsabend in JEV ist ein Moment des Innehaltens (Hiatus), in dem losgelöst vom alltäglichen Handlungsdruck gemeinsam über Erlebtes gesprochen werden kann. Dabei trägt das Erzählen, das gegenseitige Zuhören und einander Rat geben dazu bei, individuell die eigenen Einstellungen, Werte und Orientierungen kritisch zu befragen und Möglichkeiten, etwas anders zu tun, sichtbar zu machen. In JV ist das Gespräch mit Mitbewohner_innen nicht durch ein Format wie den Kommunitätsabend strukturiert, trägt aber ebenfalls zu dieser Reflexion bei: z.B. erzählt Alexandra, dass sie von den Erfahrungen ihrer älteren Mitfreiwilligen lernen konnte und sich nun sicherer in der Leitung von Gruppen fühlt. Die während eines Freiwilligendienstes mit Sicherheit dem Alltag am stärksten entzogenen Reflexionssettings, in denen Zeit zur Auseinandersetzung mit Eindrücken in üppigem Ausmaß vorhanden ist, sind die Exerzitien, die die Freiwilligen machen können. Besonders hervorzuheben ist dabei noch, dass die Teilnehmenden zusätzlich zu der Auseinandersetzung mit eigenen Erlebnissen auch Techniken der Selbstreflexion kennenlernen, die – wie in zahlreichen Rückmeldungen deutlich geworden ist – oftmals über Jahrzehnte ihre Herangehensweise an Konflikte, Probleme und Entscheidungen prägen.

Nicht zuletzt können die interkulturellen „Fettnäpfchen“ (Josefine) überraschende, frustrierende oder irritierende Erfahrungen sein. Die Frage, was in so einer Situation anders als erwartet gelaufen ist, lässt sich nicht leicht beantworten und die Störung einer routinemäßigen Interaktion bleibt zunächst unerklärlich. Die Bildungserfahrung nach unserem Verständnis besteht dabei nicht nur darin, am Ende des Einsatzes über neues Regel-Wissen zu alltäglichen Verhaltensweisen im Einsatzland zu verfügen, sondern sich zunächst selbst die Frage zu stellen, inwiefern und warum andere Menschen anders handeln als man selbst, diese anschließend auf das eigene Handeln zu wenden und letztlich eine Form interkultureller Kompetenz zu entwickeln, in der man eigene Handlungsmuster kritisch befragen und zwischen verschiedenen Möglichkeiten changieren kann. Demgegenüber sind Umgangsweisen mit interkulturellen Erfahrungen, die das eigene Unverständnis durch ein vermeintlich objektives, faktisches Wissen ‚wegerklären‘, ein Indiz dafür, dass neue Erfahrungen gänzlich in ein bereits bestehendes Reaktions- und Deutungsschema eingepasst werden und insofern keinen Bildungsprozess initiieren. Denn Bildung bedeutet in unserem Verständnis auch, bereits erlerntes Wissen wieder in solchem Maße zu vergessen, dass man auch wieder irritiert und desorientiert werden kann.

Diese kurze Diskussion macht deutlich, dass ein Freiwilligendienst nicht an sich als eine Bildungserfahrung zu verstehen ist, darin aber zahlreiche potenzielle Bildungsmomente zu finden sind, die häufig über Jahre hinweg fortdauernde Bildungsprozesse initiieren oder strukturieren können. Die Besonderheiten der programmatischen Ausrichtung von JEV und JV sowie die in den Jahresablauf eingebauten Reflexionsformate ermöglichen dabei eine Fokussierung auf bestimmte Bildungserfahrungen: Umgang mit Fremdheit und Andersartigkeit, Gestaltung des eigenen und gemeinschaftlichen Lebens sowie die Auseinandersetzung mit sich selbst und den subjektiven Bezug zur Welt.

c) Offene und neue Fragen

Über die im Gestaltungskapitel formulierten Ansätze hinaus stellen sich am Ende dieses Forschungsprozesses Fragen, die entweder aufgrund des Fokus unserer Forschung nicht beantwortet werden konnten oder die sich aus den gewonnen Erkenntnissen erst ergeben haben.

Die überraschenden und irritierenden Erfahrungen, die im Freiwilligendienst gemacht werden, führen nicht automatisch zu einem Ideal bestimmter interkultureller Kompetenz. Hierbei konnte das Forschungsprojekt nur ansatzweise herausarbeiten, wovon bestimmte Umgangsweisen

mit diesen Erfahrungen abhängen: von der Betreuung während des Einsatzes, ob man allein oder zu mehreren Freiwilligen vor Ort ist und ob die eigene Rolle als Freiwillige_r oder eher als Entwicklungshelfer_in verstanden wird. Dabei bleibt offen, wie es dazu kommt, dass in ähnlichen Konstellationen der_die ein_e Freiwillige_r sich eher zurückhält und versucht, zu verstehen, ein_e andere_r Freiwillige_r Unverständliches durch Bezugnahme auf Kultur bzw. kulturelle Stereotypen und eine Ansammlung von Faktenwissen ‚wegeklärt‘ und wieder ein_e andere_r Freiwillige_r nach Analogien zwischen ‚zu Hause‘ und dem Einsatzort sucht.

Eine wichtige Rolle spielt in diesem Zusammenhang die Reflexion von Erfahrungen während des Einsatzes durch eine Betreuung vor Ort. In den späteren Jahren von JEV und aktuell in JV hat sich diese zusehends auf den Kontakt mit dem JEV/JV-Team verschoben und erfolgt heute unter Nutzung von Skype, WhatsApp und ähnlichen Diensten. Vorteilig daran ist, dass persönliche Kommunikation in Echtzeit unter Schonung von Ressourcen und Überwindung großer Distanzen möglich ist. Teilweise scheint diese Verschiebung aber auch dadurch bedingt, dass – worauf unser Material hindeutet – die Betreuung von Ansprechpersonen vor Ort häufig eher sporadisch und auf formale Abläufe (z.B. Hilfe bei der Beantragung des Visums) beschränkt zu sein scheint, anstatt zu einer Auseinandersetzung mit dem Erlebten einzuladen. Aus unserer Sicht stellt sich die Frage, inwiefern medial vermittelte Kommunikation zwischen den Freiwilligen und den Ansprechpersonen im JV-Team dasselbe Gefühl von Empathie und vom einstweiligen Rückzug vom Handlungsdruck des Freiwilligen-Daseins vermitteln kann, wie das persönliche oder gemeinschaftliche Gespräch unter Anwesenden. Hierauf konnte keine Antwort gefunden werden, weil die Auskünfte in den Interviews eher spärlich waren.

Ein weiterer Aspekt an der Schnittstelle von Kommunikation und Reflexion ist, dass die JV-Freiwilligen angehalten sind, während ihres Dienstes einen Blog über ihre Erlebnisse zu schreiben. Diese Tätigkeit wird von einzelnen Freiwilligen als eine unterhaltsame, manchmal lästige Pflicht empfunden, ihre Sinnhaftigkeit hinsichtlich der aus Sicht der Freiwilligen damit beabsichtigten Außenwirkung aber kritisch befragt. Zudem stellt sich aus unserer Sicht die Frage, inwiefern das Schreiben eines Blog-Eintrags, der öffentlich zugänglich ist, eine andere Textsorte produzieren lässt, die weniger zur Reflexion über die Bedeutung von Erlebnissen für sich selbst, und eher zur Reflexion über die Präsentation, Aufbereitung und Wirksamkeit von Inhalten anregt und unidirektional konzipiert wird, also keine Auseinandersetzung über das Reflektierte anstrebt. Hier stellt sich die Frage, wie diese vergleichsweise einfache Form der Selbstreflexion dialogischer gestaltet werden könnte, um nicht vergeblich zu sein.

Hinsichtlich des Transfers der Erfahrungen, die Freiwilligen im Ausland machen, stellt sich die Frage, inwiefern es durch das Programm und durch dessen Reflexionsangebote gelingt, die Perspektivenerweiterung, die Freiwillige durch den Dienst häufig an sich erfahren haben, nicht nur vom deutschsprachigen Raum aus auf die Welt, sondern auch auf Ungleichheiten innerhalb des Landes, in dem man selbst lebt, zu richten und auch hier die globalen Dimensionen sozialer Ungleichheit zu sehen. In JEV mag dies durch die Kontrastierung der Erfahrungen von Freiwilligen, die im deutschsprachigen Raum ihren Einsatz absolviert haben, mit jenen, die im Ausland waren, leichter möglich gewesen sein, und die Verläufe der Gruppendiskussionen deuten darauf hin, dass soziale Ungleichheiten (und Ungerechtigkeiten) sowohl auf lokaler, nationalstaatlicher und globaler Ebene gedacht werden. Inwiefern dieser Transfer auch in JV erreicht werden kann und geleistet wird, bleibt für uns eine offene Frage.

Wie im Ergebnisteil ausgeführt wurde, konnte aus den Daten kein Bild darüber gewonnen werden, welche Faktoren es wahrscheinlicher machen, sich ehrenamtlich zu engagieren. Dass in den empirischen Daten keine oder nur sehr schwache Zusammenhänge zwischen den Ressourcen (finanzielle Sicherheit, Zeit, gute Gesundheit, Persönlichkeitseigenschaften) und dem Umfang sowie der Intensität ehrenamtlichen Engagements identifiziert werden konnten, sollte

wegen möglicher unbeobachteter methodischer Einschränkungen nicht überinterpretiert werden. Dieses Ergebnis läuft zudem unseren Erwartungen zuwider und wirft Fragen nach weiteren Determinanten auf.

Zudem stellt sich die Frage, wie Engagement im persönlichen Nahbereich, wie es von den Ehemaligen ausgeübt wird, sichtbar gemacht und in seiner transformativen Wirkungsabsicht institutionell unterstützt werden kann.²² Die Diskussion des Freiwilligendienstes als eine Bildungserfahrung macht dabei deutlich, dass weniger das kognitive Wissen bspw. um globale Ausbeutungsdynamiken, sondern die Erfahrung ‚es mit eigenen Augen gesehen‘ zu haben, als ein Anlass genommen wird, sich konkret und im Rahmen der eigenen Möglichkeiten für andere Menschen und Gerechtigkeit einzusetzen. Ein Ansatzpunkt wäre somit, die in JV in der Vorbereitungsphase und während des Einsatzes enthaltenen Momente des „Selbstversuchs“ als Übungen weiterzuentwickeln, die – durch reflexive Momente gerahmt – Impulse zur weiteren Auseinandersetzung setzen, um so die Ziele von jesuitischen Freiwilligendiensten über den Kreis der Freiwilligen hinaus weitertragen zu können.

²² Damit verknüpft ist auch die Thematik der Vernetzung der Ehemaligen, um sich gegenseitig auf Projekte aufmerksam zu machen und Unterstützung verschiedener Art zu generieren.

Literaturverzeichnis

- Bohnsack, Ralf (2013): Gruppendiskussion. In: Flick, Uwe / von Kardorff, Ernst / Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: S. 369-384.
- Brot für die Welt (2018): Vom Freiwilligendienst zum Voluntourismus. Herausforderungen für die verantwortungsvolle Gestaltung eines wachsenden Reisetrends. Berlin.
- Flick, Uwe (2011): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg.
- Przyborski, Aglaja /Wohlrab-Sahr, Monika (2010): Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch. München.
- R Core Team (2018): R: A language and environment for statistical computing. R Foundation for Statistical Computing. Wien.
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Frankfurt am Main.
- Rosenthal, Gabriele (2014): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim und Basel.
- Strauss, Anselm (2004): Methodologische Grundlagen der Grounded Theory. In: Strübing, Jörg /Schnettler, Bernt (Hrsg.): Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte. Konstanz: S. 427 – 451.
- Strauss, Anselm /Corbin, Juliet (1996): Grounded theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim.
- Strübing, Jörg (2014): Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung. Wiesbaden.
- VERBI Software (2018): MAXQDA, Software für qualitative Datenanalyse, 1989 – 2018. Berlin.
- Wickham, Hadley (2016): ggplot2. Elegant Graphics for Data Analysis. New York.
- Wickham, Hadley (2017): tidyverse. Easily Install and Load the ‚Tidyverse‘ (version 1.2.1).

Anhang

Separat zu diesem Bericht wird das generierte empirische Material (Umfragedaten, Interviewtranskripte) auf einer verschlüsselten Daten-CD an den Auftraggeber übermittelt.

A. Leitfaden für Orientierungsgespräche

Block I: Begrüßung und Einführung

- Begrüßung + Bedanken für Teilnahme
 - evtl. Anrede klären (zum Teil schon vorher „per du“)
 - Anonymitätssicherung und Information über Diktiergerät und Datenschutz [*wiederholen, da schon bei Vorgespräch informiert*]
 - Beginn mit der Aufzeichnung

 - Vorstellung von uns und der Studie
 - [*max. drei-vier Sätze, auf Jesuitenmission und Unterstützerfunktion der Interviewpartner_innen verweisen*]
Wie bereits telefonisch/per Mail besprochen, führen wir im Auftrag der Jesuitenmission eine Studie durch. Dabei interessiert uns, welche Erfahrungen ehemalige Freiwillige mit ihrem Dienst gemacht haben und wie sich dieser langfristig auswirkt.

 - kurzen Überblick über Vorgehen und Dauer des Interviews geben [*thematische Blöcke, es gibt kein richtig&falsch, offen antworten, ca. 30-60 Min.*]
 - Das Interview ist in verschiedene Themenblöcke unterteilt [*Bewerbung/Zeit vor dem Einsatz, Phase des Einsatzes, Rückkehr, allgemeine Fragen*]
 - Es gibt keine richtigen und falschen Antworten. Ich freue mich, wenn Sie mir einfach Ihre persönliche Sichtweise darstellen. Das Interview wird etwa dreißig bis sechzig Minuten dauern.
-
- Gibt es noch Fragen oder Anmerkungen, bevor wir starten?

Block II: Motivation/ Phase vor der Bewerbung

[Überleitung: Als erstes würde mich interessieren, wie Sie darauf gekommen sind, an einem Freiwilligendienst der Jesuitenmission teilzunehmen und wie es Ihnen in der Zeit vor dem Einsatz ging.]

[Motivation]

- Wie kam es dazu/was hat Sie dazu bewogen, dass Sie einen Freiwilligendienst absolviert haben?
 - Gab es noch etwas anderes, das Sie motiviert hat?
 - Was haben Sie sich von einem Freiwilligendienst erwartet?

[konkrete Vorstellungen]

- Wie haben Sie sich konkret vorgestellt, dass dieser Freiwilligendienst sein wird?
 - Gab es etwas, was Sie besonders gereizt hat, etwas, worauf Sie Lust hatten/ worauf Sie neugierig waren?

[speziell Programm der Jesuitenmission]

- Warum war für Sie speziell ein Programm der Jesuitenmission von Interesse?
 - Wie sind Sie darauf gekommen?
 - Existierte vorher schon eine Anbindung? [*z.B. Kontakt mit dem Jesuitenorden aus familiärem Umfeld, Freundeskreis, Schule, Jugendgruppe etc.*]

- Haben Sie auch Informationen zu Programmen von anderen Trägern eingeholt/ Freiwilligendienste verglichen? [z.B. Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, weltwärts, FSJ, FÖJ etc.]
- Wenn ja: Warum erschien Ihnen das Programm der JM letztlich passender?

[Bewerbung und Vorbereitung]

- [Falls nicht schon gesagt:] Ab wann waren Sie sich sicher, diesen Freiwilligendienst machen zu wollen?

- Inwiefern haben der Bewerbungsprozess und die Vorbereitungsphase in ihrer Entscheidung bestärkt, genau diesen Freiwilligendienst zu absolvieren?

- Ist Ihnen das Bewerbungsgespräch noch in Erinnerung?
- Was hat Sie zu dieser Zeit sonst noch in Ihrem Leben beschäftigt? [z.B. Schulabschluss, Beziehung etc.]
- Wie haben Sie das Orientierungsseminar erlebt? Wie ist es abgelaufen?

- Ab wann wussten Sie, an welchen Einsatzort Sie kommen?

- Falls „Sender-Prinzip“: Was ist Ihnen zuerst durch den Kopf gegangen, als Sie davon gehört haben?
 - Wie haben Sie die mit dem „Sender-Prinzip“ [man bewirbt sich für das Programm, nicht für den Einsatzort/die Einsatzstelle] verbundene notwendige Offenheit und ggf. Unsicherheit erlebt?
- Haben das Einsatzziel und die Einsatzstelle Ihren Wünschen entsprochen? Wenn nicht, wohin wären Sie gern gegangen?

- Inwiefern haben Sie sich für den Einsatz (nicht) vorbereitet gefühlt?

[Lebensphase vor der Bewerbung/ dem Einsatz]

[Falls noch nicht thematisiert]

- Wie war Ihre Lebenssituation, als Sie sich entschlossen, den Dienst zu machen?

- Beruflich/schulisch
- Privat
- Engagement (politisch, sozial, religiös etc.)
- Zukunftspläne

Block III: Phase des Einsatzes

[Überleitung: Jetzt haben wir ja schon viel über die Bewerbungsphase und die Zeit vor dem Einsatz gesprochen. Mich interessiert natürlich insbesondere, wie es Ihnen während dem Einsatz ging.]

[allgemeine Infos zum Einsatz]

- Bitte erzählen Sie mir von der Zeit, die Sie an Ihrem Einsatzort verbracht haben. Starten Sie, wo Sie wollen. [z.B. Einsatzort, Einsatzstelle, zentrale Aufgaben, Unterbringung etc.]

- Können Sie mal beschreiben, wie ein Tag dort so abgelaufen ist? [z.B. zeitlich (Dauer, Häufigkeit) Ort, teilnehmende Personen, zentrale Tätigkeiten etc.]
- Inwiefern hatten Sie in der Zeit Ihres Einsatzes Kontakt „nach Hause“?

[Schlüsselerlebnisse]

- Können Sie mir von einem bestimmten oder mehreren Ereignissen, Erlebnissen oder Begegnungen während des Einsatzes erzählen, die Ihnen besonders in Erinnerung sind und die Sie besonders beschäftigt haben (und vielleicht noch beschäftigt) [egal, ob negativ oder positiv]?

- In welcher Weise hat Sie das beschäftigt? [z.B. berührt, irritiert, verschreckt, gefreut, geängstigt etc.]
- Wie sind Sie damit umgegangen?
- Nachhaken: Gab es noch was anderes? // Was gab es sonst noch?

[einzelne Aspekte vertiefend: schöne Momente, positive Erfahrungen]

- Was mochten Sie denn an Ihrem Einsatzort besonders gern?
- In welchen Situationen haben Sie sich während des Einsatzes besonders gut gefühlt?
 - In welchem Sinne "gut" - können Sie das näher qualifizieren?
- Was hat Ihnen an Ihren Tätigkeiten gut gefallen/ Sie am meisten interessiert?
- Was hat Ihnen am Zusammenleben/der sozialen Gemeinschaft/dem gesell. Miteinander an ihrem Einsatzort gefallen?
 - Falls unklar: was fanden Sie gut daran, wie die Menschen dort interagieren, kommunizieren, leben besonders gut?

[Herausforderungen, Konflikte, negative Erfahrungen]

- Was hat Ihnen nicht so gut gefallen, was haben Sie vielleicht vermisst?
 - Wie sind Sie damit umgegangen?
 - Gab es sonst noch etwas?
- Was hat Ihnen am Zusammenleben/der sozialen Gemeinschaft/dem gesell. Miteinander an ihrem Einsatzort weniger gefallen?
 - Falls unklar: was fanden sie schlecht daran, wie die Menschen dort interagieren, kommunizieren, leben?
- Gab es vielleicht Situation, in der Sie erlebt haben, dass Ihnen ganz andere Dinge wichtig waren als einem anderen Menschen vor Ort? *[z.B. Meinungsverschiedenheiten, Streits, Auseinandersetzungen etc.]*
 - Wenn ja: Können Sie mir von der Situation erzählen?
- Sind Sie während des Einsatzes auch mal an Ihre Grenzen gestoßen?
 - Falls unklar: haben Sie sich überfordert, hilflos oder ohnmächtig erlebt?
 - Wie sind Sie damit umgegangen, was hat es mit Ihnen gemacht?
- Was hat Ihnen in schwierigen Situationen und Zeiten geholfen?
 - An wen konnten Sie sich wenden, wenn Probleme auftraten?
 - Inwiefern konnten Sie auf die Einsatzstelle und/oder den Träger/ Ihre Betreuungsperson zugehen, wenn Konflikte während dem Einsatz aufgetaucht sind?
- Gab es krisenhafte Situationen oder so große Frustration, dass Sie überlegt haben, abzubrechen?
 - Wenn ja: Welche und wie sind Sie damit umgegangen?

[Reflexion der eigenen Erfahrungen]

- Wie haben Sie Ihren Einfluss vor Ort wahrgenommen?
 - Wie haben die Menschen vor Ort auf Sie und Ihre Arbeit reagiert?
 - Haben Sie das Gefühl, Sie konnten Ihre Perspektive, Ihre Ansichten, Vorstellungen (genügend) einbringen?
 - Welche Ihrer Eigenschaften haben Ihnen dort geholfen? Welche standen womöglich eher im Weg?
- Denken Sie, der Aufenthalt hat Sie/ Ihre Person/ Ihre Einstellungen verändert/ verändert, was Ihnen wichtig ist? Inwiefern?
 - Hat sich Ihre Ansicht über/ ihr Bild von *[Einsatzland]* durch den Aufenthalt verändert?
- Wie haben Sie Ihre Erfahrungen verarbeitet und was war für Sie dabei hilfreich?
 - *[falls nichts kommt:]* Im Programm von *[JEV/JMV/JV]* ist u.a. vorgesehen, dass die Freiwilligen an Seminarwochen teilnehmen, es regelmäßige Gespräche mit Betreuungspersonen gibt und die Freiwilligen Berichte über Ihre Erfahrungen vor Ort schreiben. Was war davon für Sie hilfreich? Was weniger oder nicht?

Block IV: „Zurückkommen“

[Überleitung: Nachdem Sie mir nun schon ein bisschen was/ einiges von Ihren Erfahrungen während dem Dienst erzählt haben, frage ich mich, wie es Ihnen danach ging und welchen Platz diese Erfahrungen nach Ihrer Rückkehr hatten.]

[allgemeine Situation nach Rückkehr]

- Wie war es für Sie, wieder „nach Hause“ zu kommen?
 - Was haben Sie unmittelbar nach Ihrer Rückkehr gemacht?
- Wie hat sich Ihre Lebenssituation danach entwickelt? Gab es Veränderungen?
 - Beruflich/schulisch
 - Privat
 - Engagement
 - Zukunftspläne

[Rückkehrerarbeit]

- Was war für Sie hilfreich nach Ihrer Rückkehr?
 - Was hat vielleicht gefehlt, wäre hilfreich gewesen?
- Können Sie mir von dem Rückkehrerseminar erzählen?
- Wie haben Sie das Schreiben des Abschlussberichts/ das Abschlussgespräch erlebt?

[langfristige Veränderungen durch den Einsatz]

- Haben Sie Gefühl, dass der Einsatz Sie verändert/langfristig geprägt hat? Inwiefern?
 - Falls unklar: Gibt es Dinge, die sich durch den Aufenthalt in Ihrem Leben *[Alltag, Verhalten etc.]* langfristig verändert haben?
 - Wenn ja: Inwiefern? In welchen Situationen fällt Ihnen das auf?
- Waren vor dem Einsatz andere Dinge wichtig und wertvoll für Sie als danach bzw. heute?
 - *[falls nichts kommt:]* Vorhin haben Sie gesagt, dass Sie sich für den Dienst beworben haben, weil Ihnen *[...]* wichtig gewesen ist. Wie war das nach dem Einsatz?

Block V: Allgemein/ Sonstiges

[Überleitung: Zum Schluss würde ich gerne nochmal einen Blick auf den gesamten Einsatz werfen.]

[Erwartungen/Anforderungen der Jesuitenmission]

- Was sind Ihrer Ansicht nach besondere/spezielle Eigenschaften/Kennzeichen des Programms?
 - Welche Rolle hat Ihr Glaube/ Ihre religiöse Orientierung im Entscheidungsprozess gespielt?
 - Haben sich Ihre religiösen Überzeugungen durch den Einsatz geändert?
- Haben Sie noch Kontakt zur Jesuitenmission? *[bzgl. konkreten Personen, Veranstaltungen, ehemalige Freiwillige, Einsatzstelle etc.]*
- Aus unserer bisherigen Arbeit mit Dokumenten des Trägers zum Programm wissen wir, dass von deren Seite ein großer Wert auf *[hier entsprechend anpassen/gewichten:]* Selbstreflexivität, Spiritualität, politisches Denken, die Offenheit, in einem ganz anderen Umfeld zu Leben und in Beziehung mit anderen Menschen zu treten.
 - Auf Basis Ihrer eigenen Erlebnisse, inwiefern haben diese Anforderungen auch für Sie eine Rolle gespielt?
 - Inwieweit können Sie sich mit diesen Zielen identifizieren?

[Engagement, Gerechtigkeitsempfinden]

- Wo und auf welche Weise versuchen Sie, sich heute für eine gerechte oder bessere Gesellschaft einzusetzen oder anderen Menschen gerecht zu werden?
 - Inwiefern hat Ihr heutiges Verständnis von Gerechtigkeit und Ihr entsprechendes Handeln mit Ihren Erfahrungen im Einsatz zu tun?
- Was bedeutet für Sie Engagement?
 - Was verstehen Sie unter Gerechtigkeit?

[Änderungswünsche]

- Gibt es etwas, was Ihrer Meinung nach am Dienst angepasst werden könnte/sollte?

- Wenn Sie sich einmal vorstellen, dass Sie selbst ein Freiwilligenprogramm organisieren: was würden Sie ändern?
- Für die Jesuitenmission sind natürlich auch konkrete Handlungsempfehlungen von Interesse. Welche zwei Dinge würden Sie der Jesuitenmission gerne (zu diesem Thema) sagen?

[abschließende Reflexion]

- Sind Ihre Erwartungen an den Dienst erfüllt worden?
 - Würde Sie nochmal so einen Dienst machen?
 - Wenn ja: was würden Sie diesmal vielleicht anders machen?
- Wenn sich jemand überlegt, diesen Dienst zu machen - was würden Sie ihn/sie fragen oder ihm/ihr sagen, mit auf den Weg geben?
 - Was brauchen Freiwillige (Infos, Unterstützungsbedarfe etc.) aus Ihrer Sicht vor, während und nach dem Einsatz?

Block VI: Abschluss

- Von meiner Seite aus wurde alles Wichtige besprochen. Gibt es etwas, das für Sie zu diesem Thema noch wichtig ist, worüber wir noch nicht gesprochen haben?
-

Diktiergerät sichtbar ausschalten und in der Tasche verstauen: So, jetzt mache ich das hier mal aus.

- Haben Sie noch Fragen?
 - ggf. Informationen darüber geben, was nun mit dem Interviewmaterial passiert
Die Aufnahme des Interviews wird erst verschriftlicht. Dabei werden Ihr Name und alle Informationen über Sie anonymisiert und sämtliche Datenschutzrichtlinien eingehalten. Die Interviewtranskripte werden am Computer analysiert und die Audiodatei am Ende des Projekts gelöscht. Der aus diesen und vielen anderen Informationen erstellte Abschlussbericht wird öffentlich zugänglich gemacht, aber niemand kann erkennen, dass Sie bei einem Interview mitgemacht haben-
- Bedanken für das Gespräch
- Falls Sie noch Fragen haben oder Ihnen noch etwas einfällt, können Sie mich gerne kontaktieren.

B. Leitfaden für vertiefende Interviews

Block I: Begrüßung und Einführung

- Begrüßung + Bedanken für Teilnahme
- evtl. Anrede klären (zum Teil schon vorher „per du“)
- Anonymitätssicherung und Information über Diktiergerät und Datenschutz *[wiederholen, da schon bei Vorgespräch informiert]*
- Beginn mit der Aufzeichnung
- Vorstellung von uns und der Studie
 - *[max. drei-vier Sätze, auf Jesuitenmission und Unterstützerfunktion der Interviewpartner_innen verweisen]*
Wie bereits besprochen, führen wir im Auftrag der Jesuitenmission eine Studie durch. Dabei interessiert uns, welche Erfahrungen ehemalige Freiwillige mit ihrem Dienst gemacht haben und wie sich dieser langfristig auswirkt.
- kurzen Überblick über Vorgehen und Dauer des Interviews geben

- Das Interview ist in verschiedene Themenblöcke unterteilt [*Bewerbung/Zeit vor dem Einsatz, Phase des Einsatzes, Rückkehr, allgemeine Fragen*]
- Es gibt keine richtigen und falschen Antworten. Ich freue mich, wenn Sie mir einfach Ihre persönliche Sichtweise darstellen. Das Interview dauert etwa 45 bis 60 Minuten.

– Gibt es noch Fragen oder Anmerkungen, bevor wir starten?

Block II: Motivation/ Phase vor der Bewerbung

[Überleitung: Als erstes würde mich interessieren, wie Sie darauf gekommen sind, an einem Freiwilligendienst der Jesuitenmission teilzunehmen und wie es Ihnen in der Zeit vor dem Einsatz ging.]

[Motivation]

- Wie kam es dazu/was hat Sie dazu bewogen, dass Sie einen Freiwilligendienst absolviert haben?

- Gab es noch etwas Anderes, das Sie motiviert hat?
- Was haben Sie sich von einem Freiwilligendienst erwartet?
- Wie haben Sie das bei anderen wahrgenommen, was sie zu der Teilnahme an dem Dienst motiviert hat? [*z.B. im Rahmen der Vorbereitungsseminare*]

[konkrete Vorstellungen]

- Wie haben Sie sich konkret vorgestellt, dass dieser Freiwilligendienst sein wird?

- Gab es etwas, was Sie besonders gereizt hat, etwas, worauf Sie Lust hatten/ worauf Sie neugierig waren?

- [*Falls Dienst in Deutschland gemacht*] Wäre für Sie auch ein Einsatz im Ausland in Frage gekommen?

[Vorbereitung]

- Inwiefern haben Sie sich für den Einsatz (nicht) vorbereitet gefühlt?

- Hatten Sie in der Vorbereitungszeit Zweifel, ob Sie den Einsatz wirklich machen wollen?

[Lebensphase vor der Bewerbung/ dem Einsatz]

[Falls noch nicht thematisiert]

- Wie war Ihre Lebenssituation, als Sie sich entschlossen, den Dienst zu machen?

- Beruflich/schulisch
- Privat
- Engagement (politisch, sozial, religiös etc.)
- Zukunftspläne

Block III: Phase des Einsatzes

[Überleitung: Jetzt haben wir ja schon viel über die Bewerbungsphase und die Zeit vor dem Einsatz gesprochen. Mich interessiert natürlich auch, wie es Ihnen während dem Einsatz ging.]

[Zusammenfassung des Einsatzes]

- Bitte erzählen Sie mir kurz von der Zeit, die Sie an Ihrem Einsatzort verbracht haben. In welchem Land waren Sie? An was für einer Einsatzstelle waren Sie beschäftigt? Was haben Sie da gearbeitet? Wie haben Sie da gewohnt?

[Schlüsselerlebnisse]

- Können Sie mir von einem bestimmten oder mehreren Ereignissen, Erlebnissen oder Begegnungen während des Einsatzes erzählen, die Ihnen besonders in Erinnerung sind und die Sie besonders beschäftigt haben (und vielleicht noch beschäftigt) [*egal, ob negativ oder positiv*]?

- In welcher Weise hat Sie das beschäftigt? [z.B. berührt, irritiert, verschreckt, gefreut, geängstigt etc.]
- Wie sind Sie damit umgegangen?

[Soziale Beziehungen]

- Welche sozialen Beziehungen waren während des Einsatzes wichtig für Sie?
 - Wie sind diese entstanden und wie wurde der Kontakt gepflegt?

[Fremdheitserfahrungen]

- Gab es Momente, in denen Sie etwas überrascht/gewundert hat? [z.B. an den Abläufen vor Ort, dem Verhalten der Personen oder ähnliches]
 - Worüber haben Sie während des Einsatzes gestaunt?
- Gab es Situationen, in denen Sie nicht wussten, wie Sie reagieren sollten?
 - Nachhaken: Gab es noch etwas Anderes? Was gab es sonst noch?

[einzelne Aspekte vertiefend: schöne Momente, positive Erfahrungen]

- In welchen Situationen haben Sie sich während des Einsatzes besonders gut gefühlt?

[Herausforderungen, Konflikte, negative Erfahrungen]

- Was hat Ihnen nicht so gut gefallen, was haben Sie vielleicht vermisst?
 - Wie sind Sie damit umgegangen?
- Was hat Ihnen in schwierigen Situationen und Zeiten geholfen?
 - An wen haben Sie sich gewendet, wenn Probleme auftraten? [z.B. an Mitarbeitende, andere Freiwillige, geistl./pädagog. Begleitung vor Ort, Team des Freiwilligendienstes etc.]

[Reflexion der eigenen Erfahrungen]

- Wie haben Sie Ihren Einfluss vor Ort wahrgenommen?
 - Wie haben die Menschen vor Ort auf Sie und Ihre Arbeit reagiert?
 - Haben Sie das Gefühl, Sie konnten Ihre Perspektive, Ihre Ansichten, Vorstellungen (genügend) einbringen?
 - Gab es Situationen, in denen Sie Grenzen dessen bemerkt haben, was Sie bewirken können?
 - Wie war das für Sie? Wie sind Sie damit umgegangen?

[Angepasste Nachfragen, wenn in Deutschland den Einsatz gemacht. Vor allem hinsichtlich dessen, ob auch in D ‚Fremdheitserfahrungen‘ (z.B. mit unbekanntem Lebenswelten) gemacht wurden.]

Block IV: „Zurückkommen“

[Überleitung: Nachdem Sie mir nun schon ein bisschen was/ einiges von Ihren Erfahrungen während dem Dienst erzählt haben, frage ich mich, wie es Ihnen danach ging und welchen Platz diese Erfahrungen nach Ihrer Rückkehr hatten.]

[allgemeine Situation nach Rückkehr]

- Wie war es für Sie, wieder „nach Hause“ zu kommen?
 - Was haben Sie unmittelbar nach Ihrer Rückkehr gemacht?
- Wie ging es nach dem Einsatz für Sie weiter?/ Wie hat sich Ihre Lebenssituation danach entwickelt? Gab es Veränderungen? [z.B. beruflich/schulisch, privat, Engagement, Zukunftspläne]
 - Inwiefern haben die Erfahrungen aus dem Dienst dabei eine Rolle gespielt?

[‚Rückkehrerarbeit‘]

- Inwiefern war es notwendig, sich nach der Rückkehr wieder einzugewöhnen? [War es schwierig, sich wieder einzugewöhnen?]
 - Haben Sie etwas aus dem Einsatzland vermisst?
 - Hat sich Ihre Ansicht über/ ihr Bild von [Einsatzland] durch den Aufenthalt verändert?
- Wie hat Ihr Umfeld auf Sie reagiert, als Sie wieder zu Hause waren?
 - Haben Sie Veränderungen an sich oder den anderen bemerkt?
- Wie haben Sie Ihre Erfahrungen verarbeitet? [z.B. Gespräche, schriftl. Auseinandersetzungen, Seminare etc.]
- Was war für Sie (sonst noch) hilfreich nach Ihrer Rückkehr?
 - Was hat vielleicht gefehlt, wäre hilfreich gewesen?

Block V: Reflexion auf die Bedeutung der Erfahrungen aus dem FWD heute

[Überleitung: Da uns insbesondere auch die langfristigen Wirkungen des Dienstes interessieren, würde ich gerne nochmal einen Blick auf den gesamten Einsatz und Ihre heutige Lebenssituation werfen.]

[Reflexion auf Erwartungen an den Einsatz]

- Wenn Sie zurückdenken an den Einsatzbeginn, was haben Sie erwartet, was Sie vor Ort ausrichten können?
 - Inwiefern haben sich diese Erwartungen bestätigt?
 - Inwiefern wurden Erwartungen auch enttäuscht?
 - Evtl. auf die zu Beginn geäußerte Motivation referieren: Hat sich diese im Laufe des Dienstes gewandelt und wie wird sie heute bewertet?
 - Wie bewerten Sie diese Erwartungen aus heutiger Sicht?

[langfristige Veränderungen durch den Einsatz]

[bei diesem Block, wenn notwendig, nachfragen, ob xxx auch schon vor dem Einsatz so war, um Zusammenhang abschätzen zu können.]

- Haben Sie Gefühl, dass der Einsatz Sie verändert/langfristig geprägt hat?
 - Inwiefern? In welchen Bereichen?
 - Falls unklar: Gibt es Dinge, die sich durch den Aufenthalt in Ihrem Leben [Alltag, Verhalten, Einstellungen etc.] langfristig verändert haben?
 - Wenn ja: Inwiefern? In welchen Situationen fällt Ihnen das auf?
 - Waren vor dem Einsatz andere Dinge wichtig und wertvoll für Sie als danach bzw. heute?

[Bei Schlagwörtern wie „Einfacher Lebensstil“, „Leben in Gemeinschaft“, „Gelebter Glaube“ nachfragen:]

- Was heißt das für Sie? Wie verstehen Sie das? Wie sieht das in Ihrem Alltag aus?

[Einsatz der Zusammenstellung aus der Umfrage]

[Einstieg:] Sie haben ja an unserer Online-Umfrage teilgenommen. Darin haben wir auch die Frage gestellt, wie stark der Freiwilligendienst verschiedene Lebensbereiche beeinflusst hat. Ich habe Ihnen dazu eine kleine Darstellung mitgebracht. Dabei soll es jetzt nicht um eine detaillierte Erklärung der Grafiken gehen.

- Schauen Sie sich das mal an. Was fällt Ihnen spontan daran auf?
 - Wo finden Sie sich da wieder?
 - Inwiefern ist die Erfahrung des Freiwilligendienstes für Sie in diesen Bereichen wichtig?
 - In welchen Bereichen eher nicht?
 - Wie ist das bei Ihnen hinsichtlich... [Berufswahl, Freundeskreis, Partnerschaft, Glauben und Spiritualität, alltäglichem Konsumverhalten]? Haben Sie das Gefühl gehabt, dass der Freiwilligendienst [...] langfristig beeinflusst hat? Inwiefern?

[Glaube und Spiritualität]

- Inwiefern hat sich in Ihrem Glaubensleben durch den Freiwilligendienst etwas geändert? *[z.B. Ihre Einstellungen zu Kirche, Ihr Umgang mit religiösen Themen, die Art, wie Sie Ihren Glauben/Andachtsformen leben etc.]*

- In der Umfrage wurde sehr häufig die große Bedeutung des Kontakts mit ignatianischer Spiritualität betont. Wie ist das bei Ihnen?
- Inwiefern spielt Spiritualität für Sie heute eine Rolle?

[Alltägliches Konsumverhalten]

- Viele der ehemaligen Teilnehmenden haben in der Umfrage angegeben, dass der Dienst ihr Konsumverhalten langfristig beeinflusst hat.

- Wie ist das bei Ihnen?/ Woran merken Sie das?
- Inwiefern führen Sie dies auf Ihre Erfahrungen während des Einsatzes zurück? *[z.B. auch die Wohn- und Lebenssituation während des Dienstes]*

[Soziale Beziehungen, Kontaktpflege]

- Haben Sie noch Kontakt zu den Menschen, die Sie während des Freiwilligendienstes kennengelernt haben? *(z.B. Mitfreiwillige/Kommunitätsmitglieder, Kolleg_innen, Freund_innen, andere Menschen vor Ort, Team des Freiwilligendienstes, Mitarbeitende der Jesuitenmission)*

- Auf welche Weise/ wie häufig treten Sie in Kontakt?
- Welche Rolle nehmen diese Beziehungen heute in ihrem Alltag ein?
- Sind Sie nochmal in Ihr Einsatzland gereist?
→ Wenn ja: Was hat Sie dazu motiviert?/ Wie war das für Sie?
→ Wenn nein: Haben Sie einen Besuch seitdem in Erwägung gezogen?/ Was hat Sie abgehalten?

[Engagement]

- Spielt ehrenamtliches Engagements derzeit in Ihrem Leben eine Rolle?

- Inwiefern? (Bereich, Art des Engagements, Zusammenhang zum FWD)

[Falls an diesem Punkt unklar ist, ob/inwiefern sich der Dienst auf das Berufsleben und die Persönlichkeit langfristig ausgewirkt hat, sollten entsprechende Nachfragen gestellt werden.]

Block VI: Allgemein/Sonstiges

[Änderungswünsche]

- Gibt es etwas, was Ihrer Meinung nach am Dienst angepasst werden könnte/sollte?

- Wenn Sie sich einmal vorstellen, dass Sie selbst ein Freiwilligenprogramm organisieren: was würden Sie ändern?
- Für die Jesuitenmission sind natürlich auch konkrete Handlungsempfehlungen von Interesse. Welche zwei Dinge würden Sie der Jesuitenmission gerne (zu diesem Thema) sagen?

[abschließende Reflexion]

- Würde Sie nochmal so einen Dienst machen?

- Wenn ja: was würden Sie diesmal vielleicht anders machen?

- Wenn sich jemand überlegt, diesen Dienst zu machen - was würden Sie ihn/sie fragen oder ihm/ihr sagen, mit auf den Weg geben?

- Was brauchen Freiwillige (Infos, Unterstützungsbedarfe etc.) aus Ihrer Sicht vor, während und nach dem Einsatz?

Block VI: Abschluss

- Von meiner Seite aus wurde alles Wichtige besprochen. Gibt es etwas, das für Sie zu diesem Thema noch wichtig ist, worüber wir noch nicht gesprochen haben?

Diktiergerät sichtbar ausschalten und in der Tasche verstauen: So, jetzt mache ich das hier mal aus.

- Haben Sie noch Fragen?

- ggf. Informationen darüber geben, was nun mit dem Interviewmaterial passiert
Die Aufnahme des Interviews wird erst verschriftlicht. Dabei werden Ihr Name und alle Informationen über Sie anonymisiert und sämtliche Datenschutzrichtlinien eingehalten. Die Interviewtranskripte werden am Computer analysiert und die Audiodatei am Ende des Projekts gelöscht. Der aus diesen und vielen anderen Informationen erstellte Abschlussbericht wird öffentlich zugänglich gemacht, aber niemand kann erkennen, dass Sie bei einem Interview mitgemacht haben-

- Bedanken für das Gespräch

- Falls Sie noch Fragen haben oder Ihnen noch etwas einfällt, können Sie mich gerne kontaktieren.

C. Transkriptionsregeln

(in Anlehnung an den Transkriptionsstandard TIQ; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010: 164ff.)

(3)	Anzahl der Sekunden, die eine Pause dauert (ab drei Sekunden)
<u>nein</u>	Betonung
nein	Deutlich laut in Relation zur üblichen Lautstärke der Sprecherin/des Sprechers
°nein°	Sehr leise in Relation zur üblichen Lautstärke der Sprecherin/des Sprechers
haben=s	Zwei oder mehr Worte, die wie eines gesprochen werden (Wortverschleifung) → darauf achten: Worte werden wie eines gesprochen, daher nicht bereits dann verwenden, wenn Wörter lediglich etwas näher zusammengezogen werden, als üblich
Jaaa	Dehnung von Lauten, die Häufigkeit der Buchstaben entspricht der Länge der Dehnung → max. 3 Wiederholungen (einmal Buchstabe übliche Dehnung, zweimal Buchstabe auffallend länger gedehnt, dreimal Buchstabe sehr viel länger gedehnt)
(weil?)	Unsicherheit bei der Transkription, schwer verständliche Aussage
(unv.)	Kurze unverständliche Aussage bis eine Sekunde
(unv.2)	Unverständliche Aussage, die Zahl entspricht in etwa der Dauer der unverständlichen Aussage in Sekunden (ab zwei Sekunden)
((hustet))	Kommentar bzw. Anmerkung zu parasprachlichen, nichtverbalen Ereignissen (z.B. Husten, Räuspern, Niesen, Klopfen auf dem Tisch etc.)
@nein@	Lachend gesprochene Äußerung → nicht innerhalb eines Wortes (z.B. nicht @Sonnen@aufgang)
@(.)@	Kurzes Auflachen bis eine Sekunde
@(4)@	Längeres Lachen mit Anzahl der Sekunden in Klammern (ab zwei Sekunden)
(I1: ok)	Kurze Einschübe einer gerade nicht sprechenden Person mit Kenntlichmachen der Personenbezeichnung Aber: bestätigende Einschübe der Interviewer_in („Aha“, „Ah“, „Mhm“, „Okay“, „Ja“, „Genau“) werden nicht transkribiert
[Handy vibriert auf dem Tisch.] #00:00:10-5#	Anmerkungen zum Interviewablauf (z.B. sich Personen auf anderer Sprache unterhalten, jemand den Raum betritt etc.)
//.....//	Überlappung Sprecher_innenwechsel
Mhm	Bestätigendes „mhm“
mh?	Fragendes „mh“
Mm	Verneinendes „mm“
Hausaufg-	Wortabbruch
Nee	Verneinendes „nee“ mit zwei „e“s im Gegensatz zu „ne?“
Zwanzig	Zahlen bis einschließlich zwanzig werden ausgeschrieben! Sonst als Zahl: 21.

D. Vorgehen für Gruppendiskussionen

Hinweise zur Rolle der Moderation

- 1) „Die Interventionen richten sich immer an die ganze Gruppe, das gilt für die Formulierung von Fragen und Themenstellungen ebenso wie für das Blickverhalten.
- 2) Weitgehende Zurückhaltung des Interviewers[/der Interviewerin] und der Verzicht auf die [Teilnehmendenrolle] sind Bedingungen dafür, dass ein selbstläufiger Diskurs zustande kommt und Themen von der Gruppe abgeschlossen werden können.
- 3) Themeninitiierungen sollten keine Orientierungen enthalten, die mit dem gestellten Thema verbunden sind. [...]
- 4) Demonstrative Vagheit, d.h. vorsichtige Frageformulierungen machen deutlich, dass man dem zu erforschenden Phänomen gegenüber in einer Fremdheitsrelation steht.
- 5) Themeninitiierungen und Fragen sollten so formuliert sein, dass sie detaillierte Erzählungen und Beschreibungen evozieren.“

(Przyborski / Wohlrab-Sahr 2010: 112)

Ablauf der Gruppendiskussion

- Begrüßung, Vorstellung, Infos zum Ablauf
- Kennenlernen als erstes „Thema“
- Diskussion zu den von uns eingebrachten Themen – immer mit der Offenheit, dass dabei auch anderes aufgebracht und weiterverfolgt werden kann
- „Gibt es sonst noch was?“
- Danke & Abschluss

Fragen und Impulse

1. Motivation **(Stimulus: Statistik aus Umfrageanalyse)**

„In der Umfrage, an der ihr teilgenommen habt, gab es ja auch die Frage danach, aus welchen Gründen man sich für die Teilnahme an einem jesuitischen Freiwilligenprogramm entschieden hat.“

„Die Abbildung zeigt eine Auswahl der Gründe und die Antworten der Teilnehmenden der Umfrage dazu.“

- ➔ *Grafik mit den Zustimmungswerten zu verschiedenen Motivationen auslegen*
- *Frage:* „Wo findet ihr euch da wieder oder gibt es vielleicht etwas, was für euch keine Rolle gespielt hat?“
- *Nachfrage:* Gibt es sonst noch etwas, was euch zur Teilnahme bewegt hat, was hier womöglich gar nicht dargestellt wird?

[Worauf wir hinauswollen ist die Frage, ob es eine Hierarchie bzw. andere Form der "Wertigkeit" von unterschiedlichen Motivationen gibt. Welche als legitim anerkannt werden und welche eben nicht.]

2. Fremdheit/Interkulturalität **(Stimulus: Zitate aus Interviews und Orientierungsgesprächen)**

„In den Interviews haben wir u.a. die Frage danach gestellt, was die Person während des Einsatzes überrascht hat, worüber man gestaunt oder sich gewundert hat.“

„Auf den Karten haben wir einige Aussagen aus diesen Gesprächen vorbereitet.“

→ *Auslegen der Zitate*

- *Frage:* "Was für Gedanken sind euch denn durch den Kopf gegangen, als ihr die Zitate gehört habt? Wo seid ihr vielleicht ‚hängengeblieben‘?"
- *Nachfrage:* „Wie nehmt ihr die Reaktionen von Alexandra, Lea und Olaf wahr?/ Wie würdet ihr die Reaktionen von Alexandra, Lea und Olaf beschreiben?“

[Hier geht es uns zunächst darum herauszufinden, ob die Teilnehmenden die abgebildeten Situationen ebenfalls mit Fremdheit/Interkulturalität in Verbindung bringen. Wichtig ist dann, wie die Diskussionsteilnehmenden Umgangsstrategien mit Fremdheit bewerten.]

3. Zurückkommen (offene Frage)

„Ein wichtiger Lernmoment aus der Umfrage [aus dem Freifeld für Anmerkungen] war für uns, dass die Zeit des Zurückkommens bzw. des ‚Wie geht es nach dem Dienst weiter?‘ zu wenig Berücksichtigung fand.“

- *Frage:* „Aus eurer Sicht, was ist wichtig nach der Rückkehr?“

→ *Nachfragen:*

- "Vor welchen Herausforderungen standet ihr?"
- „Was hätte euch geholfen?"
- "Was habt ihr bei eurer Rückkehr vermisst?"

4. [Prägung (offene Frage) → je nach zeitl. Ablauf ansprechen oder rauslassen]

[Rückbezug zum Thema „Motivation“ herstellen.]

„Zu Beginn der Diskussion haben wir darüber gesprochen, was Gründe dafür sein können, so einen jesuitischen Freiwilligendienst zu machen. Wenn ihr auf das Heute schaut, was würdet ihr sagen, was der Einsatz mit euch gemacht hat?“

5. Evaluation

(Stimulus: Kärtchen mit Freifeldantworten aus der Umfrage)

„Durch das Forschungsprojekt möchte die JM auch Anregungen bekommen, was künftig am Programm verändert werden kann. Für eine Bewertung aus Sicht der Ehemaligen gab es ja auch in der Umfrage Gelegenheit.“

[Die kleinen Kärtchen mit Themen der Evaluation aus der Umfrage auslegen.]

„Auf diesen Kärtchen haben wir beispielhaft Themenbereiche herausgegriffen, hinsichtlich derer im Rahmen der Umfrage Lob und Kritik geäußert wurden.“

Fragen:

- „Wie bewertet ihr die genannten Aspekte?“
- „Was fällt euch ein?/ Gibt es etwas, was aus eurer Sicht am Programm verbessert werden könnte oder auf jeden Fall beibehalten werden sollte?“

6. Abschluss (offene Frage)

„Gibt es sonst noch was, was ihr in dieser Runde bereden möchtet? Etwas, das aus eurer Sicht wichtig ist für unsere weitere Arbeit?“

- Danke & Schluss

E. Codebaum der Analyse in MAXQDA

Die folgende Liste ist ein Ausdruck der Liste an Codes, die im Laufe der Analyse der verbalen Daten mit dem Programm MAXQDA generiert wurden. Zur Übersichtlichkeit sind nur die Codes der beiden höchsten (= abstraktesten) Ebenen dargestellt. In den einzelnen Kategorien können bis zu vier weitere, feinere Ebenen erreicht werden. Insgesamt wurden 3.069 Textstellen codiert.

- 1. Lebenssituation vor dem Einsatz
 - bisherige Auslandserfahrungen
 - Engagement vor dem Einsatz
 - familiäre Situation
 - Glaube und Spiritualität
 - Lebensstil
 - Qualifikation/Profession
 - vorangegangene Beziehung/Wissen über Jesuiten
 - Zukunftswünsche und -pläne
 - 2. Motivationen und Erwartungen
 - Bewertungen von Motivationen
 - Bild geeigneter Kandidat_innen
 - erlebte Reaktionen auf FD-Vorhaben
 - Erwartungen an den Einsatz
 - Motivation für FD allgemein
 - Motive für jesuit. Programm
 - Wirkungsansprüche/Rollenverständnis
 - 3. Vorbereitungsphase
 - Bewerbung
 - Bewertung der Vorbereitungsphase allg.
 - finanzielle Organisation
 - individuelle Vorbereitung
 - Seminare
 - Vorab-Info zur Einsatzstelle
 - Zweifel an Freiwilligendienst
 - 4. Einsatzphase
 - Ausreise aus D, Ankunft im Einsatzland
 - Ausreise, Abschied aus Einsatzland
 - Bedeutung des geistlichen Lebens
 - Bedeutung des Spracherwerbs
 - Bedeutung von Selbstreflexion
 - Betreuung, Begleitung, Ansprechpersonen
 - Einsatzstelle
 - 'Freizeit' während des Einsatzes
 - Erfahrungen von Überraschungen
 - hilfreiche Vorerfahrungen/Kompetenzen/Eigenschaften
 - kurzer Zwischenaufenthalt in D
 - Lebensstil vor Ort
 - Probleme und Krisen
 - Selbstwahrnehmung
 - Soziale Beziehungen
 - Verständnis und Wirken der Grundlinien
 - Wohnsituation
 - 5. erste Zeit nach der Rückkehr
 - Fortsetzung ohne Übergang
 - Gefühlsituation
 - neuer Abschnitt
 - programmbezogene Nachbereitungsphase
 - Rückmeldungen aus dem Umfeld
 - Schwierigkeiten nach der Rückkehr
 - Übergangsphase
 - Verarbeiten der Erfahrungen
 - 6. Lebenssituation nach dem Einsatz
 - beruflicher Werdegang
 - Engagement nach dem Einsatz
 - Kontakt zur Jesuitenmission
 - Wohnsituation
 - Zukunftspläne/ -wünsche
 - 7. langfristige Wirkungen des Einsatzes
 - Auswirkungen auf Berufsleben
 - Auswirkungen auf Glaube und Spiritualität
 - besonders prägende Erfahrungen während des Einsatzes
 - Einfluss auf Lebensstil
 - Engagement
 - Fortwirken der vier Grundlinien
 - Identifikation mit Programm
 - Intensität und Bewertung der Prägung
 - nachträgliche Bewertung des Einsatzes
 - Persönlichkeitsentwicklung
 - Sonstiges
 - Soziale Beziehungen
 - Verbindung zum Einsatzland
 - Zusammenhänge mit Prägung
 - 8. Evaluation
 - Evaluation Jesuitenmission
 - Evaluation Umfrage
 - 9. Engagement für Gerechtigkeit
 - Felder der Gerechtigkeit
 - Formen des Andere-Unterstützens
 - Gerechtigkeit als Ziel der Erziehung
 - Gerechtigkeit und Gottesglaube
 - Kontexte des Engagements
 - Umgang mit begrenzten Handlungsmöglichkeiten
 - Voraussetzungen für Engagement

F. Dokumentation zur Online-Umfrage

Der vollständige Fragebogen in der finalen Version liegt im separat übermittelten, digitalen Daten-Anhang zu diesem Bericht vor. Die um die Sitzungsdaten und fehlerhafte Einträge (➤ *Methoden der Datenerhebung*) bereinigten Rohdaten sind dort abgelegt. Ebenfalls im Daten-Anhang finden sich die Analyseskripte, die zur Verwendung in R Studio geschrieben wurden und zur Replikation der Auswertungen und Abbildungen, die in diesem Bericht eingebracht werden, geeignet sind.

Eine umfangreiche Tabelle im Daten-Anhang beinhaltet die geschlossenen, nummerierten Fragen des Fragebogens in ihrer finalen Form und stellt die Antworten in einfachen Häufigkeitsauswertungen dar.